

Sind die Jesuiten deutschfeindlich?

Ein Beitrag zur Geschichte
des Deutschtums
im Ausland
von

A. Camerlander.

Mit 23 Abbildungen und 1 Faksimile.



Dritte Auflage. – 11.—15. Tausend.

Freiburg i. Br. ✕ 1913 ✕ Caritas-Verlag.

Vorwort.

„Das Jesuitengesetz“, so schrieben unlängst die ‚Historisch-politischen Blätter‘ (Bd. 150, S. 388), „muß unbedingt fallen! Kein Kanzler und kein Bundesrat kann sich mehr für dessen Aufrechterhaltung einsetzen; unter den Parteien selbst finden sich nur noch bei beschränkten Kulturkämpfern Anhänger dieses letzten Ausnahmegesetzes. Wer sich für dieses einsetzt, blamiert sich im Zeitalter unserer politischen Freiheiten und setzt sich dem Gespött des Auslandes aus. Der Aachener Katholikentag hat gezeigt, was das katholische Deutschland fordert, und daß es die bisherige Kränkung nicht mehr ruhig hinnehmen kann. Aber eines müssen die Jesuiten selbst noch leisten, denn sie haben ihr Licht unter den Scheffel gestellt. Wohl weiß man durch die Bücher des in Württemberg geborenen und in Charlottenlund lebenden Paters Rist, was sie in den Lazaretten und auf den Schlachtfeldern von 1870/71 leisteten, wie ihre Volksmission vor 1870 den konfessionellen Frieden nicht störte; aber die Öffentlichkeit weiß nicht, auch die Masse der Katholiken weiß nicht, was die Jesuiten für das Deutschtum im Auslande leisteten und leisten. Eine kurze Zusammenstellung dieser Arbeiten in London, Paris, Italien, Moskau, Schweden, Dänemark, Brasilien usw. muß jedem Ankläger das Wort auf der Zunge erstarren lassen, und der schärfste Gegner müßte seinen Degen vor dieser nationalen Heldenarbeit senken. Wann erhalten wir diese glänzendste Apologie der Vaterlandsliebe unserer Jesuiten? Je bälder, desto besser; dann sollen und werden die Schreier und Lärmer verstummen. Man kann es nicht laut genug sagen, daß der Fortbestand des Jesuitengesetzes eine Schande für ein Weltreich ist. Wenn Unterröcke und Flachköpfe dies auch nicht begreifen wollen, es ist doch so. Keine Gnade betteln wir, unser Recht muß uns gegeben werden. Die Regierung kann dieses gar nicht mehr vorenthalten, wo alle Geistesrichtungen freie Bahn haben. Gerade im Kampfe gegen die Sozialdemokratie und den Unglauben sind die Jesuiten uns unentbehrlich,

und zwar dem ganzen katholischen Volk. Wenn eine Hand voll Außenseiter anders denkt und schreibt, so ändert dies nichts an der einmütigen Forderung des katholischen Deutschland. Der kommende Winter muß die Entscheidung bringen."

Dieser Appell gab den Anstoß zu den folgenden Blättern. Sie werden den überzeugenden Beweis erbringen, daß die verbannten deutschen Jesuiten trotz vierzigjähriger Verbannung, trotz all der bittern über sie verhängten Leiden und Kränkungen nicht bloß in Wesen und Gesinnung kerndeutsch geblieben sind, sondern ihre deutsche Gesinnung auch in wahrhaft glänzender Weise durch die Tat dokumentiert haben.

Und doch ist das, was hier auf Grund unverfälschter Quellen und unverdächtiger Zeugen erbracht wird, nur ein kleiner Teil dessen, was sie für das Deutschtum im Ausland und für ihr Vaterland geleistet. Die Frist war zu kurz, um aus allen Teilen der Welt das Material erschöpfend beizuschaffen.

Doch wird das hier Gebotene reichlich genügen, um jeden zu überzeugen, in dem Vorurteil oder Haß nicht jeden Funken deutscher Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe erstickt haben.

Wenn wir im folgenden den Begriff von Deutsch und Deutschtum stellenweise etwas weiter faßten, so scheint dies im Zusammenhang der Dinge vollauf berechtigt. Sehr treffend bemerkt Dr. Hoeniger in seinem lichtvollen Vortrage über „Das Deutschtum in Übersee"[1]: „Es ist bei der Frage, welchen Wert dieses überseeische Deutschtum für uns habe, in erster Linie zu betonen, daß heute in den Überseegebieten die Unterscheidung zwischen Reichsdeutschen und Deutschen anderer Herkunft sich verwischt. Sie verschwindet hinter der Gemeinsamkeit des Volkstums. Gleiche Sprache, gleiche Sitte, gleiche Kulturbedürfnisse führen draußen in Kirche und Schule, im gesellschaftlichen Verkehr wie in der Befriedigung des Bildungs- und Kunstgenusses alle Deutschen (Reichsdeutsche, deutsche Österreicher, Deutschschweizer) zusammen."

Man sage nicht, daß das, was deutsche Jesuiten für die Deutschen im Auslande getan, in erster Linie der Religion und nicht dem Vaterlande galt. Das ist doch bei Priestern selbstverständlich. Aber hört deshalb der Arzt, der Priester auf, ein echter Patriot zu sein, weil das Wirken des einen naturgemäß in erster Linie der leiblichen, das des andern der geistlichen Wohlfahrt gilt.

[1] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910 (Berlin 1911), S. 1089.

Ist denn die Religion nicht das beste Erbteil, das der Deutsche ins Ausland mit sich nimmt, ist sie nicht die beste und stärkste Stütze deutscher Zucht und Sitte, ist sie nicht der treueste Träger deutscher Sprache und Gesinnung? Wer also dem Deutschen draußen die Religion erhält — und ist es nicht ein deutsches Kaiserwort, was dazu so eindringlich aufforderte? — der erhält ihm sein Deutschtum und dient diesem in der wirksamsten, edelsten Weise.

Was sagt doch der obengenannte Dr. Hoeniger an gleicher Stelle: „In bäuerlichen Siedelungen ist es vor allem die Kirche, die die Deutschen gleichen Bekenntnisses wirksam zusammenhält.“[1] Und wenn bei derselben Gelegenheit ein Pastor Guhr-Breslau dazu bestätigend bemerkte: „Wo im Auslande in evangelischen Kirchen deutsch gebetet, gepredigt, gesungen wird, wo das deutsche evangelische Pfarrhaus ein Mittelpunkt deutschen Lebens ist, da wird deutsche Sprache, Sitte und Kultur gefördert und erhalten“[2], so ist wirklich nicht abzusehen, weshalb dasselbe nicht auch von der meist noch intensiveren Tätigkeit des katholischen Priesters gelten soll.

Wenn hier die Verdienste der deutschen Jesuiten dem Zweck der Schrift entsprechend besonders hervorgehoben werden, so soll damit das Verdienst anderer wackerer Arbeiter auf demselben Felde nicht ausgeschlossen und verkleinert werden. Das ist selbstverständlich, mag aber ausdrücklich betont sein.

Noch eines. Es ist eigentlich sonderbar, daß deutsche Männer, die auf deutscher Erde, aus echt deutschen, zum Teil hochangesehenen Familien geboren sind, Männer, denen niemand eine undeutsche Tat je nachweisen konnte, ihre Vaterlandsliebe erst noch beweisen sollen, ehe man ihnen die sonst so weit offenstehenden Pforten des Deutschen Reiches öffnet.

Wie viel Millionen „Deutscher“, die jetzt unbehelligt im Reiche sitzen, müßten erblassen, wenn sie vor diese Forderung gestellt würden und den Paß ihrer deutschfreundlichen Gesinnung visieren lassen müßten. Und Millionen anderer Deutschen, die nicht genug in patriotischen Reden und Hurrarufen tun können, würden beschämt dastehen, wenn ihre deutschfreundlichen Taten neben die der „vaterlandslosen“ Jesuiten gestellt würden. Diese letzteren brauchen die Forderung nicht zu scheuen. „An den Früchten sollt ihr sie erkennen“, und diese Früchte sind reife, vollgültige Früchte wahrer, edler, opferwilliger Vaterlandsliebe.

[1] Ebd. S. 1092. [2] Ebd. S. 1105.

„Am besten", so schreibt ein deutscher Jesuit aus Amerika, „könnten wir dem Bundesrat beweisen, daß wir bis in die Knochen deutsch sind, wenn uns Gelegenheit geboten würde, den Herren persönlich unsere Aufwartung zu machen." Da dies nicht angeht, so sollen diese Blätter es dem erlauchten Bundesrate und allen denen sagen, in deren Hand die entgültige Entscheidung der Jesuitenfrage ruht.

A. Camerlander.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Am Tage der Kriegserklärung, 16. Juli 1870, richtete der Präsident der Johanniter-Malteser-Genossenschaft an den Oberen der deutschen Jesuiten die Anfrage, wieviel Mitglieder des Ordens für den Krankendienst disponibel seien. „Eventuell die ganze Provinz", lautete die Antwort.

In der Folge wurden 196 deutsche Jesuiten ausgeschickt, um im Dienste der verwundeten deutschen Krieger zu arbeiten. Nicht einbegriffen sind in dieser Zahl diejenigen, die in den Lazaretten auf deutschem Boden im Krankendienst tätig waren. Überall wo deutsche Truppen gekämpft, gesiegt und gelagert, finden wir die „Ritter der schwarzen Garde", die weiße Binde mit dem Kreuz am Arme: — bei Spichern, Saarbrücken, Gravelotte, Sedan, Paris, Orleans usw. (vgl. M. Rist S. J., Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern 1866 und 1870—71. Freiburg 1904). Ein Jesuit berichtete über seine Tätigkeit auf den Schlachtfeldern:

Zu den Protestanten war unser Verhältnis ein sehr freundliches. Hatten auch einige infolge von Vorurteilen anfangs einigen Argwohn und sogar etwas Furcht vor den katholischen Gestalten, so wich diese doch nach kurzer Zeit einer wahren Liebe und Freundschaft, als sie sahen, daß wir in keiner Weise einen Unterschied machten zwischen ihnen und den Katholiken. Viele versprachen, uns in Laach nach ihrer Genesung einen Besuch abzustatten. Einer von ihnen gestand uns in Gegenwart der andern Kranken laut und offen die geheime Furcht, welche er beim ersten Anblick unserer Persönlichkeiten gehabt habe, erklärte aber zugleich, daß alle seine schrecklichen Vorstellungen und Vorurteile, welche er aus Romanen und der schlechten Presse über die Ordensleute geschöpft habe, vollständig verschwunden seien. Er wollte sich auch durch einen Besuch im Kloster überzeugen, ob wir hinter den Mauern ebenso munter und heiter seien wie im Lazarett.

Die Niederlassungen des Ordens auf deutschem Boden waren in Spitäler umgewandelt worden. Über sechzig Jesuiten erkrankten infolge des harten Dienstes, vier starben den Tod der Nächsten- und Vaterlandsliebe: mehrere wurden nach wiedererlangter Gesundheit nochmals ausgeschickt. Es fehlte nicht an ehrendsten Zeugnissen der Ärzte und Militärbehörden. Paul Wendt schreibt in seinen Kriegserinnerungen „Hinter der Front" (S. 97):

Am besten und mit wahrer Selbstaufopferung erfüllten ihre Pflicht drei Zöglinge (Jesuitenscholastiker) der bekannten Abtei Laach, welche keine noch so niedrige Arbeit scheuten und uns mehr leisteten als ein halbes Dutzend unserer eigenen Krankenwärter. Stets unverdrossen taten sie namentlich bei den Verwundeten im schweren Lazarett vorzügliche Dienste, und mancher derselben verdankt ihnen sein Leben.

Zwei Jesuiten zogen hoch zu Roß mit den deutschen Truppen in Berlin ein; einer erhielt das Eiserne Kreuz, 168 andern wurde die Kriegsdenkmünze „in Anerkennung der freiwilligen Leistungen bei der Pflege Verwundeter und Kranker während des siegreichen Feldzuges 1870—71" verliehen. Sie mußte ihnen Ende 1872 in die Verbannung nachgeschickt werden. Was hatten die deutschen Jesuiten getan, daß man sie durch Reichsgesetz vom 4. Juli aus ihrem Vaterlande vertreiben oder unter besondere gesetzliche Kontrolle setzen mußte? Der Protestant Ludwig von Gerlach schreibt in seiner Schrift „Kaiser und Papst", Berlin 1872:

Keinem deutschen Jesuiten ist in diesen Reichstagsverhandlungen aus den 58 Jahren seit der Wiederherstellung des Ordens das mindeste Vergehen oder auch nur die mindeste Ungehörigkeit nachgewiesen oder auch nur Schuld gegeben worden. Insbesondere haben die Organe der Regierung, die nachher in den Junitagen das Wort genommen, nicht einmal angedeutet, daß die Regierung im Besitze auch nur einer solchen Tatsache sei. (S. 53.)

Das Gros der vertriebenen Provinz fand gastliche Aufnahme im protestantischen England, Holland, Dänemark und Nordamerika. In allen Zonen und Weltteilen (Australien ausgenommen), unter den Völkern der weißen, schwarzen und gelben Rasse finden wir seit ihrer Vertreibung deutsche Jesuiten als Seelsorger der weißen Kolonialbevölkerung und als Pioniere der Religion und Kultur unter den Heidenvölkern [1].

[1] Die folgende Tabelle (vgl. „Kirche und Welt", Beilage zur „Germania", 1912, Nr. 40), auf Grund der offiziellen Kataloge zusammengestellt, bietet eine Übersicht über die Zahl der in den letzten vierzig Jahren im Auslande tätigen deutschen Jesuiten, wobei die in Spanien, Italien, Österreich, Belgien, England, Frankreich usw.

Eine Schilderung ihres Wirkens auf diesen weitausgedehnten Arbeitsfeldern würde Bände füllen. Hier sei nur herausgehoben, was sie speziell zu gunsten des Deutschtums getan. Ein Rundgang durch die verschiedenen Länder wird uns dies am besten zeigen.

arbeitenden Mitglieder der Provinz nicht in Anschlag gebracht wurden. Im Augenblick finden sich in Belgien 7, in Frankreich bzw. französischen Ordenshäusern 4, in England und Irland 8, in Österreich 174, in Holland 483, in Luxemburg 13, in Italien 21. Im ganzen zählte die deutsche Ordensprovinz 1912: 1164 Mitglieder (585 Priester, 244 Scholastiker. 335 Brüder), wovon auf Europa rund 850 kommen.

	1875/76	1880/81	1885/86	1890/91	1895/96	1900/01	1905/06	1910/11
Europa:								
Dänische Mission . . .	26	46	45	55	59	64	74	81
Nordamerika:								
Buffalo-Mission	64	91	124	163	203	252	303	ca. 290*
Kaliforn. Felsengebirge .	3	5	4	9	8	11	7	7*
Atlantische und Mississippistaaten	17	16	16	11	11	12	12	19*
Südamerika:								
Chile und Argentinien-Paraguay	16	15	22	23	26	26	31	27
Brasilien	39	55	78	106	130	144	174	202
Ecuador	12**	—	—	—	—	—	—	—
Afrika:								
Zambesi-Mission . . .	—	4	2	5	9	10	17	16
Asien:								
Syrien und Ägypten . .	3	3	3	3	4	3	2	2
Japan	—	—	—	—	—	—	—	4
Britisch-Indien	79	83	83	88	100	114	112	117
Zusammen †	260	309	379	460	539	636	734	ca. 770

* Durch Neuteilung im Jahre 1907 von der deutschen Provinz abgetrennt.

** Zurückgezogen infolge der Wirren nach Garcia Morenos Ermordung.

† Eingerechnet einige Vereinzelte in der Türkei, Madura, Algier, Peru, Bengalen und den Philippinen.

I. Belgien.

Verviers. Beginnen wir unsere Rundfahrt mit dem Nachbarlande Belgien, dessen große Industrie- und Handelsstädte so viele deutsche Auswanderer anziehen. Allein nach der Grenzstadt Verviers kommen jährlich wenigstens 400—500 Deutsche, um dort Arbeit und Verdienst zu suchen. Die wenigsten derselben können französisch und würden in der neuen, ungewohnten Umgebung und lockenden Freiheit religiös und sittlich verkommen, wenn niemand sich ihrer annähme.

Bereits 1860 gründete daher P. Jos. Wagner S. J. (geboren zu Kientzheim am 26. Januar 1817) zu Verviers einen deutschen Kirchenverein, führte seit 1861 regelrechten deutschen Gottesdienst in einer vom Bischof von Lüttich eigens zu diesem Zwecke bereitgestellten alten Ordenskirche ein, die seit der Zeit allgemein nur „die deutsche Kirche" heißt, und errichtete 1866 eine deutsche, von den Schulbrüdern geleitete Knabenschule, 1870 auch eine Mädchenschule. All diese Werke haben sich unter dem jetzigen Leiter der deutschen Mission, P. Fr. Weynandt S. J. (seit 1886), in erfreulichster Weise weiterentwickelt. Für die Erziehung der deutschen Kinder bestehen heute eine vierklassige Knabenschule mit 160 und eine vierklassige Mädchenschule mit 140 Kindern und acht deutschen Lehrkräften. Diese Schule wird seit 1874 von der Deutschen Reichsregierung durch Vermittlung des Deutschen Konsuls in Lüttich unterstützt (jährlich wenigstens 1000 Mark). Der deutsche Pater hat zwei Schulgebäude neu erworben, von denen das eine in den Besitz des Caritasstifts in Freiburg i. B. übergegangen ist, um den Besitz dem Deutschtum zu erhalten. Seit 1879 existiert auch eine deutsche Bücherei mit 1900 Bänden, seit 1884 ein deutscher Vinzenzverein für die Armen. Das Kaiser-Geburtstagsfest wird in der Kirche und Schule und auch im Veteranenverein gefeiert. Ohne den deutschen Pater würde das Ganze fallen.

Lüttich. In Lüttich, der großen belgischen Industrie- und Universitätsstadt, wird für die zahlreichen Deutschen gleichfalls von zwei Zentren aus gesorgt.

Die eigentliche deutsche Mission von Lüttich befindet sich in der Rue Grétry 43, in der Jesuitenkirche von St. Louis. Hier ist für die deutschen Katholiken jeden Sonntag um 11 Uhr deutsche Singmesse und Predigt, um 4 Uhr nachmittags deutsche Predigt und Segen. Täglich morgens von 6 bis 12, abends von 4 bis 8 Uhr wird Beichtgelegenheit geboten.

Im Anschluß an die deutsche Mission bestehen folgende Vereine: 1) eine religiöse Bruderschaft; 2) eine Herren-Kongregation; 3) eine Vinzenzkonferenz; 4) ein Gesangverein; 5) eine Arbeiterinnung; 6) ein Elisabethkomitee und 7) eine Damenkongregation.

Zum Schutze der deutschen Mädchen, die hier in Stellung sind, wurden eine Jungfrauenkongregation, eine Leihbibliothek, ein Stellenvermittlungsbureau und ein großer Spielsaal für die Sonntagnachmittagsstunden eingerichtet. Die nicht geringe, mit all diesen Einrichtungen und Veranstaltungen verbundene Arbeitslast ruht auf den Schultern zweier deutscher Jesuiten.

„Meine Vorgänger", so schreibt einer von ihnen, P. Hch. Oster[1], Sohn des bekannten und um Aachen so hochverdienten Stadtverordneten Heinrich Oster († 1911), „haben mir ein deutsches Mädchenheim überliefert. Alles andere habe ich nach und nach seit fünfzehn Jahren ins Leben gerufen. Ein kleiner Gesellenverein besteht seit einem Jahre, und ich hoffe, auch eine deutsche Armenschule einzurichten, sobald die Mittel dazu vorhanden sind. Wir haben es hier freilich hauptsächlich nur mit kleinen Leuten und Armen zu tun. Die Reichen sind protestantisch oder liberal. Vor zehn Jahren habe ich ein deutsches Vereinshaus gebaut (Quai de Longdoz 55); aber nur die arbeitende Klasse schließt sich an."

Im andern Stadtteile von Lüttich treffen wir den Kölner Pater Theodor Leyhausen S. J.[2], in dessen Brust gleichfalls ein echtes deutsches Herz schlägt.

„Seit 23 Jahren, die ich in Lüttich verlebe, habe ich mich immer der Deutschen nach Kräften angenommen, was mir manchen Silbergroschen kostete.

---

[1] Adresse: Mission allemande, Liége, Quai de Longdoz 61.

[2] Adresse: Collège Saint-Servais.

„Vielen jungen Leuten und Familien verschaffte ich die Mittel, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Eine ganze Reihe Deserteure habe ich mit Erfolg dazu bewogen, nach Deutschland zurückzukehren, sich zu stellen und die Strafe herzhaft auf sich zu nehmen, um Deutscher bleiben zu können.

„Seit vielen Jahren nehme ich an der Kaiser-Geburtstagsfeier der deutschen Veteranen in Verviers teil, indem ich eine Predigt in der Kirche und eine vaterländische Rede beim geselligen Frühschoppen halte. Die Veteranen haben mich sogar als alten Landstürmer zum Ehrenmitglied ernannt.

„Einen unserer Schüler, der von deutschen Eltern in Belgien geboren ist, habe ich nach dem Tode seines Vaters für Deutschland optieren lassen, und er ist jetzt ein wohlbestallter Doktor der Philologie."

Antwerpen. Ein glänzender Zeuge der patriotischen Gesinnung deutscher Jesuiten im Auslande ist auch die große See- und Handelsstadt Antwerpen. Es ist bekannt, daß bis in die neunziger Jahre hinein ein bedeutender Teil der deutschen Auswanderer nach Nord- und Südamerika über Antwerpen seinen Weg nahm. Unter den deutschen Männern, die sich ihrer meist armen und des Rates und Trostes so sehr bedürftigen Landsleute annahmen, verdient P. Lorleberg, der unermüdliche „Auswanderermissionär", ganz besonders mit Ehren genannt zu werden.

„Ich weise Sie hin", so schreibt uns der ausgezeichnete Präsident des „St.-Raphaelsvereins zum Schutze katholischer Auswanderer", Landtagsabgeordneter und Kommerzienrat Cahensly in Limburg a. L., „auf das segensreiche Wirken unseres langjährigen Vertrauensmannes, des am 29. Oktober 1908 verstorbenen hochverdienten P. Lorleberg S. J., der von 1877 bis zu seinem Tode (also volle 30 Jahre lang) sich der katholischen, zumal der deutschen Auswanderer in geradezu rührender Weise angenommen hat."

„Wenn Antwerpen auch kein deutscher Einschiffungshafen ist," sagte P. Lorleberg auf der Katholikenversammlung zu Mainz 1892, „so ist es doch hauptsächlich für Ihre Landsleute, meine Herren, daß ich daselbst das letzte deutsche Wort hören lasse, wie ein liebes Echo aus der Heimat, vermischt mit den hineinklingenden Tönen des ewigen Vaterlandes, wie ein lindernder Balsam auf die noch frischen Wunden des Abschiedes vom teuren Vaterlande und der Trennung von den Ihrigen." [1]

[1] Raphaelsblatt 1892, S. 50.

Gott allein weiß, wie viel Tausenden und aber Tausenden deutschen Landeskindern der gute, allgemein beliebte Pater ein Freund, Vater und Schützer geworden ist.

Ihm zur Seite standen der Kölner P. Lambert S. J. und vor allem P. Fritz Müller S. J., der an dieser Stelle besondere Erwähnung verdient.

Geboren zu Koblenz am 11. August 1838, trat Müller als Dreiundzwanzigjähriger — er war bereits Reserveleutnant — in die Gesellschaft Jesu und war dann seit 1878 vornehmlich als Professor der Mathematik und Deutschlehrer in verschiedenen Kollegien, zuletzt am Collège Notre-Dame (Avenue des Arts 91) in Antwerpen, tätig. Daneben war ihm die Pflege des religiösen Sinnes seiner in der belgischen Kaufmannsstadt weilenden zahlreichen Landsleute ein Herzensbedürfnis. Er war es, der vor 32 Jahren in Antwerpen zuerst einen regelmäßigen Gottesdienst für die Deutschen mit deutscher Singmesse und Predigt eingeführt.

Sein Gedanke war, den hiesigen Deutschen katholischer Religion ein Stückchen Heimat zu ersetzen und dies durch einen echt deutschen Gottesdienst.

„Jeden Sonntag", so schildert ein deutscher Landsmann, Heinrich Auer aus Freiburg i. Br., sein Wirken, „bestieg er die Kanzel und forderte in beredten Worten seine deutschen Kolonisten auf, dem Glauben treu zu bleiben und auch in der Fremde die Religion der Väter praktisch zu üben. Jeweils führte er dann seine Zuhörer in die deutschen Gaue, die er selbst so gern in Ferienwochen bereiste, schilderte die Schönheit des Heimatlandes und lenkte von da aus die Blicke seiner Pfarrkinder höher hinauf in die himmlische Heimat. Wer einmal in Antwerpen den „guten P. Müller", wie er in aller Munde hieß, gehört hat oder sonst ihm nahestand, wird den liebenswürdigen Mann als Priester und Mensch nimmer vergessen. Ob er gleich ein Lebensalter in der Fremde zugebracht, sein Herz ist darum doch der deutschen Heimat treu geblieben. Kein Weg war ihm zu weit, kein Wetter zu schlecht, seine deutschen Kranken aufzusuchen und seine hilfreiche Güte in Häuser zu tragen, wo die Frau Sorge daheim ist."

„P. Müller", so schreibt ein anderer Zeuge seiner Tätigkeit, Freiherr J. B. von Dalwigk S. J., „hat wirklich im vaterländischen Sinne gewirkt. Das schönste Denkmal setzte er sich vielleicht durch seine unausgesetzte liebevolle Sorge für die Armen unter den Deut-

schen: Dienstmädchen, Bonnen, verschämte Arme und Notleidende aller Art. Da er bei Katholiken, Protestanten, Freimaurern großes Ansehen genoß, öffneten sich ihm alle Türen und auch viele Börsen. Ein von P. Müller unterschriebener Zettel sicherte den armen Deutschen bei reicheren Landsleuten stets ein Almosen. Ein Freund des Deutschen Kaisers gab ihm Tausende für seine Armen."

Er war es auch, der für die katholischen Deutschen Antwerpens die jährliche Kaiser-Geburtagsfeier einführte, die teils in der Kirche, teils außer derselben stattfand und zu welcher der Generalkonsul und sämtliche Vizekonsuln und andere Herren, gleichviel welchen Bekenntnisses, in Gala erschienen. Beim Festessen erhielt P. Müller seinen Platz unmittelbar neben dem Generalkonsul.

Gelegentlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Pfarrer der Deutschen in Antwerpen wurde ein großes Fest veranstaltet, an welchem auch viele Nichtkatholiken teilnahmen. Bei dieser Gelegenheit verlieh der Deutsche Kaiser dem Pater den roten Adlerorden 4. Klasse, den ihm der damalige kaiserliche Generalkonsul in Antwerpen überreichte[1]. Als Se. Majestät der Deutsche Kaiser das letztemal in Brüssel war, wurde ihm P. Müller als erster von den Geistlichen vorgestellt.

Eine kaiserliche Kabinettsordre bestimmte, daß, so oft ein deutsches Kriegsschiff vor Antwerpen Anker werfe, der katholische Teil der Besatzung zu P. Müller in den Gottesdienst geführt werden sollte.

„Seine letzte Anrede an die Gemeinde", erzählt der bereits erwähnte Heinrich Auer, „hielt P. Müller Sonntag, den 29. Januar, bei Gelegenheit der Feier des Kaisers-Geburtstages in der Antwerpener Jesuitenkirche. Mit gebrochener, zitternder Stimme begeisterte der Greis seine Zuhörer für den Deutschen Kaiser. Er, den man mit seinen Ordensbrüdern aus dem Vaterlande ausgewiesen, war dem Deutschtum auch im Ausland treu geblieben. Sein letztes öffentliches Gebet galt dem Kaiser und der deutschen Heimat."

[1] Unter der Aufschrift: „Auszeichnung eines staatsgefährlichen Jesuiten", gab damals u. a. auch der „Bayer. Kurier" seinen Lesern von dieser Ordensverleihung Kunde und fügte nicht ohne Bitterkeit hinzu: „In seiner Heimat aber, wo die Katholiken bekanntlich ‚völlig ungehinderte Freiheit' genießen, darf er diese selbe eifrige Seelsorge, für deren Ausübung im Ausland er vom Deutschen Kaiser ausgezeichnet wird, nicht praktizieren, und das von Rechts oder richtiger Gesetzes wegen. Er trägt ja das Kainszeichen S. J. und ist staatsgefährlich." (Bayrischer Kurier No. 12, 12. Jan. 1909.)

Bald darauf, am 6. Februar 1911, ging der edle, hochverdiente Mann in ein besseres Jenseits hinüber. Sein Begräbnis gestaltete sich zu einem wahren Triumph. Die Kirche war für die Leichenfeier zu klein, so zahlreich waren die Deutschen beider Konfessionen, die sich mit den Antwerpenern eingefunden hatten, um dem so allgemein beliebten „Missionär der Deutschen“ die letzte Ehre zu erweisen. Der Sarg war mit Riesenkränzen förmlich überschüttet. Der herrliche Kranz des Generalkonsuls, dessen Schleifen die Reichsfarben aufwiesen, fiel besonders auf. Dreißig Wagen folgten mit einer zahllosen Menge zum Grabe. Hier hielt Geheimrat Pritsch, der Kaiserliche Generalkonsul in Antwerpen, obschon Protestant, eine ergreifende Ansprache, die etwa also lautete:

Geehrte Anwesende!

Tiefbewegten Herzens stehen wir hier an der Bahre eines wahrhaft deutschen Mannes, dessen ganzes Wirken nur darauf hinausging, Gutes zu tun und das Leid zu lindern. Speziell wir Deutsche schulden dem Heimgegangenen ganz besondern Dank. Wir alle haben ihn achten und lieben lernen, den einfachen, so bescheidenen, stets liebenswürdigen Priester. Dreißig Jahre hat er als Seelsorger unsern katholischen Deutschen in Antwerpen vorgestanden, aber der Ruf seines mildtätigen Herzens war auch zu den Deutschen anderer Konfessionen gedrungen. Seinem toleranten Charakter ist es zuzuschreiben, daß zwischen den verschiedenen Konfessionen der Deutschen stets Friede geherrscht hat.

Sein patriotisches Herz schlug bei dem Worte deutsch schon höher, und wir alle sahen ihn noch vor wenigen Tagen, wie er, obschon krank und schwach, schwankend zum letzten Male die Kanzel betrat, um uns anläßlich des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers zum Gebete für Kaiser und Reich aufzufordern. Die eindrucksvollen Worte, die der hochverehrte P. Müller an die Versammelten richtete, gleichsam vom Rande des Grabes, die patriotische Gesinnung, die er zum Ausdruck brachte, werden unauslöschlich in der Erinnerung aller bleiben.

Das Schaffen und Wirken P. Müllers war nicht auf eigenen Vorteil gerichtet, er wollte nur das Wohl anderer. Seine Verdienste um die Caritas sind unendliche und wie viele seiner Taten sind uns unbekannt geblieben. P. Müllers rechte Hand wußte nicht, was er mit der linken gab. Zu Tausenden zählen die Deutschen, die den allgeliebten P. Müller ihren Wohltäter nennen.

Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, haben dem hochverehrten Verstorbenen zu seinen Lebzeiten durch Verleihung des roten Adlerordens (7. Dezember 1908) sein besonderes Wohlwollen für seine Verdienste um das Deutschtum zum Ausdruck gebracht. —

Zum Abschiednehmen von der irdischen Hülle des allverehrten guten P. Müller stehen wir hier an seiner Bahre. Sein Andenken wird unaus-

löschlich bleiben in der Deutschen Kolonie. Im Jenseits aber sind ihm bereits seine guten Werke vorangegangen.

Dem schlichten, einfachen Manne, dem großen Patrioten weihen wir unsere deutschen Farben.

Hierbei legte der Generalkonsul einen großen Kranz mit mächtiger Schleife in den deutschen Farben auf den Sarg nieder.

Der Schluß der Rede waren ergreifende Abschiedsworte an P. Müller, die, in den wärmsten Tönen gesprochen, auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machten. Beigefügt sei noch, daß auch der Heilige Vater Pius X. dem Heimgegangenen ein überaus gütiges Handschreiben und sein Bildnis mit Unterschrift gesandt hatte zur Anerkennung der langjährigen treuen Arbeit im Dienste der Deutschen.

II. Frankreich.

Paris[1]. Schon kurz nach der ersten französischen Restauration zur Zeit Louis Philipps wurde Paris zur Heimat vieler deutscher Auswanderer. Die ungeahnte Entwicklung des gesamten Maschinen- und Fabrikwesens, das in der französischen Hauptstadt bald zur höchsten Blüte gelangte, lockte zahllose wanderlustige Deutsche herbei, die mit Frau und Kind, mit Sack und Pack ihr Vaterland verließen und in der Fremde ihr Glück versuchen wollten. Aus Rheinpreußen, Hessen und Luxemburg, später auch aus Württemberg, Bayern und Baden kamen die Deutschen in Scharen nach Paris gezogen. Viele fanden als tüchtige Arbeiter und wegen ihres Fleißes, ihrer Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit geschätzt, leicht Verdienst und ein gutes Verdienst. Tausende und aber Tausende schlugen sich als Lastträger, Gassenkehrer, Lumpensammler und nicht zuletzt als Bettler und Vagabunden kümmerlich durch. Alle aber litten unter dem traurigen Mangel einer eigenen Pastoration. Christliche Gesinnung und Glaube ging vielfach unter ihnen verloren und das Beispiel so vieler Franzosen, die kein Gotteshaus besuchten, weder Sonntag noch Festtag hielten, verdarb auch bei den Deutschen Zucht und Sitte.

Der Rheinpreuße P. Bervenger unternahm im Einverständnis mit dem damaligen Erzbischof von Paris, Graf Quélen, zuerst den Versuch, eine geordnete Seelsorge für die 50 000 Deutschen einzuführen, indem er regelmäßig jeden Sonntag deutschen Gottesdienst mit deutscher Predigt, bald in dieser, bald in jener Kirche hielt. Aber mit seinem schon bald erfolgten Tode ging das kaum begonnene

[1] Vgl. unter anderem: Der ehrwürdige P. Chable und die deutsche Mission in Paris (von Dr. Ebeling). Paris 1860; Notice sur la Mission St. Joseph des Allemands, fondée à Paris en 1851 . . . par le R. P. Chable S. J. Paris 1865; Jahrbuch des Caritasverbandes 1910/11; Die deutsche St.-Josephsmission in Paris. Aachen 1900; Die Deutschen in Paris. Vom Verfasser der „Rundschau“. Freiburg i. B. 1862.

Werk wieder zugrunde. Mittlerweile wuchs die Zahl der deutschen Einwanderer nach 1840 immer rascher und es entstanden in Paris ganze Quartiere, vorzüglich in den Vorstädten, wo fast ausschließlich Deutsche wohnten. Nach Dr. Ebeling wies die amtliche Schätzung 1849 nicht weniger als 86 500 Deutsche auf, die sich auf der Polizei gemeldet hatten. Die wirkliche Zahl war noch viel größer. Ein Jesuit,



P. Johann Joseph Chable.

P. Neltner, griff 1862 das mühsame Missionswerk des P. Bervenger wieder auf, aber auch diesmal ohne großen Erfolg. Ein solcher war nur dann zu erwarten, wenn eine eigene deutsche Mission, mit eigener Kirche, eigenen deutschen Priestern, Schwestern und Brüdern, eigenen deutschen Schulen und Anstalten, kurz eine durchaus deutsch gerichtete Zentrale für die vielen deutschen Landeskinder in der großen Weltstadt gegründet wurde. Das Bedürfnis nach einer solchen Mission

machte sich immer dringender geltend und die Freunde der guten Sache fragten einander oft: „Ist denn keiner da, der mutigen Herzens den großen Schritt wagt und Hand ans Werk legt zur endlichen Linderung so großer Not?“

Es war ein Priester der Gesellschaft Jesu, P. Johann Joseph Chable, der dieses Werk erfolgreich unternahm, und es waren deutsche Jesuiten, die es weiterführten und über ein halbes Jahrhundert lang unter zahllosen Schwierigkeiten und Opfern über Wasser hielten als Ausgangspunkt und Vorbild aller späteren ähnlichen Unternehmungen. Geboren am 25. November 1801 in Mittelbronn (Lothringen) und seit 1828 Jesuit, war P. Chable bereits in Metz und Straßburg als deutscher Seelsorger und Vorstand der Deutschen Mission tätig gewesen und daher kein Neuling mehr. Er begann seine Laufbahn als Missionär der Deutschen in Paris in der Ordenskapelle der Rue des Postes mit sonntäglichem Gottesdienst, deutscher Predigt und deutschen Gesängen. Um sich aber freier und ungehinderter den Deutschen weihen zu können, vertauschte er schon 1850 das Ordenshaus mit einem armseligen Quartier in der Cité Charraud, einem zusammenhängenden Häuserviertel, in dem allein gegen 300 deutsche Arbeiterfamilien wohnten. Ein zufällig leerstehendes Warenmagazin wurde um billigen Preis gemietet, gereinigt, ausgeschmückt und am 8. Dezember 1850 zur provisorischen Kapelle der Deutschen eingeweiht.

„Verwundert und gerührt umstanden die armen deutschen Männer, Frauen und Kinder den schlichten, schmucklosen Altar, an welchem P. Chable die erste heilige Messe für sie las, und in manchem Herzen fing es wohl schon damals an, sich zu regen wie Heimatsehnsucht, und stille friedliche Jugendbilder tauchten herauf und grüßten mit schmerzlichem Lächeln.“ [1]

Neben der Kapelle errichtete der unermüdliche Pater zwei deutsche Schulen, die von den Schwestern vom hl. Karl von Nancy geleitet und bald von zahlreichen deutschen Kindern besucht wurden. Allmählich vergrößerte sich die bescheidene Mission. Neue Mitarbeiter wurden herangezogen, von denen P. August Modeste (geb. zu Straßburg am 10. Januar 1821) und P. Jakob Theo (geb. zu Roderen am 29. Juni 1831) „eine kräftige, echt deutsche Natur“ [2], besonders genannt seien. Deutsche Brüder übernahmen die Sorge für Pforte, Sakristei und Küche der Deutschen Mission.

[1] Ebeling a. a. O. S. 42 f. [2] Ebd. S. 50.

Die etwas abseits gelegene Cité Charraud erwies sich jedoch für die Seelsorge der über ganz Paris zerstreuten Deutschen als ungeeignet. Als daher in der Rue Lafayette ein Bauplatz zu günstigen Bedingungen angeboten wurde, meldete sich P. Chable, obschon er keine fünf Taler baren Geldes in der Tasche hatte, als Käufer und begann sofort auf dem kahlen, verwilderten Platze sich einzurichten.

Hier traf ihn der durch seine prächtigen Pariser Schilderungen so bekanntgewordene Dr. Ebeling. „Ich fand den P. Chable in einem meilenweit entlegenen Quartier einer Vorstadt, in einem halbzerfallenen, schuppenähnlichen Bauwerk, das wahrlich den Namen Haus nicht verdiente; das kleine Zimmer im Erdgeschoß, niedrig und kahl, zwei Strohstühle, an der Wand ein Bett, das zweite[1], und auf einem großen Tische in der Mitte eine Menge Papierrollen und Zeichnungen und Risse. Er nahm sofort eines jener Blätter zur Hand: es war der Bauplan der Deutschen Mission. Hierher kommt die Kirche, bedeutete er mir, weiterhin das Ordenshaus und die Schulen und das Spital usw. Unwillkürlich warf ich einen Blick auf das mehr als ärmliche Gemach und hinaus zum Fenster, dem einzigen des Stübchens, auf die nächste Umgebung. Das Terrain uneben und öde, in den tiefen Gräben wucherndes Unkraut und wilder Graswuchs, und Stein- und Schutthaufen überall. Man glaubte sich bei diesem Anblick wenigstens hundert Meilen weit entfernt von dem reichen, glänzenden Paris.

„Bevor ich übrigens eine Bemerkung machen konnte, hatte P. Chable bereits eine andere Papierrolle entfaltet, es war die Zeichnung der Kirche selbst in leichten Umrissen. Groß und prächtig wird sie wohl nicht werden, sagte er mit einem wehmütigen Lächeln, das ihm eigentümlich war, aber die armen Deutschen können doch wenigstens wieder zu Gott beten.

„Und das alles, lieber Vater, wollen Sie bauen und gründen und einrichten, entgegnete ich schüchtern; die Kosten werden außerordent-

[1] „Die Geschichte des ersten Bettes ist zu charakteristisch, um sie unsern Lesern zu verschweigen. P. Chable hatte bei seiner Übersiedelung (ins Quartier der Deutschen) von einer mildtätigen hohen Dame ein vollständiges Bett zum Geschenk erhalten. Schon am folgenden Tage wurde er zu einem armen Deutschen gerufen, der gefährlich erkrankt war. Der Unglückliche lag buchstäblich auf der bloßen Erde; P. Chable ließ sofort sein Bett holen, das er dem Kranken gab; er selbst brachte die Nacht auf einem Stuhle an der Seite des Leidenden zu. Konnte er wohl sein großes, schönes Missionswerk edler und hochherziger einweihen? Jene Dame schickte ihm bald darauf ein zweites Bett und diesmal mit der ausdrücklichen Weisung, es für sich zu behalten.“

lich bedeutend sein. Die Kosten, erwiderte er wie scherzend; das Geld wollen Sie sagen; ja, es wird viel Geld kosten, aber wir sind auch reich, sehr reich. Reich! rief ich erstaunt aus, und schaute von neuem umher in dem kümmerlichen Stübchen. P. Chable ergriff meine Hand und zeigte auf den Abendhimmel, den gerade die untergehende Sonne mit Purpur und Gold übergoß; sehen Sie, das ist unser Reichtum: Gott und das Gebet von 60000 Deutschen. . . . Acht Jahre (1859) später trug man an eben dieser Stätte, die aber umgewandelt und unkenntlich geworden war, einen schlichten Sarg hinaus, und Tausende und Tausende folgten in Tränen diesem Sarge, und in der klagenden Menge hörte man einen großen Wehruf: Unser Vater ist tot, unser Beschützer und Helfer!"[1]

Aber die „Deutsche St.-Josephsmission" (Oeuvre de St. Joseph des Allemands), wie das Werk von nun an allgemein genannt wurde, starb nicht mit seinem Stifter, sondern nahm unter seinen Nachfolgern einen immer herrlicheren Aufschwung und wurde mehr und mehr der Mittelpunkt — auf viele Jahre hinaus der einzige nicht bloß für die in der Weltstadt, sondern auch in der weiten Umgebung von Paris wohnenden mehr als 100000 Deutschen. Bereits P. Chable hatte das Werk in lebendige Verbindung mit der deutschen Heimat gebracht. Seinem Nachfolger, P. Modeste, gelang es auf der Katholikenversammlung des Jahres 1862 zu Aachen durch seine feurigen Worte, das Interesse der deutschen Katholiken für ihre geistig so verlassenen Glaubens- und Stammesbrüder in hohem Grade zu erwecken und das Werk so auch finanziell auf eine festere Grundlage zu stellen.

„Zwar hat", so führte er aus, „die großmütige Liebe edler Katholiken Frankreichs unsere Mission kräftig unterstützt, und wir hoffen auch, daß in Zukunft diese Liebe uns nicht mangeln wird. Allein die Initiative muß von Deutschland ausgehen, denn es handelt sich um ein Werk für Deutsche, und wenn wir ausschließlich die Hilfe von Frankreich erwarten wollten, so würde unsere Deutsche Mission dadurch ihren deutschen Charakter und ihre Selbständigkeit in kurzer Zeit einbüßen müssen und das deutsche Werk wäre aufs neue wieder anzufangen."

Es ist namentlich auch ein Verdienst des P. Modeste, durch seine Schilderungen der großen Notlage der Deutschen in Paris die Gründung eines Vereins angeregt zu haben, der seit 50 Jahren sich

[1] Der ehrwürdige P. Chable und die deutsche Mission in Paris. Von Dr. Ebeling. Paris 1860.

außerordentliche Verdienste um das Deutschtum im Auslande erworben hat; wir meinen den 1864 in Aachen errichteten St.-Josephs-Missionsverein für die Deutschen in den außerdeutschen, europäischen Ländern.

Unglaublich ist der Aufschwung, den das religiöse Leben der deutschen Bevölkerung in und um Paris durch die Mission erhielt. Seit 1851 mußte die Kirche schon zweimal vergrößert werden, weil sie den wachsenden Bedürfnissen nicht entsprach und dennoch schrieb Kardinal Morlot, Erzbischof von Paris, in einem Empfehlungsschreiben vom 12. August 1862 an die Bischöfe und Gläubigen Deutschlands, „daß diese elende Kirche bei weitem nicht zureichend ist für die so zahlreiche und fromme Bevölkerung der Deutschen, die ihr jeden Sonntag von Stunde zu Stunde haufenweise zuströmen".

Dank der reichen Unterstützungen gelang es allmählich, die schlichte Holzkapelle durch einen würdigen Steinbau zu ersetzen, um den herum sich eine ganze Reihe den Deutschen dienende Anstalten: Schulen, Versammlungslokale usw. gruppierten[1].

An Sonn- und Festtagen war dreimal ausschließlich deutsche Predigt und deutsche Singmesse, bei denen auch die schönen deutschen Lieder erklangen. Stundenweit her kamen die Deutschen, um hier wieder einmal in der heimatlichen Art zu beten und einen deutschen Beichtvater zu finden, der zu jeder Stunde des Tages bereit stand. „Oft", so erzählte er (P. Modeste 1862 in Aachen), „habe ich die Franzosen sagen hören: ‚Nicht wahr, Pater, die Deutschen haben mehr Glauben, als wir Franzosen?' Und ich antwortete mit Stolz und Freude: ‚Jawohl, denn der Deutsche ist ein Mann, der Glauben hat und sich nicht fürchtet, denselben öffentlich zu bekennen.'"

Andere sagten: „Ach ja, in der deutschen Kirche betet sich's besser als bei uns; wenn ich mich zur Andacht stimmen will, gehe ich in die St.-Josephskirche."

Bei Tag und Nacht läutete die Hausglocke und rief die Patres in oft sehr entlegene Quartiere in Stadt und Umgebung, in die Spitäler, in die Gefängnisse, kurz an Stätten, wo arme Deutsche

[1] Die Gesamtkosten der deutschen Mission von 1851—1900 beliefen sich nach Ausweis der Rechnungsbücher auf rund 3 100 000 Fr., von denen 550 000 direkt aus Deutschland, Österreich kamen, das übrige durch die Deutschen in Paris, durch die österreichische Botschaft, durch französische Almosen und durch die Opferwilligkeit der französischen Jesuiten, in deren Jurisdiktionsgebiet die deutsche Mission lag, aufgebracht wurde.

schmachteten oder im Todeskampf lagen und nach Trost und Hilfe sich sehnten. Sie wurde nie verweigert. Jährlich wurden Tausende von Krankenbesuchen gemacht und Hunderte sterbender Deutscher mit den letzten Tröstungen der heiligen Religion versehen.

Durch religiöse, caritative, soziale Vereine der verschiedensten Art und für die verschiedenen Klassen, durch Gründung von Kranken- und Witwenkassen, Veranstaltung geselliger Zusammenkünfte u. dgl. suchten die Patres die vielfach so zerstreut lebenden Deutschen enger zusammenzuschließen und in gegenseitiger Fühlung zu halten. Der Förderung vaterländischer Gesinnung diente auch die Pflege des deutschen Liedes und Kirchengesanges.

1888 errichtete der deutsche P. v. Ascheberg auch den Gesellenverein, der sich zu ansehnlicher Blüte entwickelte.

Von größter Wichtigkeit war die Gründung deutscher Schulen. Bis in die neunziger Jahre hinein galt es als Regel, daß dort nur solche Kinder aufgenommen wurden, welche deutsch redeten bzw. reden wollten.

Ohne die deutsche Schule verlernten die Kinder sehr bald ihre Muttersprache, wodurch der Verkehr zwischen Eltern und Kindern aufgelöst, das feste Band aller Familientraditionen zerrissen und mit der deutschen Sprache auch deutscher Brauch und deutsche Sitte gefährdet wurde. Christliche Schulbrüder unterrichteten die Knaben, die Schwestern vom hl. Karl Borromäus die Mädchen. Sonntagsschulen hielten die deutschen Mädchen zusammen, ein Mädchenheim bot den arbeitslosen Dienstmädchen eine vorläufige Zuflucht und vermittelte ihnen neue Stellen. Während die Gründer und die ersten Leiter der Mission, obschon zum Teil deutschen Stammes und deutscher Gesinnung, dennoch Mitglieder der französischen Ordensprovinzen waren, stellte seit Ende der sechziger Jahre mehr und mehr die deutsche Ordensprovinz, trotzdem sie selbst großen Mangel an Leuten hatte, das Personal der deutschen Mission.

1867 bittet der damalige Obere, P. Haßlacher, im Namen der vielen Deutschen, „die in dem großen Babel zugrundegehen", um eine Verstärkung durch deutsche Patres und Brüder. Die französische Provinz habe zu wenig deutsche Elemente. Ohne Nachschub aus der deutschen Provinz würde die Mission allmählich ein französisches Haus, was gegen die Intentionen der Gründer und der Hauptwohltäter wäre. „Niemand kann uns hier ersetzen."

„Wir haben ungefähr 800 Schulkinder, worunter 500 Knaben. Diese Kinder könnten zur Not auch in französische Schulen gehen,

denn die meisten sprechen besser französisch als deutsch; allein, sowie sie in französische Schulen kommen, werden sie wie die andern Franzosen, machen es wie diese und sind nach der ersten heiligen Kommunion für die Religion so gut als verloren. Indem wir sie am Deutschen halten, deutschen Katechismus, deutschen Gottesdienst geben, bleiben sie in der deutschen Gewohnheit ihrer Eltern, behalten noch deutschen Geist und üben die Religion wie die Deutschen.

„Es ist eine Freude, diese Kinder zu sehen im Vergleich mit den Franzosen. In ihrer Messe um 8 Uhr morgens beten sie ihren Rosenkranz auf deutsch, singen auf deutsch, wie in Deutschland. Die Franzosen, wenn sie in unsere Kirche kommen, sind erstaunt, gerührt, besonders wenn sie unsere Prozessionen sehen, wo die einen singen, die andern andächtig den Rosenkranz beten: während bei den französischen Prozessionen alles durcheinander hinten nachfolgt, ohne zu beten oder zu singen, sondern miteinander schwatzend."

Und wieder:

„Wir haben viel Kranke zu besuchen und Sterbende zu versehen, neulich in einer Nacht dreimal, oft sehr weit. Viele arme Leute können kein Wort französisch; die meisten nur sehr wenig. Was würden sie machen, wenn wir nicht da wären?

„Mehrmals im Jahre, besonders zur Osterzeit, werden wir in andere Pfarreien nahe bei Paris für die dort wohnenden Deutschen begehrt. Aber alles dies genügt noch nicht für das arme deutsche Volk, das nicht französisch beichten kann und doch von allen Seiten hierher kommt."

Nicht geringe Gefahren und Schwierigkeiten für die Deutsche Mission brachte der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. Der Erfolg der deutschen Waffen steigerte den französischen Nationalhaß bis zur Siedehitze. Tausende von Deutschen wurden aus Paris ausgewiesen. Die deutschen Patres in Rue Lafayette gerieten in ernstliche Gefahr, von dem aufgeregten Pöbel gelyncht zu werden. „Hier darf man kaum noch deutsch reden", schrieb einer von ihnen am 22. August 1870. „Es genügt, daß man den französischen Akzent nicht hat, um für einen Preußen gehalten zu werden." Auf dringenden Wunsch der französischen Obern gingen einige der deutschen Patres und Brüder zeitweise nach Deutschland zurück. Die Mission wurde von Pater Jos. Dosenbach S. J. fortgeführt, der als Schweizer gegen die Ausschreitungen des Deutschenhasses gesichert schien. Aber er täuschte sich:

„Ich bin Schweizer," so schrieb er am 3. März 1871, „aber eben doch ein allemand; être un allemand ist aber gleichbedeutend mit être un Prussien. Was habe ich während dieses Krieges nicht ausstehen müssen, weil ich mich als Schweizer neutral verhielt und nicht alle Infamien, die man dem Feinde zur Last legte, ohne Beweise glauben wollte. Wie oft mußte ich da hören: Vous êtes un Prussien, allez-vous en. Ich wäre auch sicher fortgegangen, hätten mich nicht die armen Deutschen in Paris gedauert."

Noch Schlimmeres machte die Mission in den Schreckenstagen der Kommune durch. Das Haus wurde zeitweise von den revolutionären Horden besetzt und dann, als sich die Versailler Truppen dort verschanzten, von den Soldaten der Kommune beschossen. Nicht weniger als 60 Bomben trafen ihr Ziel und richteten große Verwüstung an. Kaum war die Ruhe wieder hergestellt, als auch die deutschen Patres vollzählig die Arbeit wieder aufnahmen.

Es war um diese Zeit (1874), daß der bekannte Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Hansjakob die Mission besuchte. „Wir fragten den Bruder an der Pforte nach einem deutschen Pater. Es erschien alsbald ein junger, stattlicher Mann, ein Kölner Kind, einer der aus dem Deutschen Reiche vertriebenen Jesuiten. Er hatte, wie viele andere Verbannte, in Frankreich ein Asyl und hier bei St. Joseph reichliche Arbeit gefunden. . . . Als wir nach kurzer Unterredung von dem vertriebenen, vaterlandslosen Jesuiten uns verabschiedeten, da war sein letztes Wort, das er uns nachrief: ‚Gott segne Deutschland!' Das ist der Fluch eines katholischen Priesters und Ordensmannes: er bittet Gott um seinen Segen für das Land, aus dem er verbannt wurde, weil er ein Jesuit und kein liberaler Reichsbürger war." [1]

Der Umstand, daß in den ersten Jahren nach dem Kriege ein stärkerer Zuzug aus Deutschland ausblieb und dafür zahlreiche für Frankreich optierende Elsässer und Lothringer eintrafen, brachte es mit sich, daß die Mission immer mehr sich letzteren Elementen zuwandte, und es ist nur den unablässigen Bemühungen und energischen Protesten der deutschen Patres zu danken, daß die Mission noch über zwei Jahrzehnte lang ihren vorwiegend deutschen Charakter beibehielt und im früheren Sinne fortwirkte. Es war nicht ihre Schuld, daß das deutsche Element in Rue Lafayette seit den neunziger Jahren mehr

---

[1] In Frankreich. Reise-Erinnerungen von H. Hansjakob (2. Aufl. Stuttgart 1904) S. 74.

und mehr durch das französische ersetzt, die alte Deutsche Mission vorwiegend in ein Werk für die Elsässer und Lothringer umgewandelt wurde, um schließlich infolge des letzten französischen Kulturkampfes fast völlig aufgelöst zu werden. Aber es bleibt bestehen, daß dieses Werk deutscher Vaterlandsliebe, das erste seiner Art und jahrzehntelang das einzige in Paris, deutschen oder stammverwandten Jesuiten sein Entstehen und seine Blüte verdankte.

Marseille. Das zweitwichtigste Zentrum in Frankreich, von dem aus deutsche Jesuiten seit mehr als drei Jahrzehnten für ihre Landsleute tätig sind, ist die große südfranzösische Handels- und Hafenstadt Marseille.

„Die Deutschen in der hiesigen Mission“, so schreibt P. Alfred Baur S. J., „kann man in fünf Gruppen scheiden. Es sind:

„1. Die hier ansässigen rein deutschen oder gemischt deutschen Familien, in denen entweder der Vater oder die Mutter deutscher Herkunft ist. Letzteres ist vorherrschend. Rein deutsche Familien sind hier selten. Nur in diesen erhält sich deutsche Sprache und deutsches Wesen. Die aus den gemischt deutschen Familien hervorgehenden Kinder sprechen gewöhnlich nur noch französisch. Es liegt dies zum Teil am Mangel einer deutschen Schule.

„2. Die für kürzere oder längere Zeit sich hier aufhaltenden Handlungsgehilfen, Gesellen, Arbeiter, Hotelangestellten, Lehrerinnen, Dienstboten. Die Côte d'Azur und die Riviera locken zur Saisonzeit viele deutsche Landeskinder an.

„3. Die Seeleute, die auf deutschen oder fremden Schiffen hierher kommen. Im Jahre 1910 liefen 261 deutsche Schiffe Marseille an.

„4. Die Fremdenlegionäre, die von allüberallher nach Marseille kommen, um im Fort St. Jean so lange zu warten, bis sie in genügender Anzahl vorhanden sind, um nach Afrika transportiert zu werden. Auch im Militärspital finden sich stets kranke Fremdenlegionäre.

„5. Die Abenteurer, Vagabunden, die ebenfalls, durch die Großstadt gelockt, in großer Zahl nach Marseille kommen.“

Der erste deutsche Jesuit, der hier in Marseille mit hingebendem Eifer wirkte, war P. Adolf Maier, der, am 50. November 1844 zu Hechingen im Hohenzollernländchen geboren, am 29. April 1865 zu Gorheim in die deutsche Ordensprovinz eintrat. Wie so manchen seiner Mitbrüder führte ihn die Verbannung nach Frankreich, wo

um 1876 in den Kollegien der französischen Ordensprovinzen an dreißig deutsche Jesuiten den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur inne hatten. Bereits in diesem Amte war P. Maier im Kolleg St. Ignace ein Freund und eine Zuflucht seiner deutschen Landsleute. 1882 übernahm er auf Bitten des Bischofs bereitwillig die Leitung der Deutschen Mission, der er fast ein Menschenalter lang seine besten Kräfte widmete.

„Für die vielen Deutschen in Südfrankreich hat er stets wie ein Vater gesorgt. Das stattliche deutsche Mädchenheim in Marseille, das er 1882 gründete, ist sein Werk, das von Lyon, welches durch den Weggang der Kapuziner verwaist war, verdankt ihm sein Weiterbestehen und seine heutige Blüte.“ [1] Einige Auszüge aus den Jahresberichten werden die Art seines Wirkens zum Besten der Deutschen am besten beleuchten.

Zunächst galt es, für einen geordneten Gottesdienst der Deutschen zu sorgen.

„Die hiesige deutsche Kirche war nämlich vor etwa fünfzig Jahren für einen Arbeiterverein gebaut worden. Unter derselben ist ein gewaltig großer Saal, wo die Arbeiterversammlungen abgehalten wurden. Der Verein ging ein und der Saal wurde vermietet. Als ich die Kirche übernahm, war im Saal ein Faßlager und eine Schreinerei installiert. Nun denken Sie sich den Heidenlärm, wenn der Schreiner vollauf arbeitete und wenn die Fässer ausgebessert wurden. Natürlich arbeitete man auch am Sonntag während der heiligen Messen, wie das hier leider Sitte ist.

„Ich habe alles mögliche angewendet, um die Lage zu verbessern. Wenn ich hie und da von meinen deutschen Männern begleitet ins Lokal hinunterging, um zu protestieren, so drohten die Arbeiter mir mit dem Messer und andern Werkzeugen — dann dachte ich oft, nun ja in Afrika kann's schlimmer nicht sein. —

„Endlich nach mehreren Jahren des Ringens und Streitens gelang es mir, die Mieter vor dem Ende des Vertrages fortschaffen zu lassen. Ich begreife heute noch nicht, wie es gelang. Alle zogen ruhig ab und ich blieb Meister.

„Die Schulkinder und Gassenbuben hatten sich Kirche und Hof zum Ziel ihres Unfuges und ihrer Steinwerfübungen gewählt. Wie leicht und günstig war die Gelegenheit, die Deutschen und Preußen ihre Rache fühlen zu lassen — es war oft entsetzlich mitanzusehen. Ich rief die Polizei zu Hilfe, die sich sehr gefällig zeigte; da die Polizei nicht immer dastehen konnte, so bat ich um die Erlaubnis, den, welchen ich erwische, zu behandeln, wie er's verdiene; sie erlaubte es, aber mit dem Bemerken: nur daß es niemand sieht. Denn hier darf man keinem Gauner

[1] „Caritas“ 1910, S. 198.

eine Ohrfeige geben, er mag tun, was er will. Nach einigen Züchtigungen fing die Jugend an, Respekt zu bekommen. Außer dem strengen Wege schlug ich auch gute Wege ein, um die Nachbarn zu gewinnen. Seit Jahren ist nun das Stadtviertel gerade so umgekehrt wie ein bekehrtes Heidendorf. Sie sehen somit, daß ich hier ein wahres Missionärsleben führe. Gegen Diebe und sonstige unliebe Besucher schützt mich ein gehörig böser Hund, vor dem man mehr Angst hat als vor den Gendarmen.



P. Maier S. J.,
deutscher Seelsorger in Marseille († 1909).

„Jeden Sonntag lese ich zwei heilige Messen — der beste Lohn für meine Mühen — und halte nachmittags um 3 Uhr den Gottesdienst für die Deutschen mit deutscher Predigt . . . Jeden ersten Freitag ist Messe mit Aussetzung und abends Segen mit Abbitte. Ebenso jeden ersten Sonntag im Monat ist Herz-Jesu-Andacht mit Herz-Jesu-Predigt; jeden ersten und zweiten Sonntag im Monat ist nach dem allgemeinen Gottesdienst noch eine kurze Kongregationsversammlung mit einem Vortrag, dessen Zweck hauptsächlich darin besteht, die Kongreganistinnen in Unschuld, Frömmigkeit und kindlichem Glauben trotz allen Gefahren zu erhalten und sie von der Wichtigkeit des ihnen bei den Kindern anvertrauten Amtes zu durchdringen.

Die bei weitem größte Anzahl benützen alle diese Gnadenmittel sehr gut, erwerben sich dadurch bei den Herrschaften vorzügliche Liebe und Hochschätzung und kehren oft nach Jahren in die Heimat zurück, durchdrungen von mehr religiösem Sinn als vorher und unberührt von der Pest des Verderbens, die sie so leicht hätte anstecken können. Statt Schaden zu leiden, geben sie gutes Beispiel. Einmal im Monat vereinige ich auch die deutschen Mädchen in Aix-en-Provence bei den Klosterfrauen vom Herzen Jesu, wo eine deutsche Schwester sich derselben sehr liebevoll annimmt; in einem Soldaten- und Studentenstädtchen ist das von großer Wichtigkeit.

„Jede Woche führe ich einmal den Vorsitz bei einer Conférence de St. Vicent de Paul, die ich mit einigen unserer alten Schüler gründete, um meinen Armen nach dem Rate des heiligen Franz Xaver durch diese jungen Herren Almosen zuzuwenden; der mir sehr befreundete Präsident der Konferenzen befürwortete und begünstigte diese Gründung, und so fließen meinen Armen über 1200 Fr. jährlich zu, trotz mancher Widerrede. Dabei muß ich doch noch persönlich herhalten. Wie viele Familien und arbeitslose Männer so schon vor dem größten Elende, ja vor der Verzweiflung mit ihren traurigen Folgen bewahrt worden sind, weiß Gott allein."

Jetzt rettet P. Maier eine arme Elsässerfamilie mit sechs Kindern, die er im gräßlichsten Elend auffindet, durch monatelange Unterstützung vor einer traurigen Familientragödie, dann eine junge vornehme Dame, die, durch Unglücksfälle nach Marseille verschlagen und ihres letzten Geldes beraubt, sich ins Meer stürzt und wieder herausgezogen wird. Der Pater läßt sie monatelang auf seine Kosten im Deutschen Hause wohnen, bis er ihr eine Stelle in Paris gefunden hat. Dann wieder verschafft er einem deutschen Löwenbändiger und einer französischen Schlangenbändigerin, die sich wegen Arbeitslosigkeit nicht heiraten können, die Mittel, ein glückliches Paar zu werden oder verhilft unglücklichen jungen Leuten, die der Leichtsinn in die Fremde trieb, zur Rückkehr in die Heimat. Und so geht es fort.

„Ich bin hier fast die einzige Zufluchtsstätte aller Deutschen in allen zeitlichen und geistigen Nöten — an manchen Tagen ist es mir ganz toll im Kopf von allem, was ich anhören muß. — Es gereicht den Deutschen zur Ehre, daß sie in allen Verlegenheiten dem Priester ein so unbegrenztes Vertrauen entgegenbringen. Die Volksbibliothek der Mission tut auch viel Gutes, ebenso die Verbreitung guter Zeitungen und Zeitschriften.

„Was tue ich denn hier für die deutschen Männer? Viel und nicht viel. Der Punkt verdient einige Aufklärungen. Ich tue viel für die Männer, insofern ich allen, die in zeitlicher Not sind und bei mir Hilfe und Rat suchen, helfe und rate. Es ist an manchen Tagen eine Prozession Hilfsbedürftiger. Die Sachlage ist unbegreiflich und unglaublich, wenn man sie nicht lange Zeit selbst mit angesehen hat. Wo es nötig ist, schicke ich die deutschen Kinder in katholische Schulen und zahle oft das Schul-

geld für sie. In geistlicher Hinsicht tue ich wenig für die Männer aus verschiedenen Gründen. In der ersten Hälfte meiner Wirksamkeit hatte ich noch viele gute, alte Elsässer, Schweizer, Deutsche; sie waren sehr religiös und in meiner Kirche sah man Sonntags weit mehr Männer als in irgend einer Kirche der Stadt. Die meisten davon sind im Verlaufe der sechzehn und siebzehn Jahre sehr fromm gestorben. Es war und ist für mich immer ein Trost, diese Männer zum Tode vorzubereiten; die Pfarrgeistlichen haben mir öfters ihre Verwunderung darüber ausgedrückt, daß alle so gern und



P. Alfred Baur S. J.,
deutscher Seelsorger in Marseille († 1912).

so fromm die heiligen Sterbesakramente empfangen. Ich habe auch jetzt noch solche — aber nicht mehr viele —; sie unterscheiden sich vollständig von der hiesigen Männerwelt. Die jüngeren Elsässer usw. sind durchweg Franzosen und machen's durchschnittlich wie die andern, d. h. sie gehen in keine Kirche mehr und halten keine Ostern mehr. Die Schweizer schließen sich meistens an den hiesigen Schweizerverein an, in dem das protestantische Element vorherrscht, und machen's allmählich wie der große Haufe. Junge Deutsche, die hierher kommen, bleiben einige Monate, wohl auch ein Jahr lang brav und religiös, dann aber verschwinden sie, ich sehe sie nicht mehr. In dieser Hinsicht ist mein Leben ein Martyrium.

„Ich wollte schon mehrmals einen Jünglingsverein anfangen, aber es ist rein unmöglich etwas zu erreichen. Meine braven Männer gehören schon dem von einem französischen Jesuitenpater geleiteten Josephsverein an — sie haben da verschiedene materielle Vorteile in Krankheitsfällen, und ich kann die Sache nur begünstigen —; die besten Mitglieder kommen dann erst in die deutsche Predigt und gehen abends noch an gewissen Sonntagen in ihre Versammlung. Einst kam ein eifriges Mitglied des Gesellenvereins von Paris nach Marseille mit dem Willen, mir zu helfen, hier auch einen zu gründen; ich fing nochmal an; nach sechs Wochen sagte er mir: ‚Hochwürden, ich gehe wieder fort, denn wenn ich hier bleibe, gehe ich zugrunde; es ist in Paris viel leichter, brav zu bleiben, als hier.' . . . Denn hier in Marseille halten vielleicht von mehr als 110 000 Wahlmännern 3000 ihre Ostern; die andern halten keine Ostern und gehen in keine Messe am Sonntag."

Es bleibt dem Missionär nichts übrig, als nach Möglichkeit den einzelnen nachzugehen und zu retten und zu helfen, soviel er kann. Das tat denn auch P. Maier mit dem ganzen Eifer eines guten Hirten. Von besonderem Segen erwies sich das von P. Maier gegründete und mit Hingebung geleitete Mädchenheim. Die armen Kinder bedurften in der sittlich und religiös so tief stehenden Hafenstadt gar dringend dieses Schutzes.

„Daß ich unter diesen Umständen (der Pater schildert im vorausgehenden die schamlose Lasterhaftigkeit so vieler französischer Hausherrn) eine Heidenmühe habe, die jungen deutschen Mädchen vor dem Schiffbruch am Glauben und an der Sittlichkeit zu bewahren, begreift sich leicht. Man stellt natürlich den hilflosen Mädchen sehr nach; die Nebendienstboten sind meistens ebenso irreligiös als unsittlich in Wandel und Gespräch, machen Religion und Priester lächerlich und verächtlich. Es ist also höchst wichtig, zu verhindern, daß die Mädchen mit einem abgeschwächten Glauben, mit Vorurteil gegen Kirche und Priester, mit geknicktem Anstandsgefühl in ihre Heimat zurückkehren. Gott sei Dank erreiche ich bei 98 auf 100, daß sie, in die Heimat zurückgekehrt, statt Ärgernis zu geben ein erbaulicheres Leben führen als vorher; mancher Klosterberuf hat sich auch schon entwickelt. Da die deutschen Mädchen den hiesigen Geist nicht haben, so zieht man sie in den Familien vor; hätten sie aber keine Hilfe, so würden viele Schiffbruch leiden und die Pest des Verderbens mit in die Heimat schleppen. Statt den zahlreichen Kindern, die ihnen anvertraut sind, zu schaden, nützen sie ihnen durch eine fromme Erziehung. Das alles hat eine Tragweite, die man nicht begreift, wenn man die Verhältnisse nicht genau kennt."

Die härtesten Anforderungen an die treue Hirtenliebe des Paters stellten die vielen Krankenbesuche, sei es in den oft elenden, schmutzigen Hütten der Armen, sei es in den Zivil- oder Militärspitälern. Nicht nur, daß P. Maier jedem Rufe folgte, er machte regelmäßig die Runde,



Katholische Deutsche Herz-Jesu-Mission in Marseille, Rue Château Payan 59.
Eigentum des Caritas-Stiftes, Freiburg i. Br.

um irgend ein armes verlassenes Schäflein zu finden. Manche Jahre brachten 200 bis 300 Krankenbesuche oft bis in die abgelegensten Quartiere. Namentlich häuften sich diese Besuche zur Zeit der in Marseille so häufigen, ansteckenden Seuchen. „Seit Oktober 1882 bis 1898 habe ich fast jedes Jahr die eine oder andere Epidemie mitgemacht, zweimal die Cholera, drei- bis viermal die Influenza, zweimal die Pocken, zweimal den Typhus usw."

Aber weder der entsetzliche Geruch in manchen elenden Schlupfwinkeln noch die Gefahr der Ansteckung hielt den tapfern Schwaben zurück.

Nur einige Züge von diesen Krankengängen:

„Vom Oktober 1867 bis Oktober 1898 machte ich namentlich bei Typhuskranken wohl 280 Besuche, von denen 180 auf die zwei Zivilspitäler und auf das Militärspital kommen (in letzterem finde ich oft Landsleute, die sich in der Fremdenlegion nicht nur gehörig die Finger verbrannt, sondern auch den Tod geholt haben); bei den Entfernungen in einer großen Stadt wie Marseille nimmt so ein Gang viel Zeit in Anspruch."

„Dieses Jahr (1898) noch im Monat Juli hatte ich acht Typhuskranke unter meinen Deutschen; zwei hatten ihn im höchsten Grade; und da die Kranken sich fremd und verlassen fühlen, so sehnen sie sich nach dem Besuch des Priesters —; somit besuche ich alle wenigstens einmal wöchentlich. Die alten Deutschen sterben alle auf wahrhaft erbauliche Weise. Die deutschen Mädchen sind in den Spitälern von den Klosterfrauen ganz besonders geliebt, weil sie so brav, fromm und sittsam sind. Meine häufigen Besuche machen auch einen sehr guten Eindruck, heben meinen Einfluß und mein Ansehen, was ich alles hier gut brauchen kann."

„In den Monaten Oktober und November (1902) hatte ich auch wieder zwölf Deutsche im Militärspital, die in der Fremdenlegion standen und krank aus Tonkin nach Marseille geschickt worden waren. Zehn waren im gleichen Saale; ich brachte ihnen deutsche Bücher und besuchte sie oft zu ihrer großen Freude; alle hatten genug — waren enttäuscht und nüchtern geworden."

Ähnliche Züge kehren immer wieder.

„Wenn ich noch am Leben bin," so schrieb er scherzend, „so verdanke ich das wohl der guten Schwabenluft, die ich in meiner Jugend eingeatmet, und dem guten Schwabenblut, das ich mitgebracht habe."

Obschon Marseille allein Arbeit für mehr als einen Priester bot, ging P. Maier, weil der einzige deutsche Priester weit und breit, auch regelmäßig nach Lyon und gelegentlich nach Aix-en-Provence, Toulon, St. Etienne, Valence, zumal wenn Bittrufe der dortigen Deutschen an ihn gelangten oder schwierige Fälle seine Anwesenheit

erforderten. Gott weiß, wie vielen armen Deutschen er in dreißigjährigem Wirken geholfen hat.

Als beim Ausbruch des französischen Kulturkampfes die Ordenshäuser auch in Marseille aufgelöst wurden, setzte P. Maier von einer Privatwohnung aus seine Arbeiten fort. Zeitweise schien auch das Oeuvre des Allemands bedroht. Der Pater berief sich auf seine Eigenschaft als deutscher Jesuit und erklärte, er werde, falls man ihn in seiner Amtstätigkeit störe, sofort zum deutschen Gesandten nach Paris reisen, an welchen ihn der deutsche Reichskanzler auf seine Anfrage hin gewiesen habe.

Bei dieser Gelegenheit erwies sich der in Marseille wohnende Graf Oskar Clairon d'Haussonville aus Schlesien, an dem P. Maier und seine Mission stets den besten Freund und Gönner gefunden, wieder als treuer Helfer in der Not. So blieb das Werk unangetastet. 1908 zwang ein schweres Leiden den Unermüdlichen, seine Arbeit zu unterbrechen und womöglich Heilung in der Luft der deutschen Heimat zu suchen. Sie hielt nicht an und am 17. November 1909 ging der wackere Mann zu Hastings in England, wo er seine letzten Tage verlebte, in die ewige Heimat ein. Sein Werk wurde durch einen deutschen Mitbruder, P. Alfred Baur S. J. aus Köln, erfolgreich fortgeführt.

Um den Bestand der Deutschen Mission in Marseille zu sichern, hat der Deutsche Caritasverband mit einer vom Grafen Oscar Clairon d'Haussonville großherzig zur Verfügung gestellten Summe den Grund und Boden angekauft.

Auf demselben erhebt sich zunächst das Mädchenheim, das bisher in einem Miethause war, und dient zugleich als Pilgerhaus für durchreisende Deutsche; ferner soll, wenn die Mittel reichen, ein deutsches Gesellenhospiz und endlich ein eigenes deutsches Spital errichtet werden.

Letzteres wäre um so wünschenswerter, als die städtischen Krankenhäuser seit ihrer Laizisierung die traurigsten Mißstände aufweisen und den deutschen Patienten weder ordentliche Pflege noch religiöse Hilfe und Tröstung garantieren [1].

---

[1] Die schauerlichen Skandale mit den Laienwärterinnen legten dem Abgeordneten Saravelli in der Sitzung des Conseil Général des Bouches-du-Rhône vom 5. Mai 1911 die Worte in den Mund: „De tels faits et une telle conduite me font honte, à moi républicain-socialiste, d'avoir aidé à la laicisation de certains de nos établissements hospitaliers.“

Über **Lyon** gibt ein Bericht des P. Alfred Baur S. J. gleichfalls erwünschte Auskunft:

„Die Zahl der in Lyon ansässigen Deutschen ist bei weitem größer als in Marseille. Es mag dort heute an die 8000 deutsche Arbeiter geben. In Cusset, einem Vorort von Lyon, ist eine deutsche Seidenfabrik mit deutschem Betriebsleiter, deutschen Vorarbeitern, die alle mit ihren Familien dort wohnen. Da kann man den ganz unverfälschten rheinischen Dialekt hören.

„Auch die deutschen Mädchen sind in Lyon viel zahlreicher vertreten als im Süden. Anstatt der deutschen Seeleute hat man in Lyon deutsche Schiffer, die auf der Saône und ihren Verbindungswegen die Stadt erreichen.

„Bei meinem letzten Besuch in Lyon fand ich am Saônequai ein Schiff, das deutsche Kohle dort abladen wollte. Die Schifferleute, Vater, Mutter und neun Kinder, waren sämtlich Deutsche. Von den Kindern war das älteste neunzehn Jahre alt, während das jüngste erst sechs Monate zählte. Nur der älteste konnte lesen und schreiben, die heilige Kommunion hatte noch keines empfangen. Natürlich wurde die Zeit des Verweilens in Lyon gut verwandt, und es konnte den Kindern, da sie den ganzen Tag frei waren, in kurzer Frist verhältnismäßig viel beigebracht werden. Jetzt kennen die guten Leute den Weg zur Mission und werden bei ihrem nächsten Besuch in Lyon, wohin sie jährlich mehreremal kommen, uns natürlich aufsuchen. Mittlerweile werden zu dieser Familie noch andere sich gesellen, die in ähnlicher Lage sind.“

In der Tat stellte sich, um dies hier gleich einzufügen, die erwähnte Schifferfamilie das nächste Jahr pünktlich ein. Die älteren Kinder empfingen ihre erste heilige Kommunion. Es war ein Freudentag für die guten Leute, und der Vater meinte, es sei der schönste Tag seines Lebens gewesen.

Da die Räume des Deutschen Heimes trotz wiederholter Vergrößerung für die Sonntagsversammlungen und sonstige Veranstaltungen nicht mehr genügten, wurden im Zentrum der Stadt (rue Alphonse Tochier 4), nahe beim Heim, drei geräumige Säle gemietet, die den Deutschen teils zum Gottesdienste und teils zu geselligen Zusammenkünften dienen, bei denen es mit echt deutscher Gemütlichkeit zugeht. Leider besitzt die Station keinen eigenen Seelsorger. Doch kommt der deutsche Jesuitenpater von Marseille regelmäßig hinüber, um seine Schäflein um sich zu sammeln. Dieses für

die Deutschen in Lyon stets freudige Ereignis wird meist durch Aufführung eines Theaterstückes oder eines festlichen Familienkaffees gefeiert. Natürlich fehlt auch hier die traute deutsche Weihnachtsfeier nicht.

Dank der tatkräftigen Vermittlung des Deutschen Caritasverbandes und seines hochverdienten Präsidenten, Prälaten Dr. Werthmann, sind die Schritte eingeleitet, um auch Lyon den Segen einer ständigen deutschen Seelsorgerstelle zu sichern.

Dadurch würde die Möglichkeit geschaffen, auch den Deutschen, die in Toulon, Grenoble, St. Etienne, Valence, Aix und andern Orten zerstreut leben, wirksameren Beistand zu gewähren.

Leider ist P. Alfred Baur S. J. durch ein tückisches Leiden auf einer Reise nach Deutschland, zu Bonn, seiner segensreichen Tätigkeit entrissen worden. An seine Stelle trat sofort ein anderer deutscher Jesuit, P. Carl Bönniger.

III. Italien.

Das sonnige Italien übte von jeher auf die Deutschen einen mächtigen Zauber aus. Jährlich ziehen Tausende und aber Tausende über die Alpen, um das Land der Sehnsucht zu schauen. Nicht wenige lassen sich bleibend oder doch auf längere Zeit dort nieder.

Eine italienische Volkszählung vom Februar 1901 berechnete die Zahl der deutschen Reichsangehörigen in Italien auf 10765 Seelen, von denen jedoch nur 5748 im Lande sich bleibend aufhielten [1].

Auch hier gilt es, den deutschen Glaubens- und Stammesgenossen, zumal den ärmeren Klassen, Schutz und Hilfe zu vermitteln, und an dieser Aufgabe sehen wir abermals auch deutsche Jesuiten hervorragend beteiligt. So hat der Name des deutschen Missionärs in Mailand, die von allen italienischen Städten den stärksten Prozentsatz ansässiger Deutschen aufweist, auch in Deutschland einen ehrenvollen Klang.

„Als P. Georg Fell S. J. am 10. Januar 1900 nach Mailand kam, fand er in der Hauptstadt der Lombardei eine Fremdenkolonie vor, die sich nach amtlicher Statistik auf rund 1500 Reichsdeutsche, 1000 Österreicher-Ungarn, 4000 Schweizer verteilte. Man schätzte damals die Fremden deutscher Zunge auf 4000 bis 5000 Personen. Im Laufe der Jahre hat sich seitdem diese Zahl wohl beinahe verdoppelt.

„Der seeleneifrige Kardinalerzbischof Ferrari beauftragte den Pater mit dem Beichtvateramt an seiner Kathedrale für die fremden Sprachen (Deutsch, Englisch und Französisch) und legte ihm besonders die Sorge für das religiöse Leben der Deutschen ans Herz, dieselben zu sammeln und in ihrem kirchlich religiösen Leben zu organisieren.

„Bei seinem ersten Rundgang durch die weitläufige Stadt überzeugte er sich von der Notlage der ärmeren Klassen deutscher Zunge, besonders in Krankheitsfällen. Es gebrach an geeigneten Pflegerinnen,

---

[1] Vgl. Jahrbuch des Caritasverbandes 1900/11, S. 49 ff.

welche sich mit den Kranken in der Muttersprache verständigen und in deutscher Art der Pflege warten könnten. Darum bemühte er sich um die Einführung von deutschen Krankenschwestern, welche die unentgeltliche Pflege in den Wohnungen der Familien übernahmen, ab und zu im Laufe des Jahres ihre Landsleute besuchten, um im Notfalle ihre Hilfe anzubieten. Durch das Entgegenkommen des hochwürdigsten Herrn Kardinals Kopp gelang es, im Sommer 1901 die Grauen Schwestern aus dem Mutterhause Breslau in Mailand einzuführen. Groß war die Freude auf den Konsulaten deutscher Zunge über diese willkommene Truppe geschulter Krankenpflegerinnen aus der Heimat, welche den Kranken ohne Unterschied der Religion und des Standes jederzeit zu Diensten stehen.


P. Fell S. J., deutscher Seelsorger in Mailand.

„Auch die Lage des weiblichen Dienstpersonals deutscher Zunge war nicht rosig. Fern der Heimat und der elterlichen Aufsicht sind solche Dienstmädchen (Zimmermädchen, Bonnen, Erzieherinnen, Köchinnen usw.) in einer Großstadt von vielen Gefahren umgeben. Da heißt es, in der Fremde die Eltern soviel als möglich den Verlassenen zu ersetzen. Darum beschloß der Pater, im neuen Schwesternheim der Grauen Schwestern ein deutsches Mädchenheim unter ihrer Leitung zu eröffnen, wo nicht bloß stellensuchende und stellenlose Mädchen billige und sichere Unterkunft, zuverlässige Stellenvermittlung in gute Häuser, sondern auch während ihres Dienstes die nötige Überwachung über ihre sittlich-religiöse Aufführung und energische Anleitung zur Aufbewahrung ihrer Ersparnisse erfahren. Die regel-

mäßigen Sonntagsversammlungen im Heim mit ihren aufklärenden Vorträgen in der Muttersprache, theatralischen Aufführungen bei festlichen Gelegenheiten, mit der Weiterbildung in ihren Standes- und Berufspflichten, die Hilfe und der Trost in schlimmern Tagen machen den Dienstmädchen das Heim zur zweiten Heimat. Jährlich über dreihundert Mädchen deutscher Zunge gehen da wie Kinder des Hauses aus und ein.

„Um bei der deutschen Schuljugend deutsches Wesen, religiöses und christliches Leben zu begründen, sammelte P. Fell an verschiedenen Punkten der Stadt die vielfach in italienischen Volksschulen zerstreuten Kinder, um ihnen die Anfangsgründe des Katechismus in der fast vergessenen oder nur obenhin erlernten Muttersprache beizubringen. Zudem nahm der deutsche Schulvorstand mit Dank sein Anerbieten an, in der damals noch in der Bildung begriffenen ‚deutschen Schule' für die katholischen Schüler den wöchentlichen Religionsunterricht zu erteilen. Für die deutschen Schüler der Scuola internazionale (höhere Bürgerschule) eröffnete er in der eigenen Wohnung einen wöchentlichen katechetischen Kurs.

„Um allen Katholiken deutscher Zunge das Wort Gottes zu verkünden, hielt der Pater von Anfang an außer den Sonntagsvorträgen in der Schwesternkapelle noch besondere Fasten- und Adventspredigten in der Jesuitenkirche, gefolgt vom Gesang in der trauten Muttersprache.

„Um aber alle diese Funktionen der Seelsorge mehr zu konzentrieren und regelrechter zu gestalten, wurde ein Zentralhaus der deutschen Seelsorge geplant und dank der eifrigen Mitwirkung hervorragender Landsleute ausgeführt. Am 19. November 1910 wurde von dem Caritas-Stift in Freiburg i. Br. das Elisabethstift (Ospizio di Sant' Elisabetta) in Via Panizza 15 mit Schwesternhaus und Mädchenheim, Theatersaal, Kirche- und Pfarrhaus in Gegenwart sämtlicher Konsuln deutscher Zunge (Deutschland, Österreich und Schweiz) eröffnet. Die herzlichen Dankesworte der Regierungsvertreter bekundeten das Wohlwollen, welches die Kolonie deutscher Zunge dem Werke entgegenbrachte.

„Der Pflege der deutschen Sprache und der Erhaltung deutschen Geistes dient eine auserwählte Bücherei der besseren deutschen Schriftsteller für die Jugend beiderlei Geschlechts wie für die Erwachsenen. Deutsches Geistesleben auf Grundlage der Religion ist das Ziel aller Vereine, die unter der Hand des Paters in Mailand entstanden: der Jungfrauenbund, der Mütterverein und der Jünglingsverein.

Diesem Ziele dienen die häufigen Theateraufführungen der Jugend, die besondern Vorträge in den Vereinssälen, die Büchereien."

Aber auch in andern italienischen Städten, wie Genua, Neapel, Florenz und auf Sizilien, haben deutsche Jesuiten sich bleibend oder gelegentlich ihrer deutschen Landsleute, auch der deutschen Seeleute und Marinetruppen ihres Bekenntnisses angenommen.



St.-Elisabethstift in Mailand, Via Panizza Nr. 15.

Um die deutsche Seelsorge in **Genua** hat namentlich P. Joseph Jansen S. J. sich eifrig bemüht, der im Mai 1902 nach der alten Dogenstadt kam und am 1. März 1908 dort starb. Er führte 1903 die Grauen Schwestern dort ein und stellte damit das Deutsche Mädchenheim auf festeren Boden; er leitete mit großer Hingabe die deutschen Mütter- und Jungfrauenvereine, legte den Grund zum **Deutschen Seemannsheim**, übte die Krankenseelsorge unter den Deutschen an der Riviera, wie in Nervi, S. Margherita und Rapallo, kurz er war nach dem Zeugnis der „Liguria del Popolo" (Genua, 3. März 1908) „unablässig um das Wohl seiner Landsleute besorgt".

Nicht unerwähnt bleiben darf das Wirken der deutschen Jesuiten unter den zahlreichen deutschen Kurgästen und Kranken in **San Remo,** wo unter anderem P. v. Egloffstein aus Bayern 18 volle Jahre und nach ihm P. Vinzenz Neuhold tätig war.

Sie waren es, die neben den sonst allein üblichen französischen und englischen auch deutsche Predigten und deutschen Gottesdienst einführten, eine deutsche Schule und einen Kindergarten für deutsche Kinder unter Leitung deutscher Franziskanerinnen eröffneten, wohl das einzige katholische Unternehmen dieser Art in Italien.

„Wie sind die Leute", versichert ein Bericht, „oft glücklich, wenn sie wieder einmal in ihrer Muttersprache beichten können, und erst wenn man am Sterbelager erscheint, wissen sie sich oft kaum zu fassen. Der Priester, der ihre Sprache redet, erscheint ihnen beinahe wie ein Wesen höherer Ordnung."

Wenden wir uns noch kurz nach **Rom,** dem Mittelpunkt der katholischen Welt. Dort liegt das deutsche Kolleg (Germanicum), 1552 vom Stifter des Ordens, Ignatius von Loyola, zum Besten Deutschlands gegründet.

Bekanntlich wird gerade diese Anstalt mit Vorliebe herangezogen, um die deutschfeindliche Gesinnung der Jesuiten zu beweisen. Sie sei, so sagt man, als Angriffswaffe gegen den deutschen Protestantismus gedacht und gegründet worden.

Nun, der Angriff ging doch in der Zeit der Glaubensspaltung nicht von der katholischen Kirche aus; sie wurde angegriffen und auf Tod und Leben bedroht. Wenn sie sich und ihre tausendjährige Existenz im alten Deutschen Reiche zu verteidigen suchte und dafür sich Verteidigungswaffen schuf, so war das doch ein Recht, das man sonst jedem Gegner zugesteht. Hier kommt wieder jener Grundirrtum zum Vorschein, der auch die protestantischen Vorurteile gegen die Jesuiten erklärt, daß man Deutschtum und Protestantismus einfach identifiziert, als ob es vor 1517 kein Deutschland und nachher keine Deutschen außer den Protestanten gegeben hätte.

In den Kreisen, welche von solchen — sagen wir einmal seltsamen — Anschauungen befangen sind, wird eine auch noch so patriotische Tat, ein noch so patriotisches Wirken nie freudig und offen als solches gewürdigt, wenn es der katholischen Sache dient. Unter dieser verhängnisvollen Begriffsverwirrung leiden die zwanzig Millionen deutscher Katholiken und leiden vor allem auch die deutschen Jesuiten.

Tatsächlich ist das deutsche Kolleg in Rom ein durchaus nationales deutsches Werk. Es wurde gegründet, um von der katholischen Kirche in Deutschland gerade jene Makel hinwegzunehmen, die der Glaubenserneuerung mit als Hauptvorwand ihrer Bestrebungen diente, die Makel eines verkommenen Priesterstandes. Es liegt eine wunderliche Inkonsequenz darin, auf jenen traurigen Verfall entrüstet hinzuweisen und dann gegen eine Veranstaltung sich zu wenden, die in erster Linie dazu bestimmt war, diesem Verfall zu steuern. Dem katholischen Deutschland gute, sittenreine, wissenschaftlich durchgebildete Priester zu schaffen, das war es, was das Germanikum bezweckte und was es in großartiger Weise auch erreichte, wie seine Geschichte beweist[1]. Daß die Anstalt die deutschen jungen Männer in einem antinationalen Geiste erziehe, ist eine grundlose Verdächtigung.

„Es ist eine Unwahrheit", so erklärten am 18. Mai 1873 gegenüber den Anwürfen der Abgeordneten Jung und Gneist in den Kulturkampfsdebatten der siebziger Jahre, im Namen von 26 Mitalumnen deutsche Männer wie Bernhard Köper, Dr. Jos. Schröder und Dr. Jos. Verres, „daß man uns im Kollegium eine sogenannte antinationale Bildung beizubringen sucht. Wir lieben unser Vaterland und wollen unsern Patriotismus von niemand in Zweifel gezogen wissen. Diese Liebe zu unserem Vaterlande, die trotz der Entfernung von demselben unverändert in uns fortlebt, wird von den Vorstehern des Germanikums nicht nur geteilt, sondern auch gehegt und gefördert."[2]

„Soweit meine Erfahrungen aus jener Zeit (sein Aufenthalt im Germanikum dauerte von 1841 bis 1845) reichen," schreibt Universitätsprofessor Dr. Hettinger[3], „kann ich behaupten, daß nicht einer war, der nicht deutsche Art und Sitte hochgehalten, dem nicht das Kollegium als eine vaterländische Insel erschienen wäre im fremden Lande."

Oder waren und sind etwa Kardinal August von Reisach, Kardinal Hergenröther, Hettinger, Denzinger, Scheeben, Pruner, Leute wie Schröder und Pohle, die in Amerika deutsches Wesen gegen Amerikanismus und irischen Nationalismus so energisch verteidigt haben, Pioniere des Deutschtums wie Bernh. Köper und Jos. Verres in

[1] Vgl. Steinhuber, Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom. 2. Aufl. Freiburg, Herder, 1906.

[2] Steinhuber a. a. O. II, 460.

[3] Aus Welt und Kirche (5. Aufl. Freiburg i. Br. 1902) S. 17 ff.; vgl. S. 14 ff.

England, begeisterte Förderer deutscher Interessen wie ein August Pieper, Generaldirektor des Volksvereins, Dr. Lorenz Werthmann, der unermüdliche Präsident des Caritasverbandes, und seiner Tätigkeit im In- und Auslande, sind etwa die ca. 300 deutschen Pfarrer und Dechanten, die in sämtlichen deutschen Gauen wirkten und wirken, keine deutschen Männer und Patrioten? Sie alle sind im deutschen Kolleg gebildet und erzogen worden und deutsch geblieben, wie ihr langjähriger Rektor und väterlicher Freund, der spätere Kardinal Andreas Steinhuber.

Kaum war dieser echte deutsche Mann tot, als Blätter von der Färbung der „Allg. Zeitung“ (Nr. 482, 1907) ihn als undeutschen, vaterlandslosen Jesuiten zu verdächtigen suchten. Das war selbst dem liberalen Leserkreise des Blattes zu stark und es sah sich gezwungen, in einer darauffolgenden Nummer folgender Zuschrift eines Mitarbeiters Raum zu geben:

Derselbe weist zunächst die Insinuation zurück, als ob Kardinal Steinhuber die Verurteilung der Schriften Schells herbeigeführt habe.

„Gewiß ist, daß man dem Kardinal Steinhuber bitter unrecht tut, wenn man ihm die Initiative beim Vorgehen wider Schell zuschreibt. Alles, was man sagen kann, ist, daß er die Verdammung nicht verhindert hat; — aber auch, wenn er gewollt, hätte er sie verhindern können? Nach allem, was wir von der Sache wissen — und wir sind nicht schlecht unterrichtet —, hätte er es nicht gekonnt. Der Schlag gegen Schell ging von Deutschland, von Norddeutschland aus, dem Herd und Sitze der reaktionärsten Bestrebungen in kirchlichen Dingen.

„Kardinal Steinhuber war im Rahmen seiner Geistesrichtung als Mitglied der Gesellschaft Jesu und hoher geistlicher Würdenträger ein milder, versöhnlicher und verständiger Mann, mit dem sich reden ließ. Mit Wärme nahm er sich seiner bayerischen Landsleute an; über die bayerischen und deutschen Verhältnisse war er stets aufs genaueste unterrichtet. Da Deutschland — ganz unglaublicherweise — durch keinen Kurienkardinal[1] in Rom vertreten ist, so wandte man sich an Kardinal Steinhuber, wenn man in deutschen Dingen etwas erreichen wollte; ihm war es insbesondere zu verdanken, daß sich die Schwierigkeiten glätteten, die der päpstlichen Bestätigung des vom Prinzregenten zum

[1] Steinhuber gehörte, obschon Bayer, der österreichischen Ordensprovinz an.

Bischof von Augsburg ernannten Dompropstes Lingg von Bamberg entgegenstanden.

„So bedeutet der Tod des Kardinals Steinhuber einen schweren Verlust nicht bloß für Deutschland und Bayern insbesondere, sondern auch für die Sache des gemäßigten Katholizismus, der in ihm einen bewährten Vertreter eingebüßt hat.“

So zu lesen in der „Allgem. Zeitung“ 1907, Nr. 484.

Daß Kardinal Steinhuber auch in der Frage der Theologischen Fakultät in Straßburg eine durchaus freundliche, verständnisvolle Rolle gespielt hat, ist damals von den zunächst Beteiligten und Wissenden gegen ähnliche Angriffe öffentlich und unwiderleglich erwiesen worden.

Wir dürfen Rom und Italien nicht verlassen, ohne eines deutschen Jesuiten zu gedenken, der nicht bloß dem deutschen Vaterlande als Gelehrter ersten Ranges die größte Ehre gemacht, sondern sich auch um die Gelehrtenwelt aller Länder, nicht zum wenigsten der deutschen, unsterbliche Verdienste erworben hat. Wir meinen P. Franz Ehrle S. J., den weltbekannten Präfekten der Vatikanischen Bibliothek.

Es ist hier nicht der Ort, die denkwürdige Laufbahn dieses seltenen Mannes des näheren zu schildern. Es muß aber hervorgehoben werden, daß P. Ehrle (geboren 17. Oktober 1845 zu Isny in Württemberg) seine ganze humanistische, philosophische, theologische und schriftstellerische Vorbildung ausschließlich im Schoße der deutschen Ordensprovinz erhalten und von ihr die Anregung und Förderung zu seiner so bedeutenden Gelehrtenlaufbahn empfangen hat.

Ausgangspunkt derselben wurden seine Forschungen und Studien über die mittelalterliche Scholastik. Der tiefgründige Versuch, die gegenseitigen geistigen Beziehungen ihrer bedeutendsten Vertreter durch Heranziehung noch unbekannter handschriftlichen Schätze zu beleuchten, führte ihn naturgemäß zu einem näheren Eingehen auf die Zusammensetzung und Geschichte der wichtigsten und ältesten Bibliotheken, unter denen die der Päpste die erste Stelle einnimmt. So entstand das großartige Werk: Historia bibliothecae Romanorum Pontificum, dessen erster Band 1890 erschien und das Ehrles Weltruf begründete. Es hatte naturgemäß seine Berufung in den Congresso direttivo della Biblioteca Vaticana, d. h. in den Verwaltungsrat der ehrwürdigsten aller Bibliotheken, zur Folge. Ihre Schätze sollten nach dem Willen Leos XIII., dieses erleuchteten Förderers von Kunst und

Wissenschaft, in freigebigster Weise den Gelehrten aller Länder ohne Unterschied der Konfession erschlossen werden. Damit war der Plan einer völligen Neuorganisation und einer den modernen Bedürfnissen angepaßten Einrichtung der Vatikanischen Bibliothek gegeben, und seine Ausführung konnte in keine besseren Hände gelegt werden als diejenigen P. Ehrles.

Was er bereits als Sekretär seines Vorgängers Msgr. Carini und zumal seit seiner Ernennung zum Präfekten der Vatikanischen Bibliothek (1895) in dieser Stellung geleistet hat, ist geradezu großartig. Er war es, der 1891 die Überführung und Neuordnung der kostbaren Bücherschätze aus dem Appartamento Borgia in die neueingerichtete Leoninische Bibliothek mit seltenem Geschicke leitete [1].

Er war es, der die von der ganzen gelehrten Welt so lebhaft begrüßte Biblioteca di Consultazione, eine 80000 Bände zählende und musterhaft eingerichtete Nachschlagebibliothek, schuf und den Benützern von Archiv und Bibliothek zur freien Verfügung stellte [2].

Wieder war es P. Ehrle, von dem die Anregung zum internationalen Kongreß in St. Gallen (30. September und 1. Oktober 1898) und zur Beratung über die Erhaltung und Ausbesserung der kostbaren handschriftlichen Schätze ausging [3].

Nicht bloß wurde Ehrle neben De Vries (Leyden), Fejérpataky (Budapest), Harnack (Berlin), Karabacek (Wien), Ormont (Paris) zum Mitglied des vom Kongreß erwählten internationalen Komitees gewählt, sondern er war und blieb die Seele dieser für die Wissenschaft so überaus wichtigen Bestrebungen. Er richtete auf Grund umfassendster Umfragen und eigener Erfahrungen und Untersuchungen an der Vatikana selbst eine Musterwerkstätte zur Rettung alter Handschriften ein, in welcher unter seiner Leitung die berühmtesten Handschriften der Kapitelsbibliotheken von Verona, Vercelli, Ancona, Perugia, Ivrea ausgebessert und Arbeiter wie Direktoren für ähnliche Werkstätten

---

[1] Vgl. den Artikel: „Überführung der gedruckten Bücher der Vatikana aus dem Appartamento Borgia in die neue Leoninische Bibliothek und ihre Neuordnung", im Zentralblatt für Bibliothekswesen VIII (1891), 504, und Ehrle-Stevenson, Festschrift zur Eröffnung des Appartamento Borgia, 1891.

[2] Vgl. Ehrles Artikel: „Die Leoninische Konsultationsbibliothek", im Zentralblatt für Bibliothekswesen XIX, 491.

[3] Vgl. Ehrle: „Die internationale Konferenz in St. Gallen", Zentralblatt für Bibliothekwesen 1899, S. 27, und Ehrle: „Vorsorge für die Erhaltung von handschriftlichen Schätzen im Lehrplan der historischen und philologischen Seminarien", ebd. S. 533.

herangebildet werden. Es sei hervorgehoben, daß Ehrles Bemühungen besonders beim preußischen und österreichischen Unterrichtsministerium das größte Entgegenkommen fanden und daß die preußische und österreichische Regierung für die so bedeutungsvollen Arbeiten 20000 Lire zur Verfügung stellten.

Es ist ferner dem Einfluß P. Ehrles zu danken, daß die päpstliche



P. Franz Ehrle S. J.

Regierung 1892 die kostbare Bibliothek des Fürsten Borghese, die unter andern Schätzen 400 Kodizes aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, den größeren Teil der alten Avignoneser Papstbibliothek und über zweitausend Bände wichtiger päpstlicher Archivalien enthielt, erwarb und der Vatikanischen Bibliothek einverleibte. Auch der 1902 erfolgte Ankauf der berühmten Bibliothek und des Archivs der Barberini

(10000 Handschriften, 10000 Bündel und Bände des Archivs und ca. 10000 Druckwerke) war sein Verdienst, ebenso wie die Erwerbung der Handschriften und des Münzkabinetts des Museo Borgiano der Propaganda.

Wie Ehrle so auf die innere Bereicherung und Ergänzung der ihm anvertrauten, der ganzen Gelehrtenwelt offenstehenden Bibliothek bedacht war, so trug sein zugleich so praktischer Sinn auch Sorge für die äußere Erweiterung und bauliche Verbesserung der Vatikana. Dahin gehören die Einbeziehung der Räume, welche der anderswohin verlegten vatikanischen Druckerei gedient hatten, die Einrichtung eines neuen, schönen, modern ausgestatteten Lesesaals, die Anlegung von drei diebs- und feuersichern Magazinen für sämtliche Handschriften, die durch einen Aufzug mit dem Lesesaal verbunden sind u. a. m.

Auf Grund seiner langen Erfahrungen und seltenen Sachkenntnis hat der Präfekt der Vatikana auch das Reglement für die zu druckenden Handschriftenkataloge verbessert.

Unter seiner Anleitung, Anregung und Mitwirkung hat die Bibliotheksverwaltung eine Reihe wichtiger Serien zu veröffentlichen begonnen. Das sind zunächst phototypische Reproduktionen wichtiger Handschriften: Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi jussu Pii Papae X. consilio et opera procuratorum Bibliothecae Vaticanae, deren Series major und minor zusammen bereits 16 Bände umfaßt.

Dazu kommen die Collezione Paleographica Vaticana (1 Fasz.), die Collezioni Archeologiche, artistiche e numismatiche dei Palazzi Apostolici, pubblicate per ordine di Sua Santità, a cura della Biblioteca Vaticana, dei Musei e delle Galerie Pontificie (bereits 7 Bände). Weiterhin ist zu nennen die Reproduktion der alten hochinteressanten Stadtpläne Roms aus der Zeit von Julius III., Sixtus V., Paulus V., Urban VIII. und Innozenz XI. u. a.; Le Piante Maggiori di Roma del Secolo XVI e XVII., riprodotte in fototipia a cura della Biblioteca Vaticana, con introduzioni di Francesco Ehrle S. J., Roma, Danesi editore, sodann die Studi e Testi, die bereits auf 26 Bände gediehen sind, endlich die Cataloghi della Biblioteca Vaticana mit eingehender Beschreibung der Kodizes, bereits über 20 Bände bzw. Teile.

Was aber dem jetzigen Präfekten der Vatikanischen Bibliothek die Achtung und Verehrung der Gelehrten aller Länder besonders gewonnen, das ist das warme Interesse und die hochherzige Förderung,

die er ihren Arbeiten entgegenbringt. Es ist geradezu unglaublich, in welchem Maße seine Güte von allen Seiten, von jungen Anfängern wie von Gelehrten vom Rufe H. Diels und Th. Mommsens in Anspruch genommen wird und mit welcher Opferwilligkeit und sich stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit und Verständnis er all diesen Anforderungen entgegenkommt.

Über die ganz ungewöhnlichen Verdienste P. Ehrles um die Wissenschaft überhaupt wie um die Vatikana und die dort arbeitenden Gelehrten und der ganzen Welt im besondern ist denn auch nur eine Stimme.

Es seien hier wenigstens einige Äußerungen von bedeutenden Gelehrten mitgeteilt.

„P. Ehrle", so schreibt Professor Kehr (Göttingen) in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1901, Nr. 194, „leitet die Bibliothek (Vatikana) in einer Weise, welche je länger je mehr die allgemeinste Anerkennung im Inland wie im Ausland gefunden hat. Da ist keine Spur von Engherzigkeit oder Pedanterie; jeder ernsthafte Gelehrte, sei er Katholik oder Protestant, ist nicht nur voller Unterstützung innerhalb des Rahmens des Regolamento, sondern selbst erheblicher Förderung über dasselbe hinaus sicher. Daß der Benutzer schon nach einer Viertelstunde die geforderten Handschriften erhält, wird nicht in jeder Bibliothek zu erreichen sein. Daß ein Benutzer in die Säle an die Handschriftenschränke selbst geführt wird, um sich dort schnell zu orientieren, würden selbst liberale Bibliotheksdirektoren bei uns als unbilliges Verlangen zurückweisen. Daß der Präfekt selbst außerhalb der Dienststunden Gelehrten, die es besonders eilig haben, unter seine Aufsicht zu arbeiten erlaubt, wird in der ganzen Welt eine Ausnahme bleiben. Dieser ganze, von aller bureaukratischen Schablone freie Betrieb ist ausschließlich beherrscht von dem Willen, der Wissenschaft mit aller Kraft zu dienen, die Interessen der Bibliothek zu voller Geltung zu bringen, die Blüte der philologischen und historischen Studien zu befördern. Einer besseren Erhaltung der kostbaren Handschriften gilt P. Ehrles besondere Sorge. Er hält mit Recht strenge darauf, daß die Benutzer mit den Handschriften säuberlich umgehen. Er hat für die Restauration der ältesten Kodizes der Bibliothek keine Mühen und Kosten gescheut und endlich die Genugtuung gehabt, das von ihm vorgeschlagene Verfahren in der gelehrten Welt lebhaft diskutiert und meist gebilligt zu sehen. In der Tat sind die Ergebnisse staunenswert. Der Veroneser Gaius z. B. ist jetzt nach der Restauration kaum wieder zu erkennen. Möchten doch des Präfekten Bemühungen überall Unterstützung und Nachahmung finden!"

Die Abendnummer vom 21. August 1903 der in Kopenhagen erscheinenden „Berlingske Tidende" enthält in einem längeren Artikel über „Leo XIII. und die historische Wissenschaft" folgendes beachtenswerte Zeugnis für P. Ehrle:

„Papst Leos Verdienste um die katholische Wissenschaft beschränken sich nicht auf die Eröffnung des Archivs. Er war auch allzeit auf die Erweiterung desselben durch Ankauf großer Privatsammlungen bedacht, welche er auf diese Weise der Öffentlichkeit erschloß. An die Spitze der Vatikanischen Bibliothek setzte er den berühmten Gelehrten Msgr. Ehrle, einen durch umfassendes Wissen, riesenhafte Arbeitskraft, großes Verwaltungstalent und eine gegen Gäste seltene Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten Mann."

Krumbacher nennt Ehrle in seiner Schrift „Anwendung der Photographie auf das Handschriftenstudium"[1] den Reformator oder Regenerator der Vatikana.

Selbst der liberale „Messagero" (Rom 1908, 16. bis 17. Nov.) schreibt: „Der sehr gelehrte deutsche Jesuit, P. Ehrle, der Monsignore Carini in der Leitung der Vatikanischen Bibliothek nachfolgte und nun diesen Posten schon so viele Jahre mit fürwahr rühmenswertem Takt und wahrhaft modernem Geiste verwaltet zur Zufriedenheit der zahlreichen Gelehrten, welche aus allen Teilen der Welt als wahre Pioniere der Wissenschaft zur Vatikana zusammenströmen, um aus dieser wunderbar reichen, ja unerschöpflichen Fundgrube stets neues Forschungsmaterial zu heben."

Besonders warm kam diese Anerkennung zum Ausdruck, als sich 1911 das Gerücht von Ehrles Rücktritt von seiner Stellung als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek verbreitete. Es weckte Bedauern in der ganzen internationalen Gelehrtenwelt.

„Die Kunde", so schrieb z. B. Prof. Renier, der die Universität von Turin bei der Genfer Calvin-Feier vertrat, „wird alle Männer der Wissenschaft mit tiefem Schmerze erfüllen.

„Unter Ihrer Leitung ist die Vatikana eine der größten Bibliotheken der Welt geworden. Das Entgegenkommen, das Sie den Gelehrten beweisen, ist über alles Lob erhaben. Die verständnisvolle Ordnung, die ausgezeichnete Katalogisierung der Kodizes, deren Beschreibung durch kundige Federn, all das sind Dinge, die Sie angeregt, geleitet, gefördert haben. Ihnen ist die Dankbarkeit der Gelehrten aller Nationalitäten sicher, insbesondere schulden wir Italiener Ihnen Dank, der, obschon Ausländer, dank seinem unerschöpflichen Wissen so Großes wirken konnte und wollte zum Besten

[1] Vgl. andere Zeugnisse u. a. im Neuen Archiv Bd. XXXI (1905) Bericht über die Plenarsitzungen, S. 12; Cambridge Review 7. Juni 1905; Beilage zur Allg. Zeitung 1895, Nr. 34; Neues Tagblatt (Stuttgart), 27. Oktober 1910, Nr. 251 usw.

eines berühmten Instituts unserer italienischen Heimat, in dem der Päpstliche Stuhl seine kostbarsten Schätze so freigebig niedergelegt hat."

Der frühere Konservator der Handschriften-Abteilung am Britischen Museum, Sir Georg F. Warner, Baronet, schrieb wie folgt:

Departement of Manuscripts
British Museum
London, N. C., 13. July 1911.

Dear Father Ehrle,

I have heard with dismay from Abbot Gasquet that you have ceased to be "Prefetto" of the Vatican Library. I do not understand the cause of your resignation, but J deplore it in common, J am sure, with all Englisch scholars who are interested in the library and who know what an admirable example of courtesy and helpfulness you have set to librarians all over the world.

Jf J come to Rome next spring, as J hope to do, it will be sad, not to find you at your post, but J trust that J shall see you and that you will be spared many years to enjoy your leisure and the opportunity for private study, that it will afford you. J know but too well that a librarian has little time to work on his own account as long as he is in office.

With all good wishes
Yours very sincerely
G. F. Warner.

In einem Aufsatze über die Vatikanische Bibliothek im „De Tijd" (10. Oktober 1911) schilderte ein holländischer Gelehrter zunächst ausführlich die unter P. Ehrle's Leitung durchgeführten Reformen und fährt dann fort:

„Das sind in den Hauptzügen die in der Vatikanischen Bibliothek eingeführten Reformen, von welchen die gelehrte Welt mit dankbarer Befriedigung Kenntnis nehmen wird.

„P. Ehrle mag in der Tat stolz sein auf sein neuestes Werk der Reorganisation, das er im Verlauf von fünfzehn Jahren mit seltener Sachkenntnis, bewunderungswürdigem Takt und echt deutscher Beharrlichkeit durchgesetzt hat. Leider wird dies wahrscheinlich sein letztes Werk sein." (Es folgt die Mitteilung, daß P. Ehrle zurücktreten und durch den Bibliothekar der Ambrosiana in Mailand, Msgr. Ratti, ersetzt werden soll. Bekanntlich ist P. Ehrles Gesuch zurückzutreten, zunächst nicht bewilligt worden.)

„Diese Wahl (Rattis) mag eine sehr glückliche sein, hebt aber das Bedauern über Ehrles Rücktritt nicht ganz auf. Ein Mann wie er ist nun einmal nicht zu ersetzen. Wir wollen die

persönlichen Gründe für seinen Rücktritt schweigend in Ehren halten, nicht aber ohne unsern Gefühlen Ausdruck zu geben und mit warmer Dankbarkeit es auszusprechen, daß P. Ehrle als Präfekt der Vatikanischen Bibliothek seinesgleichen nicht hat noch jemals haben wird.

„Unter seiner vorbildlichen Leitung ist sie, die älteste und reichste Handschriftensammlung Europas, auch was ihre innere Organisation und geregelte Benützung angeht, zu einer Mustereinrichtung geworden: so prinzipienfest und gleichzeitig doch so freigebig entgegenkommend gegenüber den Studierenden wie keine andere.

Mit dem Ruhm der Vatikanischen Bibliothek, dieser unvergleichlichen Goldmine der Wissenschaft, wird der Name des P. Franz Ehrle S. J. unzertrennlich verbunden bleiben."

Einem solchen Manne konnten auch öffentliche Ehrungen und Auszeichnungen nicht ausbleiben. Sie seien hier kurz zusammengestellt, da die Ehrung eines Deutschen auch eine Ehrung seines Volkes bedeutet.

1) 21. April 1880: Ordentliches Mitglied des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts zu Rom;

2) 12. März 1885: Ehrenmitglied der Accademia Properziana del Subasio von Assisi;

3) 28. Februar 1894: Korrespondierendes Mitglied der Real Academia de Buenas Letras in Barcelona;

4) 18. September 1895: Ehrenmitglied der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz;

5) 19. Dezember 1897: Ehrenmitglied der Congregazione Artistica dei Virtuosi al Pantheon;

6) 21. Juni 1899: Ehrendoktor im Zivilrecht (Civil Law) von Oxford;

7) 28. Oktober 1901: Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, Auswärtiges Mitglied der phil.-histor. Klasse;

8) 25. Oktober 1902: Ehrendoktor der Theologie der Universität Münster;

9) 14. Juni 1905: Ehrendoktor in Letters (der Literatur) der Universität Cambridge;

10) 27. Dezember 1907: Auswärtiges, korrespondierendes Mitglied des Institut de France, Académie des Inscriptions et Belles Lettres;

11) 4. April 1908: Mitglied der Arcadia (römische Akademie) delle Lettere, delle Scienze e della Erudizione. Pastore Arcade unter dem Namen Prosseno Acaico);

12) 28. Januar 1909: Korrespondierendes Mitglied der Académie des Sciences, Belles Lettres et Arts de Besançon;

13) 10. Mai 1909: Ehrendoktor philosophiae et litterarum der Universität von Löwen;

14) 8. Mai 1909: Auswärtiges, korrespondierendes Mitglied der Société française d'Archéologie;

15) 1903: Mitglied of the Advisory Committee of the New Palaeographical Society (vom British Museum);

16) 1910: Vicepresident of the Henry Bradshaw Society for editing rare liturgical texts (anglikanisches Unternehmen);

17) 26. April 1900: Auswärtiges, korrespondierendes Mitglied der Reale Deputazione di Storia Patria per le antiche Provincie e la Lombardia (Torino);

18) 1909: Auswärtiges, korrespondierendes Mitglied der Gezellschap van Letterkunde von Leyden;

19) 1901 erhielt P. Ehrle den Preußischen Roten Adlerorden zweiter Klasse[1] und

20) 1902 das Porträt des Kaisers in vergoldetem Rahmen mit eigenhändiger Unterschrift.

Und nun ziehen wir die Schlüsse.

Dieser Mann, der so hoch dasteht in der Schätzung der angesehensten Männer und gelehrter Korporationen aller Länder, nicht bloß wegen seiner eminenten Verdienste um die Wissenschaft, sondern auch wegen seines Charakters, dieser Mann ist seit fünfzig Jahren Mitglied des Jesuitenordens, speziell der deutschen Ordensprovinz. Ihm verdankt er seine ganze Bildung und Erziehung[2], ihm gehört seine ganze Liebe und Anhänglichkeit, unter der Leitung seiner jesuitischen Obern und im vollsten Einverständnis mit ihnen hat er alles das getan und geleistet, was ihm so große Anerkennung gebracht hat. Würde aber ein solcher Mann auch nur einen Tag länger in einer Gesellschaft verweilen, wenn jene Anklagen und Beschuldigungen auf Wahrheit beruhten, wegen welcher der Hohe Bundesrat den Orden von den Grenzen des Reiches fernhält? Oder soll das Zeugnis eines Pater Ehrle in Deutschland weniger gelten als das charakterloser Überläufer? Das wäre doch unendlich traurig.

[1] Sonst nur Bischöfen und Generälen verliehen.

[2] Ehrle erhielt seine Erziehung im Jesuitenkolleg Stella matutina zu Feldkirch und trat am 29. September 1861 in die Gesellschaft Jesu ein.

IV. Rußland und Balkan.

Rußland.

Vor allem sei hier wenigstens kurz auf die großen Verdienste der deutschen Jesuiten in den deutschen Kolonien Südrußlands hingewiesen[1].

Bekanntlich hatte Katharina II. den Plan gefaßt, die fruchtbaren südrussischen Steppen durch deutsche Kolonisten zu besiedeln. Ihrer Einladung folgte seit 1762 allmählich ungefähr eine halbe Million Deutscher aus den verschiedensten Gauen unseres Vaterlandes. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es deutschem Fleiß und deutscher Energie, zu beiden Seiten der Wolga und in der Gegend um Odessa und im Kaukasus eine große Zahl Dörfer von je 1000 bis 6000 Einwohnern zu gründen, die von der russischen Regierung selbst als Muster hingestellt wurden.

Leider sah es in diesen Kolonien in geistiger und religiöser Beziehung anfangs recht traurig aus.

Es waren hauptsächlich deutsche Jesuiten der in Rußland fortlebenden Gesellschaft Jesu, die unter Führung des Augsburgers Alois von Landes seit 1802 sich ihrer Landsleute in wirksamster Weise annahmen.

„Mit Beginn dieses Säkulums", so erzählt der Bericht eines alten Kolonisten, „kamen im 1802. Jahre die Herren Patres Jesuiten in unsern Kirchspielen an ... und traten in unsere damals noch armen, unräumlichen Kirchen. ... Ihr erstes Tun war eine ergreifende Rede an das anwesende Volk; ihre Worte und ersten Lehren waren voll Geisteskraft und so ergreifend, daß ihre Zuhörer und anvertrauten

[1] Fr. X. von Zottmann, Bischof von Tiraspol, Züge katholischen und deutschen Lebens aus Rußland. Von A. Zottmann. München 1904. Beilage zur Augsburger Postzeitung 1904, Nr. 25 f.; C. Keller, Die deutschen Kolonien in Südrußland. Odessa 1905; Gagarin, La Comp. de Jésus en Russie après la suppression. Paris 1872.

Schäflein mit Tränen in den Augen herzinniglich gerührt waren.“ Der Bericht schildert dann begeistert das unermüdliche Wirken der Patres. „Sie weideten ihre untergebene Herde unverdrossen und mit dem wachsamsten Fleiße. Sie nahmen sich sehr um die Kirchen an, so daß bald alle in schönem Glanze dastanden. Die meisten Kirchen, die noch in gegenwärtiger Zeit (1860) dastehen, sind durch ihre Fürsorge entstanden und sind Denkmäler ihres liebevollen Eifers.

„Zur Zeit der Jesuiten wohnte brüderliche Liebe unter uns, Friede und Eintracht, die Gott und Menschen gefällt, und der Friedensengel beschwingte (sic) seine Palme.

„Aber nicht bloß in der Kirche waren sie tätig, sie verbesserten auch das Familienleben, was das Sittliche betrifft, und hiermit begann auch zugleich rasch und mit starken Schritten der zeitliche Wohlstand besser vorwärts zu gehen. . . . Der Segen Gottes stieg herab über Felder, Wiesen und Wälder, über Menschen und Tiere, und sozusagen alles Heilbringende wurde unsern Wohnungen im reichsten Segen zuteil. Alle Jahre, Tage und Stunden vergingen im Überfluß von Glücksgütern und Vermögen, und weder Klagen noch Kummer setzten sich auf unsere Schwellen, wie wir es heutzutage sehen und wahrnehmen.“

Leider dauerte dieses „goldene Zeitalter“ der deutschen Kolonien nicht lange. Unter dem Vorwande, daß die Jesuiten die russische Jugend zum Abfall vom orthodoxen Glauben verleiteten, wurden dieselben bereits 1820 gewaltsam vertrieben. Mit Tränen sahen sie die Kolonisten, deren Väter, Berater und Hirten sie in den neun 31 Kolonistendörfer umfassenden Missionsdistrikten gewesen, scheiden.

Ebensowenig war ihres Bleibens in den 16 deutschen Kolonien um Odessa.

Doch blieb ihr Wirken hier wie an der Wolga noch über ein Menschenalter hinaus in dankbarster Erinnerung.

Aber auch in neuester Zeit hat sich, um nur einen zu nennen, ein westpreußischer Jesuit, P. Felix Wiercinski, als Seelsorger der deutschen Katholiken Moskaus und der angrenzenden Gouvernements die größten Verdienste erworben.

Trotz seines slavischen Namens deutscher Nationalität, hat sich P. Wiercinski, ohne andere fremde Eigenart zu verletzen, offen und ehrlich zum Deutschtum bekannt und stand als erklärter Deutscher nicht bloß dem Moskauer deutschen Verein als Mitglied und dem reichsdeutschen Unterstützungsverein als Freund, Förderer und mehr-

maliger Ehrengast nahe, sondern unterhielt auch die loyalsten Beziehungen zum Kaiserlich Deutschen Konsulat in Moskau.

Die seit Jahrzehnten darniederliegende deutsche Seelsorge in Moskau wurde durch ihn wieder geregelt, und in der katholischen St.-Peter- und Paulskirche ertönten wieder deutsche Worte von der Kanzel und deutsche Lieder. An nicht weniger als sechs Moskauer Mittelschulen erteilte der Pater an 120 deutsche Kinder Religionsunterricht in ihrer Muttersprache.

Am Geburtstag des Deutschen Kaisers hielt P. Wiercinski stets ein feierliches Hochamt, zu welchem nicht bloß die reichsdeutschen Katholiken, sondern auch der deutsche Konsul in Moskau, Dr. Kohlhaas, mit den beiden Vizekonsuln und andere nichtkatholische Herren der Moskauer Deutschenkolonie erschienen. Die beim Hochamte wie später beim Festmahl gehaltenen Ansprachen des Paters wurden in ihrem warm gehaltenen patriotischen Tone von den deutschen Landeskindern sympathisch aufgenommen und auch in der nichtkatholischen „Moskauer Zeitung" stets anerkennend gewürdigt. 1910 und 1911 wurde die katholische Festfeier sogar amtlich vom Kaiserlichen Deutschen Konsulate bekannt gegeben, gewiß ein Zeichen des besten Einverständnisses eines Jesuiten mit seinen Landsleuten auf dem Boden der Vaterlandsliebe und Kaisertreue.

P. Wiercinskis gewaltsame Verbannung aus Moskau (April 1911) erregte nicht bloß bei den deutschen Katholiken, sondern auch bei Protestanten aufrichtiges Bedauern, wie dies in mehreren ihm nachfolgenden Schreiben in warmen Worten zum Ausdruck kam.

Den von ihm schon geplanten und in Angriff genommene Zusammenschluß aller Deutschen Moskaus zu einer besondern deutschen Gemeinde mit eigenem Gotteshause, war P. Wiercinski als vollendete Tatsache nicht mehr zu sehen vergönnt.

Rumänien und Bukowina.

Wie P. Wiercinski, so gehörten noch eine große Anzahl deutscher Jesuiten zu der von 1872 bis an die Elbe sich erstreckenden schlesisch-galizischen Ordensprovinz. Dieselbe war durch das Ausweisungsgesetz von 1873 in ihren deutschen Niederlassungen von Schrimm (Posen), Neisse, Schweidnitz und Rudal (Schlesien) mitbetroffen. Eine Reihe der verbannten deutschen Patres haben sich in ihrem neuen Wirkungskreise um das Deutschtum verdient gemacht.

P. Tauer nahm sich als erster der von der Welt ganz verlassenen Deutschen auf Jamaica an (siehe weiter unten bei Amerika), die Patres Merkel, Polke, Kartte, Langer, die Berliner PP. Rubon und Eberhard u. a. m. bemühten sich um die deutschen Katholiken und Kolonisten in den nichtdeutschen Landesteilen Österreichs und seit den achtziger Jahren besonders in Rumänien.

Hier übernahmen die schlesischen Jesuiten Harden und Wagner den deutschen Unterricht in der deutschen Volksschule von Jassy. 1887—1907 arbeiteten in dem neuerrichteten Diözesanseminar fünfzehn reichsdeutsche Jesuiten. Ihnen verdankt der rumänische katholische Weltklerus seine Fertigkeit und Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur. Außerdem besuchten und pastorierten die Patres regelmäßig die deutschen Katholiken nicht bloß der Pfarrorte Jassy und Botoschani, sondern auch der Filialstationen Michaileni, Dorohoiu, Neamtz, Roman u. a., sowie die in verschiedenen Orten stationierten, weit zerstreuten deutschen Fabrikarbeiter. Die Kirchen oder Kapellen von Michaileni, Dorohoiu, Noreschti, Maxut, Harlau wurden unter ihrer Leitung erbaut.

Diese umfassende Tätigkeit zugunsten der Deutschen in Rumänien wurde anfangs 1897 auch im amtlichen Bericht des Kaiserlichen Konsulates zu Jassy an das Ministerium des Äußern rühmend hervorgehoben[1].

Der damals in Jassy residierende Konsul, Dr. Ohnesseit (jetzt in Odessa), konnte sich bei seinen Besuchen im Seminar, wo er mit deutschen Liedern begrüßt wurde, persönlich davon überzeugen, daß die in der Anstalt wirkenden reichsdeutschen Jesuiten, seine Schutzbefohlenen, ein warmes Herz für die Heimat bewahrt hatten.

---

[1] Der betreffende Passus wurde in der Berliner „Katholischen Volkszeitung" anfangs 1897 (die Nummern stehen uns augenblicklich nicht zur Verfügung) veröffentlicht.

V. Die übrigen Länder Europas.

Ähnlich haben die aus ihrer Heimat ausgewiesenen deutschen Jesuiten überall in Europa, wo sie gastliche Aufnahme fanden, wie in Österreich, Dänemark, England und Holland, jede Gelegenheit wahrgenommen, um ihren Landsleuten, zumal in seelsorglicher Beziehung, zu Diensten zu sein. Hier muß aber noch etwas anderes hervorgehoben werden.

Es sind die letztgenannten vier Länder, in welchen die 1872 aus Deutschland vertriebenen deutschen Jesuiten vorzugsweise eine Zufluchtsstätte fanden und sich niederließen. In allen besaßen und besitzen sie noch Ordenshäuser, Erziehungsanstalten und Seelsorgestellen mit zahlreichen Ordensgenossen. Jahrzehntelang haben sie hier unter den Augen der betreffenden, vorzugsweise protestantischen Regierungen seelsorglich, schriftstellerisch und im Schulfache gewirkt und genau so gelebt und nach Maßgabe der Verhältnisse so gearbeitet, wie sie es vordem auf deutschem Boden getan. Und doch ist in all den vielen Jahren niemals eine Klage gegen sie laut geworden, nie fand man an ihnen auch nur eine Spur von „staatsgefährlichen“, „kulturfeindlichen“ Tendenzen, die von seiten der deutschen Regierung als Grund ihrer Verweisung und Fernhaltung geltend gemacht werden.

Im Gegenteil erfreuten sie sich von seiten der Behörden wie der Bevölkerung allgemein großer Beliebtheit und nie ist ihrem Wirken irgend eine Schwierigkeit in den Weg gelegt worden.

Wiederholt hat beispielsweise der Statthalter der holländischen Provinz Limburg, wo seit vierzig Jahren das Gros der verbannten deutschen Jesuiten in sechs verschiedenen Niederlassungen sich findet, Se. Exzellenz Baron H. Ruijs de Beerenbrouck, das Haus Exaeten, den Sitz des Provinzials, besucht, zum letztenmal noch am 21. Mai 1912.

Ein Männerchor, aus jüngeren Patres gebildet, begrüßte den Vertreter der Königin mit einem eigens für die Gelegenheit gedichteten und komponierten deutschen Liede: „Gebet für die Königin“.

Nach dem Lied sprach der hochwürdige P. Rektor Groß warme Worte der Begrüßung. Er gab der Freude Ausdruck für den hohen

Besuch und dankte dem Vertreter der Königin für die Gastlichkeit, die die deutschen Jesuiten hier im fremden Lande schon vierzig Jahre eine zweite Heimat finden ließ. Das erfülle sie für die Zukunft mit Vertrauen, falls ihnen Deutschlands Tore verschlossen bleiben sollten. Zum Schluß forderte R. P. Rektor den Chor auf, ein vierstimmiges Hoch auf die Königin aufzubringen. — Darauf dankte der Herr Gouverneur mit folgenden Worten:

„Ich danke für diesen so herzlichen, so feierlichen Empfang, der mir hier bereitet worden ist. Ich danke Ihnen von Herzen auch für die guten Wünsche, die Sie ausgesprochen haben für unsere liebe Königin; auch Ihnen, meine Herren, für den schönen Gesang, in dem die guten Wünsche ausgesprochen wurden: ‚Der Herr Gott schirme die Königin, schütze die Königin, lohne der Königin‘, so sangen Sie. Meine Herren, ich bin überzeugt und die Königin mit mir, daß diese Wünsche Ihnen recht von Herzen kommen, und daß Ihr Gebet täglich zum lieben Gott emporsteigt um Verwirklichung dieser Wünsche. Ich weiß, daß Sie, die in diesem friedlichen Heim eine zweite Heimat gefunden haben, nicht nur dem lieben Gott dankbar sind, sondern auch der Königin; daß Sie auch unseres verstorbenen Königs, unter dessen Regierung dieses Heim zustande gekommen ist, in Ihrem Gebete nicht vergessen. Vier Jahre früher habe ich den Wunsch gehegt, daß Sie in Exaeten noch ebenso viele Jahre in Friede verleben möchten, als es gestanden hat. Es waren damals 36 Jahre und jetzt sind es deren 40. Ich hege nun den Wunsch, daß es Ihnen und mir gegeben sei, das 50jährige Jubiläum dieses Hauses mitzufeiern. Weiter geht mein Wunsch nicht. Das ist für mich kein bescheidener Wunsch, da ich noch zehn Jahre älter werden müßte. Der liebe Gott weiß, ob es sich erfüllen wird. Von den Älteren in diesem Hause werden es manche nicht erleben, wohl aber die Jüngeren, das heißt, falls Sie hier bleiben. — Sie haben auch gesagt, P. Rektor, daß man nicht weiß, was noch in diesem Jahre in Deutschland geschehen könne, ob der Orden dort wieder zugelassen werde. Für Deutschland hoffe ich von Herzen: ja — es wird ein großer Segen sein für Deutschland; — aber für uns in Holland hoffe ich: nein, oder ‚ja‘ nur dann, wenn das Haus hier bestehen bleibt. Wenn Sie bei der Zulassung des Ordens dies Haus verlassen würden, sagte ich: ‚nein‘, Deutschland soll Ihnen verschlossen bleiben. Sie haben das kleine Niederland hier liebgewonnen; ich kann Ihnen sagen — es ist Wahrheit und Wirklichkeit — wir haben auch die deutschen Jesuiten hier liebgewonnen; wir hoffen, daß das Jesuitenkolleg Exaeten immer bestehen bleibe, daß es für Sie ein geliebtes Heim und zweites Vaterland bleiben möge. Ich habe eine Bitte: ich möchte, daß die ganze Gegend und die ganze Provinz Limburg durch Ihr Gebet das werde und so werde, wie Limburg sein kann, sein soll und muß. Beten Sie, daß der Segen Gottes über dieses Haus und das ganze Land herabsteige.“

Bei einer früheren Gelegenheit hatte der erlauchte, in Holland und speziell bei der Königin hoch in Ehren stehende Mann gesagt:

„Als Sie wegen politischer Gründe Ihre Heimat verlassen mußten, da hat Holland Sie aufgenommen; Holland hat gesagt: Kommt nur alle herein, es ist Platz genug für alle. Es war sehr klug, daß Holland das getan hat, und es war eine Ehre und Freude für unser Land. Holland ist stolz darauf, seine Freiheit dazu gebrauchen zu können, Sie zu beschützen; und so lang der gute Gott Gott ist, und Holland Holland ist, soll niemand es wagen, Ihren Frieden und Ihre Ruhe hier zu stören. Unser Land schätzt sich glücklich, so viele Männer zu haben, die den Segen des lieben Gottes auf dasselbe herabrufen, und es hat den Segen Gottes in diesen hartbedrängten Zeiten nötig."

So spricht der Regierungsvertreter eines benachbarten Reiches. Im selben Sinne äußern sich, wie wir sehen werden, die angesehensten Vertreter anderer Länder und selbst deutsche Konsuln im Auslande. Ihr Urteil stimmt mit demjenigen von 24 Millionen deutscher Katholiken mit ihren Bischöfen und Priestern an der Spitze überein. Es ist doch eigentümlich, daß einem so machtvollen Zeugnisse gegenüber nur Stimmen aus jenen Kreisen gehört und als maßgebend beachtet werden sollen, welche den Jesuiten am fernsten stehen, sie nie in der Nähe gesehen und beobachtet haben und sie allein auf Grund einer unglückseligen Wahnidee beurteilen, wie religiöser und politischer Fanatismus sie im Laufe von Jahrhunderten erzeugt hat und die in dieser Form merkwürdigerweise nur noch in den sonst so fortschrittlich gerichteten deutschen Landen fortwuchert. Diese Wahnidee hat auch jene gegen die Erziehungsanstalten der deutschen Jesuiten im Ausland gerichteten Verfügungen inspiriert, als ob dort die deutsche Jugend im antinationalen Geiste erzogen würde, Erziehungsanstalten, dem die Blüte des deutschen, rheinischen, westfälischen, schwäbischen, bayrischen und schlesischen Adels, ja selbst deutsche Reichsfürsten seit Jahrzehnten ihre Söhne und Enkel anvertrauten, Erziehungsanstalten, aus denen eine ungezählte Schar von hochangesehenen deutschen Priestern, Beamten, Pädagogen, Gelehrten, Literaten und Künstler hervorgegangen, der Offiziere nicht zu gedenken, die diesseits und jenseits der Meere die deutschen Schlachten mitgefochten und die deutschen Siege miterrungen haben, Erziehungsanstalten, von denen die ausländische Landesregierung in bezug auf die eigene nationale Schülergruppe bezeugte, daß Direktion und Lehrkörper keine Gelegenheit vorübergehen ließen, die jugendlichen Herzen mit Liebe zum Vaterlande und zum angestammten Herrscherhause zu erfüllen und für alles Edle zu begeistern[1].

[1] Vgl. das offizielle Schreiben K. K. Landesschulrats vom 19. Juli 1910 an die Direktion des Jesuiten-Gymnasiums Stella matutina in Feldkirch, Vorarlberg.

VI. Orient.

Da der Orient in das Arbeitsfeld anderer, hauptsächlich französischer Ordensprovinzen fällt, so haben hier deutsche Jesuiten nur vereinzelt gewirkt. Sie wurden mit Vorliebe an die großen Lehranstalten ihrer französischen Ordensbrüder in Alexandrien, Kairo und Beirut gezogen, teils um dort Deutsch zu dozieren, teils um von diesen Zentren aus sich ihrer Landsleute nach Kräften anzunehmen.

Genannt sei unter andern neben den PP. Engbert und Wernseher P. Karl Thoma S. J., ein ehrwürdiger Veteran, der bereits seit 47 Jahren im Orient — 20 in Syrien, 27 in Ägypten — verweilt und in den großen Kollegien von Beirut, Kairo und Alexandrien jahrzehntelang die deutsche Sprache gelehrt hat.

„Sie sehen daraus, wie viel ich (das gleiche gilt von den beiden Patres Engbert und Wernseher) für die Ausbreitung der deutschen Sprache hier im Orient getan.

„Was die Unterstützung deutscher Staatsbürger in geistlicher und leiblicher Beziehung anbetrifft, nun wen suchen die Deutschen im fremden Lande, wenn sie in Not sind? Natürlich zuerst die Missionäre, sei es, um sich Rat zu holen auch für ihre Geschäfte oder Tröstung in den vielen unangenehmen Vorkommnissen mit den ihnen fremden Leuten, sei es, um wieder einmal bei einem deutschen Priester die Sakramente zu empfangen. Dies gilt nicht bloß von armen Deutschen, sondern auch von hochgestellten Personen — selbst aus königlichem Hause. . . .

„Wie viele Deutsche, die hier in Arbeit standen und sie verloren, suchten bei mir Hilfe und fanden sie stets, wenn es mir nur möglich war.“

Wir erfahren, daß es für katholische Deutsche im Orient viel schwerer ist, bei den Konsulaten ausreichende Hilfe zu finden. „Fast alle deutschen Konsulate von Kairo bis Konstantinopel sind mit Protestanten besetzt, gleich als sollte absichtlich der Schein geweckt werden, daß Deutschland ein protestantisches Land sei. Noch vor kurzem war denn auch ein Herr ganz erstaunt, als er erfuhr, daß in Deutschland wenigstens 24 Millionen Katholiken seien.“

So gehen die katholischen Deutschen lieber zum Priester, zu ihrem Landsmann, der ihnen hilft, wenn auch andere versagen.

4*

„Noch unlängst war hier in Alexandrien ein Korrespondent von mehreren deutschen Zeitungen und erwartete das ihm versprochene Reisegeld. Es war noch nicht angekommen; der Konsul sagte ihm, er solle noch ein oder zwei Tage warten. Der Herr hatte aber kein Geld, um während dieser Zeit selbst in einer mittelmäßigen Wohnung verbleiben und sich verköstigen zu können. Da erfuhr er, daß Jesuiten hier seien und fand und bat mich um Hilfe. P. Rektor (obschon Franzose) gab mir volle Erlaubnis, und der Herr war außerordentlich dankbar. Seine Papiere waren ganz in Ordnung. Dies ein Beispiel von so vielen.

„In Beirut hatte ich Gelegenheit, einem deutschen Gelehrten einen Dienst zu erweisen. Dieser Herr, Protestant, ist nachher als Professor des Arabischen in B. angestellt worden. Damals war er in Beirut par interim deutscher Konsul. Er ersuchte mich, ihm vom P. Rektor die Erlaubnis zu erbitten, in unsern arabischen Klassen von unten angefangen dem Unterrichte beiwohnen zu dürfen, um unsere Methode, das Arabische zu lehren, kennen zu lernen. Obschon sonst keiner zugelassen wird, erwirkte ich ihm die Vergünstigung. Jeden Nachmittag zwischen 2 und halb 4 Uhr führte ich ihn in die Klasse. Er wohnte dem Unterricht bei und war über unsere Methode, Disziplin und die eingeführten Bücher sehr zufrieden. Er gestand mir, während dieser Zeit viel gelernt zu haben, besonders in der Rhetorik-Klasse, in welcher damals einer unserer arabischen Scholastiker, der später als Orientalist so bekannt gewordene P. Cheikho, dozierte. Der Herr war mir für den ihm erwiesenen Dienst sehr dankbar."

Seit 1889 ist P. Thoma auch für die Kinder und Schwestern der großen deutschen Anstalt tätig gewesen, welche die deutschen Borromäerinnen in Alexandrien leiten und die sich auch in den höchsten Kreisen in Berlin so freundlicher Huld erfreut. Lange Jahre hindurch weihte ihr der Pater unentgeltlich einen großen Teil seiner Kraft und Zeit.

Gewiß, es sind schlichte, bescheidene Verdienste, die hier erwähnt werden, aber sie zeigen doch, wie die deutschen Jesuiten nirgends und niemals, wo immer sie sich befinden, vergessen, daß sie Deutsche sind und stets ein Herz für die Deutschen und deutsche Interessen bewahren.

VII. Nordamerika.

Von Europa und dem Orient wenden wir uns nach der „Neuen Welt", nach der großen amerikanischen Republik im Westen. Sie weiß gar vieles und Rühmliches zu erzählen von den Verdiensten deutscher Jesuiten um die Erhaltung und Förderung des Deutschtums, deutscher Zucht und Sitte, deutscher Sprache und Literatur, deutscher Kunst und Wissenschaft. Es ist bekannt, ein wie großer Bruchteil der ausgewanderten Deutschen in fremden Landen deutsche Art und Sprache schon bald völlig verloren hat. Das war vor allem in Nordamerika der Fall. „Nordamerika", so klagt Robert Hoeniger[1] leider mit Recht, „ist wie kein anderes Gebiet ein Massengrab deutschen Volkstums geworden. . . . Wo nicht für deutschen Unterricht und deutsche Erziehung gesorgt werden konnte, da vollzog sich schon für die erste Geschlechtsfolge die Verschmelzung mit dem rassenverwandten Angelsachsentum. Nur geschlossene, bäuerliche Siedelungen, die sich deutscher Seelsorge und damit meist auch deutscher Schulen erfreuten, sind deutsch geblieben, besonders wenn durch ununterbrochenen Nachschub aus der Heimat eine stetige Auffrischung des deutschen Blutes erfolgte. In den Städten ist der nationale Untergang unter fortgesetzten Opfern hauptsächlich durch solchen Zuzug abgewendet worden."

Man muß sich diese auf Tatsachen beruhenden Darlegungen vorhalten, um das Verdienst der deutschen Jesuiten in den Vereinigten Staaten in nationaler Beziehung gebührend zu würdigen. Ihnen ist es, wie wir sehen werden, gelungen, nicht bloß in bäuerlichen Siedelungen, sondern selbst in Großstädten auf Jahrzehnte hinaus ein heute noch fortlebendes kompaktes Deutschtum lebenskräftig zu erhalten.

[1] Das Deutschtum in Übersee. Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses. 1910, S. 1093 f.

Deutsche Jesuiten, wie die PP. Adam Britt aus Fulda, Jakob Frambach aus Nideggen, Lukas Geißler aus Koblenz, Anton Kohlmann aus Kaysersberg, Friedrich Leonard aus Arnsberg, Jakob Pellentz aus Meesenich, Theodor Schneider aus Gainsheim, Mathias Sittensperger aus Augsburg (al. Landsberg), Ferdinand Steinmayer, Wilhelm Wappeler u. a., waren die ersten und damals einzigen katholischen Priester und Ordensleute, die seit 1741 sich der deutschen katholischen Einwanderer annahmen, die bereits im 18. Jahrhundert eine neue Heimat gesucht hatten und deren Stellung in den Yankee-Staaten des Ostens eine recht schwierige war[1].

Die genannten Patres nahmen sich eifrig der katholischen Deutschen in den Städten New York, Baltimore und Philadelphia an, gründeten die ersten selbständigen deutschen Gemeinden, wie Conewago und Goschenhopen, und durchzogen auf weiten Rundfahrten das Gebiet der Kolonien, um auch den zerstreut wohnenden deutschen Ansiedlern die Wohltat deutscher Seelsorge zu sichern und unter ihnen deutsche Sprache und Eigenart zu erhalten. Wie sehr ihnen das gelang, beweist die Tatsache, daß in der von ihnen 140 Jahre lang geleiteten Gemeinde von Goschenhopen sich das Deutsche trotz der rings rauschenden englischen Sprachwelle anderthalb Jahrhunderte lang gehalten hat, wie P. Weninger im Jahre 1871 und P. Karlstätter zu seiner Freude noch im Jahre 1885 konstatieren konnte[2].

„Ich hatte da" (bei einer Volksmission), so schreibt P. Weninger S. J. 1872, „wieder Gelegenheit, mich an dem biedern Charakter dieser Pennsylvanier-Deutschen zu ergötzen und zu erbauen. Ihre Urgroßväter kamen schon vor mehr als 150 Jahren nach diesem Teil von Amerika, und noch immer erhält sich unter denselben deutsche Sprache und deutsche Gesittung. Sie führen ein echt patriarchalisches Familienleben und vereinigen in ihrem Charakter deutsche Ehrlichkeit mit amerikanischer Offenheit und Freiheitsliebe. Sie sprechen ein noch rauheres Deutsch wie die Tiroler und Schweizer, in welchem sich aber auch die edle Biederkeit ihres Nationalcharakters ausdrückt. — Ich erfuhr aber auch hier, wie wichtig es sei, daß man die Leute in der Kirche, von der Kanzel aus und besonders im Beichtstuhl in ihrer ursprünglichen Muttersprache anrede, soll das Wort so tief als möglich in ihre Herzen dringen.

[1] Vgl. Fr. Löher, Geschichte der Deutschen in Amerika. Cincinnati 1847; A. Huonder, Deutsche Jesuitenmissionäre im 17. u. 18. Jahrhundert (Freiburg i. Br. 1899) S. 163 ff. [2] Kathol. Missionen 1885, S. 231.

„Trotzdem daß diese Pennsylvanier zu Lebanon und in der Umgegend im Umgange besser englisch als deutsch sprechen, so bat mich doch der Pfarrer, die Mission in beiden Sprachen zu predigen, da eine große Anzahl seiner Pfarrkinder nicht imstande sei, eine englische Predigt so gut wie eine deutsche zu verstehen.“[1]

Auch nach der Aufhebung des Ordens verblieben die deutschen Exjesuiten mit besonderer Erlaubnis auf ihren Posten oder nahmen dieselben nach Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu wieder auf.

Nun kam das 19. Jahrhundert mit seiner Masseneinwanderung, die, mit den vierziger Jahren einsetzend, Millionen deutscher Stammesgenossen nach Amerika führte[2], so daß man schon um 1878 an fünf Millionen Deutschamerikaner, darunter an zwei Millionen praktische Katholiken zählte.

Was haben nun die deutschen Jesuiten für sie getan? Sie waren zu einsichtsvoll, um für eine Utopie zu schwärmen, wie sie noch ein Franz Löher träumte, der jenseits des Meeres ein neues starkes Deutschland in beherrschender Stellung erstehen lassen wollte[3].

Wohl aber bot die große, durch Zuwanderung stets wachsende Zahl der Deutschen, die streckenweise in kompakten Massen saßen, die berechtigte Hoffnung, das Deutschtum nach seiner besten Seite: deutsche Religiosität, deutsche Zucht und Sitte, deutsche Sprache und Eigenart, noch auf viele Generationen hinaus zum Besten der Eingewanderten, der Kirche und des neuen Vaterlandes zu erhalten und auf diese Weise auch die lebendige Verbindung mit der alten Heimat zu sichern.

„Man täuscht sich sehr,“ schrieb 1885 ein deutscher Jesuit, „wenn man der oft ausgesprochenen Ansicht huldigt, das Deutsche verschwände hier in einigen Jahren; ‚weder diese noch die nächste Generation wird es erleben‘, sagt mit Recht die deutsche Zeitung ‚Amerika‘.“[4]

Bereits von den 1848 aus der Schweiz ausgewanderten Jesuiten wandten sich viele nach Amerika, um dort unter den Deutschen und für sie zu wirken. Die Sorge um deren Wohl ist das stets wiederkehrende Leitmotiv in ihren Berichten nach Europa.

„... Ich finde fast immer,“ schreibt z. B. P. Prachensky aus Spring Hill College bei Mobile in Alabama am 15. November 1851 an den

[1] Annalen der Verbreitung des Glaubens (München 1873) S. 243 f.

[2] Nach der statistischen Angabe eines Berliner Bureaus von 1845 bis 1876 allein 2685630. Vgl. Kathol. Missionen 1878, S. 86.

[3] Ebd. S. 544. [4] Ebd. 1885, S. 231.

Ordensgeneral P. Roothaan, „so oft ich nach Mobile komme, neue (deutsche) Ankömmlinge, was mich nun antreibt, auf kräftigere Mittel zu denken, um den Deutschen zu helfen. Ich habe bereits . . . angefangen, für den Ankauf eines Grundstückes zu einer deutschen Kirche Geld zu sammeln. . . . Wenn es dann zum Bauen selbst kommt, werde ich mich wohl nach Wien und München wenden müssen, um Zuschüsse zu erhalten, da die hiesigen Deutschen nicht imstande sind, mit eigenen Mitteln so viel zu bewerkstelligen."

Als sein Nachfolger, P. Imsand, nach Europa abberufen werden sollte, bat er den hochwürdigen P. Beckx dringend, ihn in Mobile zu belassen.

„Es sind hier auch mehrere Hundert deutsche Katholiken, deren einziger Trost ich bin, aus dem einfachen Grunde, daß ich der einzige deutsche Priester bin im ganzen Staat Alabama. Durch drei- oder vierjährige harte Arbeit habe ich sie zu einer interessanten, eifrigen Gemeinde zusammengebracht; komme ich jetzt weg, was wird daraus werden?"

Er blieb und baute die „German Church" und Schule.

In Boston war es P. Gustav Eck S. J., der 1847 die noch kleine deutsche Gemeinde aus großer Notlage befreite und den Grund ihrer herrlichen späteren Entwicklung legte; in Buffalo zog das von dem Schweizer P. Lukas Caveng S. J. gebaute bescheidene St.-Annakirchlein eine große Zahl deutscher Ansiedler an, denen gerade hier eine so bedeutende Zukunft bevorstand.

Einen kraftvolleren Aufschwung nahm die Arbeit der deutschen Jesuiten für die Deutschen, als 1870 der deutschen Ordensprovinz in Amerika ein besonderes, ihr ausschließlich zugewiesenes Arbeitsfeld als „Deutsche Mission" zugewiesen wurde, welche die Diözesen Buffalo, Erie, Fort Wayne, Rochester, Cleveland, Detroit, Marquette, S. Paul, La Crosse, Green Bay umfaßte[1].

Gleich der erste Obere der neuen Mission, der Westfale P. Wilhelm Becker S. J., gab die Parole aus: „Deutsch sind wir und deutsch wollen wir bleiben." Er kämpfte mit aller Entschiedenheit gegen engherzige Grenzregulierungen, durch welche man die westlich gelegenen Provinzen mit ihrer zahlreichen deutschen Bevölkerung den deutschen Jesuiten verschließen wollte, und erreichte, daß sie wenigstens

[1] Bisher hatten die deutschen Patres im Gebiet und unter den Obern der vorwiegend aus irischen oder englischredenden Elementen bestehenden amerikanischen Ordensprovinzen gearbeitet, ein Umstand, der ihr Wirken für die Deutschen naturgemäß behinderte.

in etwa auch dorthin sich wenden durften, wo die Not und der Ruf ihrer Landsleute sie hinrief. An denselben Grundsätzen hielten auch die folgenden Missionsobern fest. Auf die Anklagen von amerikanischer Seite über deutsche Isolierung, Sonderbrödelei, Vernachlässigung der englischen Landessprache erwiderte der Obere, P. Leßmann, in einem Briefe vom 29. Januar 1883: „Unsere Mission ist für die Deutschen in Amerika gegründet.“ Das Verlangen, diesen zu helfen, habe die an Personal noch so schwache deutsche Ordensprovinz bewogen, das schwere Opfer an Leuten und Geld auf sich zu nehmen. Aus demselben Grunde wies er auch den Vorschlag, den jungen deutschen Ordensnachwuchs in Häusern der englisch-amerikanischen Provinzen auszubilden, von sich, da diese Erziehung sie für das Wirken unter den Deutschen weniger geeignet mache.

Ja, mehrere der tüchtigsten deutschen Patres lernten absichtlich kein Englisch, um nicht von der Arbeit für die Deutschen abgezogen zu werden.

Immer und immer drang nach Europa hinüber der Ruf nach Verstärkung, da die steigende Flut der Einwanderung die Ansprüche an die deutschen Patres von Jahr zu Jahr steigerte.

Und die deutsche Mutterprovinz, obschon durch die Vertreibung aus Deutschland von ihrer Lebensquelle zum Teil abgeschnitten, entsprach diesen Hilferufen in freigebigster Weise, stieg doch die Zahl der deutschen Jesuiten in den Vereinigten Staaten fortwährend, 1875/76 waren es 84, 1885/86: 144, 1895/96: 222, 1905/06: 322.

Was sie zur Erhaltung des Deutschtums geleistet, läßt sich hier nur in einigen Umrissen zeichnen. Vor allem haben sie innerhalb des ihnen zugewiesenen abgegrenzten Wirkungskreises eine große Zahl deutscher Auswanderer in festgeschlossene kirchliche Gemeinden gesammelt. Man kann ruhig behaupten, daß ihre großen deutschen Pfarreien in Boston[1], Buffalo (S. Anna und S. Michael)[2], Toledo[3], Cleveland, Mankato[4] und Burlington mit zu den bestorganisierten, blühendsten und deutschesten der Union sich entwickelt haben.

---

[1] Zur Geschichte der katholischen deutschen Heiligen-Dreifaltigkeitsgemeinde in Boston, Mass. Boston 1886.

[2] Vgl. Silbernes Jubiläum der neuen St.-Annakirche, 1886—1911. Buffalo, N. J. 1911.

[3] Golden Jubilee of St. Mary's Church (englisch-deutscher Text) 1854—1904. Toledo, O. 1904.

[4] Die St.-Peter- und Paulsgemeinde in Mankato, Minn., von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Wilh. v. Festenberg-Pakisch S. J. Mankato 1899.

Jedem Deutschen, der in Boston landet, wird das Herz im Leibe lachen, wenn er gewahr wird, welch frisches deutsches Leben hier noch pulsiert.

„Die deutsche Dreifaltigkeitsgemeinde, die einzige deutsche in Boston," so entnehmen wir einem Bericht aus Amerika, „wird seit 70 Jahren von deutschen Patres verwaltet und ist eine der schönsten der Erzdiözese, auf welche Se. Eminenz, der Kardinal, stolz sein kann. Unsere deutschen Landsleute aus Nord- und Süddeutschland leben über die ganze Stadt hin zerstreut und wohnen zum Teil in ganz entlegenen Vierteln. In drei verschiedenen Teilen der Stadt haben wir daher Schulen in Roxbury, South Boston und in der eigentlichen Stadt mit ca. 1500 Kindern; so haben die Eltern es leicht, ihre Kleinen in eine deutsche Schule zu schicken. Von allen Seiten strömen unsere Deutschen am Sonntag ihrer schönen Kirche zu, um hier das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu vernehmen[1] und die deutschen Lieder, die von den Schulkindern so schön gesungen werden, zu hören.

„Dazu kommt unser Vereinslokal, das deutsche Kasino, das beliebte Stelldichein für unsere vielen deutschen Vereine, welche sämtlich hier ihre Versammlungen abhalten, wie die Kolumbusritter (Teutonia Council), die katholischen Foresters mit sechs verschiedenen Gruppen (Court), an der Spitze der Germania-Court, die St.-Vinzenz- und Josephs-Unterstützungsvereine, der Turnverein usw. Hier werden einmal im Monat deutsche Konzerte gegeben, deutsche Theaterstücke aufgeführt; hier ist das deutsche Gymnasium (Turnhalle) und eine vortreffliche Kegelbahn.

„In der großen Kasinohalle versammeln sich die Deutschen oft, um beim Gesang und einem Glas Bier[2] in deutscher Gemütlichkeit ihre Familienfeste zu feiern. Die Unterhaltung und die Verhandlungen werden in der Regel in deutscher Sprache geführt.

„Wer hält diese Deutschen zusammen, wer förderte diesen gemütlichen deutschen Familiengeist? Es sind die verbannten deutschen

[1] Sämtliche Geistliche der Pfarrei sind deutsche Jesuiten: P. Jos. Faber, Pfarrer, mit den PP. M. Schleuter, Franz Marchl, Heinr. Nelles als Gehilfen.

[2] Auch das deutsche Bier wurde von den deutschen Jesuiten wiederholt gegen die Übertreibungen und Feindseligkeiten fanatischer Temperenzler in Schutz genommen. „Durch die Deutschen", schreibt P. Karl v. Gudenus S. J., „ist das Bier in Amerika einheimisch geworden, und zwar zum Vorteil des Landes, denn das Bier verdrängt den hiesigen Branntwein (Whisky), der viel Unheil verursacht."

Jesuitenväter, die an den Freuden und Leiden des deutschen Volksteiles hier den innigsten Anteil nehmen. Sie sind denn auch bei ihren Landsleuten geliebt und geachtet, da diese wissen und sich bewußt bleiben, wie vieles sie den Vätern verdanken und welche Opfer diese für sie bringen."

Bei den letzten großen Umzügen am Kolumbustage, an welchen an 40000 Mann, Mitglieder der verschiedensten Vereine und Verbände Bostons, teilnahmen, marschierten auch 500 deutsche Männer und Jünglinge und erregten durch ihre stramme Haltung und ihr exaktes Schritthalten die Bewunderung des Kardinals, des Mayors (Bürgermeisters) und aller zuschauenden Bostonier. Sie erhielten den zweiten Preis. Eingeübt waren sie von einem ehemaligen deutschen Soldaten. Der Pfarrer, P. Faber S. J., der bei den Drillübungen zugegen war, ermunterte die Leute wiederholt mit den Worten: „Jungens, zeigt den Amerikanern, wie die Deutschen marschieren können." Und sie machten dann auch ihre Sache vortrefflich[1].

Als vor mehreren Jahren Prinz Heinrich, der Bruder des Deutschen Kaisers, in Boston landete, stieg die Begeisterung der Deutschen sehr hoch. Es bildete sich sogar ein eigener Prinz-Heinrich-Verein, der heute noch besteht. Der Pfarrer, P. Faber S. J., stellte denselben Sr. K. Hoheit Prinz Heinrich vor, und derselbe war über eine so feurige patriotische Gesinnung ganz entzückt.

Als seinerzeit ein deutsches Kriegsschiff in Charlestown vor Anker lag, wurden die katholischen Marinesoldaten zum Gottesdienste nach der deutschen Jesuitenkirche gesandt. Nach dem Gottesdienste wurde ihnen in der Kasinohalle ein gemütlicher, warm deutscher Empfang zuteil.

Wenn die Deutschen hier in der Stadt eine so geachtete Stellung einnehmen, wer hat dazu vor allem auch geholfen, wer hat ihnen die wertvollen Güter deutscher Gesinnung und Sitte mit Aufbietung aller Kräfte zu erhalten gesucht? Das sind die aus ihrem Vaterlande vertriebenen deutschen Jesuiten.

Und wenn wir nun von Boston aus westlich fahren und nach Buffalo kommen, der herrlich blühenden Handelsstadt am Erie-See, die heute bereits eine Million Einwohner zählt, so finden wir uns in den beiden blühenden deutschen Gemeinden der Jesuiten, St. Michael und St. Anna, abermals freudig überrascht.

[1] „Die Kolumbusparade", so meldet der „Monatsbote" vom 3. März 1910 stolz, „hat gezeigt, wie die Deutschen marschieren können und wie sie zusammenhalten wie ein Mann, wenn es sich um eine gute Sache handelt."

„Wer deutsches Wesen und deutschen Gesang liebt,“ so schildert ein Bericht, „der gehe am Sonntag in die St.-Anna-Kirche (in Buffalo). Die Organisation dieser Gemeinde ist wunderbar.“

Die Kirche, ein imposanter gotischer Bau, der von Pater Wilhelm Röther S. J. unternommen, unter Leitung des deutschen Laienbruders Halfmann aufgeführt und ohne einen Cent Schulden vollendet wurde, steht da als beredtes Denkmal deutscher Glaubensfreudigkeit. Ihre herrliche Ausstattung wurde durchweg von deutschen Künstlern und Firmen besorgt, der ganze Gottesdienst: Predigt, Gesang und Andachtsformen, trägt durch und durch deutsches Gepräge. In den Messen wird deutsch gesungen.

Ganz besonders aber hervorzuheben ist, wie in keiner andern Kirche Buffalos, der herrliche deutsche Kindergesang der deutschen Singmesse. Es ist dies ein Schauspiel vor den Engeln und Menschen, 1400 Kinder zu sehen und zu hören, die die schönsten deutschen Kirchenlieder erklingen lassen. Zweimal am Morgen werden deutsche Predigten gehalten und jeden Sonntag ebenfalls am Nachmittag in den verschiedenen Sodalitäten, und oft abends und jeden ersten Freitag im Monat zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu werden deutsche Predigten gehalten. Die Gemeinde ist eine durchaus deutsche Gemeinde, deutsch in Gesinnung, deutsch in Wort und Tat, bestehend aus ungefähr 2000 Familien. Mit dem hochwürdigen Pater Superior sind es sechs Jesuitenpatres, welche die Seelsorge der ganzen großen Gemeinde und der Schule besorgen.

Das bewunderungswürdige Geschick des deutschen Volkes für soziale Organisation kommt auch hier in den zahlreichen (ca. 20) blühenden Vereinen zur Geltung, die wie in der Heimat das ganze öffentliche Gemeindeleben nach seiner religiösen, caritativen, geselligen und wirtschaftlichen Seite tragen.

Und wie in St. Anna, so ist es in St. Michael und in den andern deutschen Gemeinden, die meist seit ihrem Beginne ausschließlich von deutschen Jesuiten pastoriert wurden.

Als außerordentlich wirksames Mittel, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit der zerstreut wohnenden deutschen Gemeinden zu wahren und das einigende Band der deutschen Sprache trotz der starken Einwirkung der englischen Umgebung zu erhalten, haben sich die von den Patres eingeführten Pfarreiblätter erwiesen, wie in Boston der „Monatsbote, Organ der deutschen Katholiken in Boston und Umgebung“, in Buffalo der „St.-Anna-Bote“ u. a.

Sie bringen teils in englischer, vorwiegend aber in deutscher Sprache die neuesten Gemeindemitteilungen, belehrende und unterhaltliche Artikel, deutsche Lieder und Gedichte, Stücke und Stellen aus deutschen Dichtern und Literaten, Ankündigungen und Berichte deutscher Vereinsversammlungen, Feste, Reiseberichte aus der alten Heimat. Der echt deutsche Geist spiegelt sich selbst in den Geschäftsanzeigen, wo der „deutsche Bäcker", der „deutsche Leichenbestatter", „deutsche Würste, Sauerkraut" usw. besonders unterstrichen werden. Wir lesen da mit Befriedigung, wie in den Leihbibliotheken deutsche Bücher zur Geltung kommen, wie an den Vereinsfesten deutsche Lieder erklingen und deutsche Theaterstücke, wie „Wilhelm Tell" usw., über die Bühne gehen, wie die deutschen Familienfeste, Weihnachtsbescherungen u. dgl. deutsche Freundschaft, Sprache und Gemütlichkeit pflegen und fördern. „Das Konzert und die übrigen Unterhaltungen", so heißt es im „Monatsboten", „waren für P. Lynch (einen irischen Jesuiten) eine wahre Offenbarung der Gemütlichkeit der deutschen Gemeinde." Und alles dies heute noch, wo der anglisierende Einfluß in den Städten des Ostens zumal bereits so stark geworden ist. Dieser Einfluß macht die Mischung der deutschen Blätter mit englischen Einlagen nötig, aber gerade dieser maßvollen Mischung ist es zu danken, daß auch die bereits englisch redenden Elemente noch in lebendiger Fühlung mit den deutschen Stammes- und Gemeindegenossen bleiben.

Welch inniges und herzliches Verhältnis zwischen diesen deutschen Gemeinden und ihren deutschen Seelsorgern herrscht, kommt zumal bei gewissen Gelegenheiten zum schönsten, oft rührenden Ausdruck. Hören wir z. B. wie der „Monatsbote" (Boston, September 1903) das silberne Priesterjubiläum des P. Johann Jutz S. J., Pfarrers der Heiligen-Dreifaltigkeitsgemeinde in Boston schildert:

„... Die Festlichkeit begann mit dem feierlichen Hochamte am Sonntag morgen, bei welchem der Jubilar das Amt zelebrierte. Nachmittags fand sich der Jubilar mit seinen Assistenten im Basement der Kirche ein, um den herrlichen neuen Altar einzuweihen, den die Gemeinde als ein Andenken an das Jubiläum hat errichten lassen. Am Sonntag abend fand sich dann die Gemeinde zur Beglückwünschung des Jubilars in der Kasinohalle ein. Dieselbe war mit Fahnen, Girlanden und Grün sowie mit japanischen Laternen prächtig geschmückt. Ein treffliches, lebensgroßes Bild des Jubilars gegenüber der Bühne zog aber die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Trotz des schlechten Wetters war lange vor 8 Uhr jeder Sitz besetzt; und bald war auch kaum ein Plätzchen zum Stehen übrig.

„Der Jubilar wurde von Schulkindern unter Schellenklang in die Halle eingeführt, und bei seinem Eintritte begrüßte ihn die ganze Versammlung mit dem Liede: ‚Heil, Heil dem Jubilar' nach der Melodie ‚Heil dir im Siegerkranz'. Orchester und Gesangsnummern des Chores sowie Vorträge von den Schulkindern wechselten miteinander ab, bis endlich Herr Ludwig Steuer als Festredner die Präsentationsrede hielt und die Geschenke überreichte. Als dann der Jubilar die Bühne betrat, um zu antworten, brach ein wahrer Jubelsturm los, so daß der hochwürdige Pfarrer warten mußte. Sichtlich bewegt sprach er seinen Dank aus und hob namentlich die Einmütigkeit der Gemeindemitglieder hervor. Er ermahnte sie, in Treue und Einigkeit zusammenzuhalten, damit die Gemeinde noch fünfzig, ja hundert Jahre bestehen möge. Fünfundzwanzig Kinder erzählten dann, was sich in jedem der fünfundzwanzig Jahre im Priesterleben des Jubilars zugetragen hatte, und es erregte stets Heiterkeit, wenn die Erzählerin, um größere Aufmerksamkeit unter den Zuhörern zu erregen, mit dem Finger auf die Jahreszahl zeigte, die sie mit großen Lettern auf einem Schilde trug. Am Montag morgen sang der Jubilar um acht Uhr eine heilige Messe für die lebenden Mitglieder der Gemeinde. Am Abende fand das Festmahl in der Kasinohalle statt. Leider war die Halle viel zu klein, um alle aufzunehmen, die gerne zugegen gewesen wären. Das Bankett war ein wahres Familienfest, wie es nur unter deutschen Katholiken stattfinden kann. Der Geist echt christlicher Gesinnung, der Geist unschuldiger Heiterkeit und der Geist gegenseitiger Liebe, vereint durch die gemeinsame Liebe zu ihrem Pfarrer, machte sich kund, wohin man immer den Blick richtete. Jeder Sitz war vergeben."

Doch die Gründung und Leitung deutscher Gemeinden erschöpft keineswegs das Verdienst der deutschen Jesuiten um das Deutschtum in Amerika. Ein überaus großer Ruhmestitel erwarben sie sich auch durch die sogenannten Volksmissionen.

Wie segensvoll diese Veranstaltungen in deutschen Landen, auch im staatserhaltenden und patriotischen Sinne gewirkt haben, dafür besitzen wir zahlreiche, gewiß unverdächtige Zeugnisse selbst von protestantischen Bürgermeistern, Landräten, Regierungspräsidenten usw.[1]

In Amerika kam ihnen, zumal früher, noch eine besondere Bedeutung zu. Die kirchliche Organisation konnte mit der massenhaft gesteigerten Einwanderung nicht gleichen Schritt halten. Tausende und Hunderttausende von Deutschen wurden über das ganze weite Land hin verschlagen, kamen mitten unter keltische, angelsächsische und französische Elemente zu wohnen und waren in Gefahr, von ihnen aufgesogen zu werden. Hier konnte nur ein außerordentliches

---

[1] Vgl. B. Duhr, Aktenstücke zur Geschichte der Jesuitenmission in Deutschland. Freiburg i. Br. 1903.

Mittel helfen, und das waren die „fliegenden Missionen“, die Wanderseelsorge. Sie war wie geschaffen, um sammelnd, festigend, einigend zu wirken. Wieder waren die deutschen Jesuiten die ersten, welche dieser anstrengenden Tätigkeit sich zuwandten in einem Umfange und mit einem Aufwand von opferwilliger Hingabe, die unsere Bewunderung erregt.

Der berühmte P. Franz Xaver Weninger S. J., ein Österreicher[1], brach hier seit den fünfziger Jahren Bahn. Er hielt volle 31 Jahre lang ununterbrochen Missionen über den ganzen weiten Staatenbund hin (im ganzen 800), wobei er nicht weniger als 30 000 mal predigte und 200 000 Meilen zurücklegte[2]. Seine Leistungen für die Erhaltung des Deutschtums unter den Millionen deutscher Katholiken in Amerika sind ganz außerordentlich und verdienten ein Denkmal aus Marmor und Erz[3].

Außer der religiösen Erweckung war sein Bestreben überall darauf gerichtet, die Deutschen, für welche er in erster Linie arbeitete, aus der ihnen gefährlichen Umklammerung herauszureißen und auf eigene Füße zu stellen. Nur ein Beispiel. In Galveston (Texas) findet er eine aus Deutschen, Irländern und Franzosen gemischte Gemeinde, die gemeinsam in der Kathedrale ihren Gottesdienst abhält. Da klingt das deutsche Flammenwort des gottbegeisterten Redners von der Kanzel. Er lobt die Deutschen und fordert sie auf zum Bau einer eigenen Kirche. Als er 1876 wiederkam, stand sie seit Jahren fertig. Aber er bemerkt, daß die deutsche Jugend auf dem besten Wege ist, anglisiert zu werden. Eine eigene Schule, lautet diesmal seine Parole, und sie entsteht. Und so machte er es überall, wo er ähnliche Verhältnisse antraf. Ungezählte deutsche Kirchen, Schulen, Gemeinden sind auf seine Anregung zurückzuführen.

Den Spuren des großen Apostels der Deutschen in Amerika, wie man P. Weninger mit Recht genannt hat, folgten zahlreich andere deutsche Jesuiten, wie PP. Karlstätter, Hagg, Neubrand, Körling, Kamp, Schnitzler, Pottgeißer, Port, Leiter, Simeon, Gudenus, Becker, Drecker, Buchholtz, Haza-Radlitz, Hartman usw., die einzeln oder gruppenweise die Staaten New York, Ohio, Indiana, Kentucky, Michigan, Pennsylvanien, Illinois, Iowa usw. missionierend durch-

[1] Bekanntlich bildete Österreich und Deutschland damals noch ein Ganzes.

[2] Er starb 83 Jahre alt zu Cincinnati 1888.

[3] Vgl. seine Jahresberichte in den Annalen der Glaubensverbreitung von München 1850/1887.

zogen und allein von 1879/80 bis 1899/1900 nicht weniger als 1281 Volksmissionen hielten. Sie haben in Tausenden von deutschen und gemischten Gemeinden nicht bloß religiöse Begeisterung, sondern auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und überall auf deutschen Gottesdienst und deutsches Kirchenwesen gedrungen[1].

Machtvoll klingt die deutsche Note durch all die zahlreichen Briefe und Berichte dieser deutschen Pioniere.

„Wie viele Tausende aus Deutschland, Luxemburg und der Schweiz“, schreibt 1885 P. Karlstätter, „haben hier (im Nordwesten, Dakota) ihren Wohnsitz aufgeschlagen, eine neue Heimat erworben, und ihre Brüder, Schwestern, Eltern und Verwandten werden mit Interesse lesen, wie wir am großen Fluß (Mississippi) und an den Seen ihre Landsleute besucht, in ihrer Muttersprache belehrt, getröstet und überall als Missionsdenkmal das heilige Kreuz aufgepflanzt, das uns Deutsche und Amerikaner trotz des trennenden Weltmeers einigt im katholischen Glauben und in christlicher Liebe. Die Deutschen erinnern sich noch der Missionen, welche sie in Deutschland mitgemacht, fragen, aus welchem deutschen Land der Missionär her ist, und wenn die Mission sehr gut geht, heißt es: ‚Hier ist es doch gerade wie in Deutschland.‘“ Und wieder: „Die Deutschen wollen deutschen Gottesdienst, selbst wenn sie das Englische für den täglichen Verkehr ganz gut beherrschen. . . . Mit der Sprache hängen Ideen, Sitten und Erziehung aufs engste zusammen, und der Missionär hat Gelegenheit genug, zu beobachten, daß deutsche Gemeinden gewisse Schattenseiten kaum kennen, welche der irischen Bevölkerung eigentümlich sind.“

Wo deutsche Seelsorge fehlt, so heißt es anderswo, da gehe dem Deutschen nicht bloß die Religion, sondern auch die deutsche Sinnesart verloren und umgekehrt. Eine Schwierigkeit, die Deutschen zusammenzuschließen, bilde die Verschiedenheit der deutschen Stämme von Nord und Süd, von Ost und West, die ihre Eigenart auch in die neue Heimat mitgebracht. „Da wirkt dann die Mission wie ein Kitt, der all die verschiedenen Stämme (Kurhessen, Deutschböhmen, Moselaner, Badener, Schweizer, Franken, Ost- und Westpreußen) verbindet.“

„Wie viele Tausende von Deutschen haben früher geistig gedarbt, weil man das Land als englisch betrachtete und daher deutsche Kirchen nicht aufkommen ließ.“

Es galt hier einen Kampf und derselbe wurde mit Energie und Erfolg auf der ganzen Linie geführt. Und gerade die Volksmissionen,

[1] Vgl. die Berichte P. Karlstätters in den Kathol. Missionen, Jahrg. 1885 ff.

die keineswegs bloß auf eine vorübergehende religiöse Begeisterung, sondern auf praktische Resultate, auf Gründung und Vervollkommnung der Schulen, auf festeren Zusammenschluß in Vereinen, Einrichtung von Volksbibliotheken u. dgl. drangen, haben für die Erhaltung des Deutschtums in ganz eminentem Sinne gewirkt.

Auch da, wo deutsche Jesuiten vereinzelt auf weitentlegenen Posten unter Weißen und Indianern wirkten, hielten sie ihre Augen und Herzen stets für die überall hin verschlagenen Deutschen offen. Nur ein Beispiel von vielen:

„Ich habe hier in San José", so schreibt der wegen drohender Lungenschwindsucht nach Kalifornien gesandte P. Joseph Müller S. J., „den Deutschen ein schönes Kirchlein gebaut. Manche Schwierigkeiten waren zu überwinden. Gewisse Leute sahen diese Bestrebungen nicht gerne. Selbst unter den Deutschen waren einige dagegen. Manchmal wollte ich beinahe den Mut verlieren, allein ich sagte mir: ‚Du darfst nicht zurück, du mußt voran', und so ging schließlich alles gut.

„Mit Gottes Hilfe habe ich 7000 Dollars (28 000 Mark) zusammengebettelt. Außerdem haben wir durch eine Fair (Wohltätigkeitbasar) noch 17 200 Mark zusammengebracht. Der Grund und Boden war uns von einem reichen Manne, dessen Frau deutscher Abkunft ist, geschenkt. Es blieben noch etwa 5000 bis 6000 Taler Schulden, die wir in ein paar Jahren abzahlten, so daß unser Kirchlein schuldenfrei dasteht und obendrein das schönste in San José ist."

Ein besonderes Verdienst haben sich die deutschen Jesuiten in Amerika um die Förderung und Erhaltung der deutschen Schulen erworben. Dieser Eifer wurde der deutschen Mission von amerikanischer Seite sogar zum Vorwurf gemacht und als eine „verfehlte Politik" bezeichnet, wogegen der Obere, P. Leßmann, 1883 sofort energisch Einspruch erhob mit dem Hinweis, daß mit diesen Schulen die Erhaltung des deutschen Geistes und deutscher Sitte stehe und falle. Der größte und gefährlichste Feind dieses Geistes war in Amerika die konfessionslose und durchaus englisch gerichtete Staatsschule, und es entsprach tatsächlich nicht der verfassungsmäßig garantierten vollen Religionsfreiheit, daß auch jene Kreise der Bevölkerung, welche ihre Kinder aus religiösen und nationalen Gründen von den Staatsschulen fernhielten und eigene freie Schulen gründeten, dennoch zum Unterhalte der staatlichen Erziehungsanstalten herangezogen wurden. Es ist bekannt, mit welcher Energie und Opferwilligkeit gerade die katholischen Deutschen Amerikas für ihre

eigenen deutschen Pfarrschulen eintraten und auch die von einigen wenigen irischen Bischöfen vertretene Kompromißpolitik entschieden ablehnten.

In diesem Kampfe um die deutsche Pfarrschule, in der allein die deutsche Sprache noch Halt und Pflege fand, finden wir die deutschen Jesuiten stets in der vordersten Reihe.

„Sie sind es," schreibt P. Joseph Faber S. J. aus Boston, „die überall, wo sie sich niederließen, blühende deutsche Schulen gründeten und mit deutschem Lehrpersonal besetzten. Hier wurde den Kindern der deutschen Einwanderer und wird noch jetzt den deutschen Kindern der dritten und vierten Geschlechtsfolge die Liebe zur deutschen Sprache eingeflößt. Immer wieder wird den Kindern gesagt: Vergesset eure liebe Muttersprache nicht! Der Erfolg dieser Bestrebungen ist, daß auch heute noch, nach vierzig und fünfzig Jahren, unsere deutschen Schulen in blühendem Zustande sind."

Im ganzen haben die deutschen Jesuitenpfarreien heute noch weit über 5000 deutsche Kinder in ihren Schulen und an 1200 Studenten in ihren Kollegien, von denen die Mehrzahl aus deutschen Familien stammen[1].

Die deutsche Pfarrschule von St. Anna in Buffalo ist das schönste und größte Volksschulgebäude (236×70 Fuß) im ganzen Staate New York, ein wahrer Palast mit 20 geräumigen Schulzimmern, mehreren Gesellschaftsräumen und einer großen Versammlungshalle. 1500 (1900: 2100; die Zahl hat sich durch Abgliederungen der Gemeinde verringert) deutsche Kinder erhalten dort von deutschen Lehrern und zirka vierzig deutschen Franziskanerinnen Unterricht. Natürlich müssen die Kinder alle auch gut Englisch lernen; das ist für ihr Fortkommen wesentlich. Daneben wird aber die deutsche Sprache eifrig gepflegt und deren Kenntnis und Liebe durch deutsche Spiele, Gedichte, Lieder, Deklamationen, kleine Bühnenstücke genährt.

Ein Wort auch über die höheren Schulen.

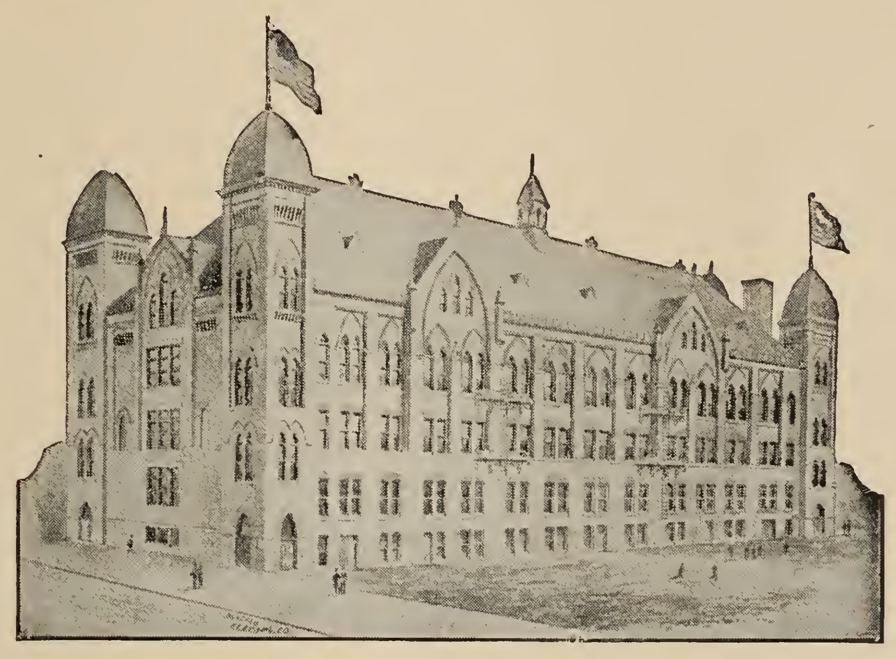
Als die deutsche Ordensprovinz 1869 die „Buffalo Mission" übernahm, fand sich im ganzen weiten Gebiete keine einzige höhere deutsche Lehranstalt.

---

[1] Nach 1902 zählten die deutschen katholischen Pfarrschulen, die sich vorzugsweise in Händen von Ordensleuten befinden, noch rund 200 000 Kinder, während die der deutschen Protestanten, die frühzeitig mit den Staatsschulen paktierten, bloß noch 18 680 aufwiesen. Bei dem Bestreben, die Verdienste um das Deutschtum im Ausland möglichst einseitig auf protestantisches Konto zu setzen, verdient diese Tatsache registriert zu werden.

Das 1870 eröffnete Canisius-Kolleg sollte in erster Linie dazu dienen, den Söhnen deutscher Familien eine höhere Ausbildung zu sichern und trug daher die erste Zeit einen durchaus deutschen Charakter.

Allein die Erfahrung weniger Jahre zeigte unabweislich, daß der Versuch, die deutsche Sprache auch dem höheren Unterricht zugrunde zu legen, sich wenigstens in dem bereits so stark anglisierten Osten nicht durchführen ließ. Um die Anstalt wirklich hoch zu bringen, war es notwendig, auch Zöglinge nichtdeutscher Herkunft aufzunehmen und das Englische zur Schulsprache zu machen. Doch



Deutsche Pfarrschule St. Anna in Buffalo.

hatte das Kolleg anfangs noch Jahre lang mit dem Vorurteil, daß es ein „dutch College“ sei, zu kämpfen.

Trotz dieser Kursänderung blieben das Canisius-Kolleg in Buffalo sowie die später entstandenen prächtigen Anstalten in Cleveland, Toledo und Prairie du Chien nach Ausweis der Schülerlisten in erster Linie für die Söhne deutscher Familien geöffnet. Daher wurde auch das Deutsche stets eifrig gepflegt. Welche Stellung es noch bis in die neunziger Jahre im Anstaltsleben behielt, zeigen z. B. die Programme der sogenannten Literary Entertainments, bei welchen sämtliche Klassen vor dem versammelten Hause und auswärtigen Gästen Proben ihres Wissens und Könnens abzulegen haben. Hier wechselten bei den Deklamationen und Liedern Gedichte und Texte von

Goethe, Schiller, Uhland, Geibel, Schwab, Pfeffel, Körner, Chamisso, Lichtwer, Zedlitz, Fr. W. Weber u. a. regelmäßig mit solchen von Longfellow, Moore, Burke, Byron, Hemans, Addison usw. ab, während in den Musikstücken die Deutschen Mendelssohn, Mozart, Schumann, Hoffmann usw. entschieden die Führung behielten.

Beim festlichen Jahresschlusse am 30. Dezember 1888 wurden von den Studenten öffentlich zwei deutsche Theaterstücke: „Zwei Freunde und ein Rock" (Lustspiel in einem Akt) und „Zriny" (Trauerspiel in fünf Akten nach Theodor Körner) aufgeführt.

„Obwohl seit zwei Jahren der neue Studienplan die Direktion zwang, den Schülern die Wahl zu lassen, nehmen jetzt noch (1912) über neun Zehntel Deutsch als moderne Sprache, und zwar die Kinder von deutscher, polnischer, irischer und italienischer Abstammung."

„Seit der Gründung des Kollegs von Toledo", so schreibt P. Fr. Heiermann S. J., der von 1900 bis 1911 dort Rektor war, „wurde das Studium der deutschen Sprache von allen Schülern gefordert. Es war recht interessant zu beobachten, wie die Schüler deutscher Abkunft, die noch zuweilen mit den Eltern deutsch sprachen, sich für die deutsche Sprache interessierten und Fortschritte machten, wie die Söhne irischer Abstammung sich die Gelegenheit zunutzen machten, um deutsch zu lernen, wie alle der innigen Beziehung zwischen der englischen und deutschen Sprache sich bewußt wurden. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften wurden nicht vergessen, deutsche Lieder gesungen und eine deutsche Akademie errichtet, in welcher die Studenten im Alter von 17 bis 21 Jahren sich in der Deklamation, Aufsätzen, deutschen Reden übten. Zum Schiller-Zentenarium führten die Studenten ‚Wilhem Tell' auf."

Noch 1912 wurde von den Zöglingen der St. John College in Toledo eine öffentliche „Debatte" in deutscher Sprache über den Wert der deutschen Sprache für Amerikaner gehalten.

Ähnliches zeigt uns der Prospekt des Jesuitenkollegs in Prairie du Chien, im Staate Wisconsin, für das Schuljahr 1911/12. Dasselbe zählte im vorigen Schuljahr 293 Zöglinge aus 15 Staaten der Union, vielfach Söhne deutscher Eltern oder Großeltern, beinahe zur Hälfte mit deutschen Namen.

Welche Bedeutung dem Unterricht im Deutschen beigelegt wird, beweisen folgende Stellen aus dem Studienplan der Anstalt.

S. 20. „Wegen ihrer Wichtigkeit und Nützlichkeit in unserem großen Mittleren Westen (our great Middle West) ist die deutsche

Sprache für alle vorgeschrieben und wird in einem stufenweise voranschreitenden und vollständigen Kurse gelehrt. Derselbe umfaßt ein gründliches Studium der Grammatik, die Lesung der großen deutschen Klassiker und die Entwicklung der deutschen Literatur."

S. 41. „Schillerbund. Der Zweck dieses Vereins ist, den deutschsprechenden Studenten und andern, welche genügende Fortschritte im Deutschen gemacht haben, Gelegenheit zur Vervollkommnung in einer Sprache zu geben, welche für sie so nützlich und notwendig ist und überdies, was sprachliche und wissenschaftliche Forschungen betrifft, unübertroffen dasteht. Bei den wöchentlichen Zusammenkünften werden ausgewählte Stücke deutscher Schriftsteller vorgetragen, selbständige schriftliche Arbeiten vorgelesen und besprochen, sowie Debatten gehalten. Bei allen Arbeiten des Vereins bedient man sich nur der deutschen Sprache. Deshalb können auch nur solche Studenten als Mitglieder aufgenommen werden, welche sich einigermaßen auf deutsch ausdrücken können."

Von der obersten deutschen Klasse heißt es S. 66: „Die Mitglieder dieser Klasse bilden eine deutsche literarische Vereinigung, Schillerbund genannt. Sie kommen einmal in der Woche zusammen, lesen Aufsätze und Gedichte vor, die sie verfaßt, und halten Debatten und parlamentarische Verhandlungen — alles auf deutsch. Der Zweck ist Geläufigkeit in der Handhabung der deutschen Sprache."

Was den von den deutschen Jesuiten geleiteten Kollegien auch nach Einführung des Englischen ihr unterscheidendes Gepräge verlieh, war außerdem der hohe Ernst und die echt deutsche Gründlichkeit der Studien, die sie unter die besten und angesehensten Lehranstalten der Staaten New York und Ohio einreiht. Eine Reihe der deutschen Patres, die an den Kollegien dozierten, brachten deutsche Universitätsbildung mit und sind zum Teil auch wissenschaftlich bedeutsam hervorgetreten. Wir erinnern nur an den ausgezeichneten Mathematiker und Astronomen P. Johannes Hagen S. J., der lange Jahre am Kolleg von Prairie du Chien tätig war, später einen Ruf an die Universität Georgetown als Direktor der dortigen Sternwarte (1888 bis 1906) erhielt und seit 1906 als Direktor der Vatikanischen Sternwarte wirkt, an P. Friedrich Hillig (jetzt in Tokyo), den Erfinder einer Anzahl wertvoller neuer physikalischer Beobachtungsinstrumente, deren Herstellungs- und Verkaufsrecht den deutschen Firmen Ernecke in Berlin und Max Kohl in Chemnitz überlassen wurde, an P. Friedrich Odenbach, Professor der Physik in Cleveland, gleichfalls Erfinder wichtiger Apparate und Direktor der 16 sämtlich von Kollegien der

Gesellschaft Jesu geleiteten seismologischen Beobachtungsstationen an der nordatlantischen Küste, endlich die als Soziologen und Philosophen und Historiker rühmlich hervorgetretenen PP. Hub. Gründer, Joh. Ming und Ant. Guggenberger.

Gerade die deutschen Jesuitenkollegien haben viel dazu beigetragen, das Ansehen der Deutschen in den Vereinigten Staaten zu heben. Eine bedeutende Anzahl Deutscher, die dort gebildet wurden — der vielen Priester gar nicht zu gedenken —, steht heute in angesehener öffentlicher Stellung und schaut mit freudigem Stolze auf die alma mater, wo heute bereits ihre Söhne und Enkel weilen.

Zahlreiche nichtdeutsche Amerikaner haben in diesen Kollegien ihre Vorurteile abgelegt, haben deutsche Art und deutsches Wesen, deutsche Sprache und Literatur lieben und schätzen gelernt.

Speziell sei noch darauf hingewiesen, daß in den deutschen Kirchen und Kollegien auch die edle deutsche Musik in einer ganz besonders liebevollen Weise gepflegt wurde. Die trefflichen Kompositionen eines P. Ludwig Bonvin S. J. im Canisius-Kolleg von Buffalo, darunter zahlreiche Vertonungen deutscher Lieder und Texte, und eines Hubert Gründer S. J. in Cleveland und St. Louis sind auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. Die unter P. Bonvins Leitung von Schülern und Freunden des Kollegs zum Teil in der Stadthalle aufgeführten großartigen Konzerte wurden als wahre Perlen deutscher Tonkunst bewundert.

Derselbe P. Bonvin veröffentlichte ein deutsches Gesangbuch: Sursum Corda bei Herder in St. Louis, das überall verbreitet ist.

Kurz, man gehe nach Buffalo, Cleveland, Toledo, Prairie du Chien und frage die dortigen Deutschen. Sie weisen mit stolzer Freude hin auf die herrlichen, von den verbannten Jesuiten gegründeten Anstalten, die einen Ruhm für den deutschen Namen und ein geistiges Zentrum der Deutschen in Stadt und Umgebung bilden.

Welche Bedeutung dem Vereinsleben in den heutigen sozialpolitischen Kämpfen zukommt, ist bekannt. In Amerika hatte es die wichtige Aufgabe zu erfüllen, die zerstreuten und bedrohten Deutschen zu sammeln und fester zusammenzuhalten.

Nach dieser Seite hin haben die deutschen Jesuiten sich gleichfalls überaus verdient gemacht. Das blühende Vereinsleben im Rahmen ihrer Pfarrgemeinden wurde bereits berührt.

Aber auch der große deutsch-römisch-katholische Zentralverein, der 1905 in Cincinnati sein fünfzigjähriges Jubiläum mit fast ausschließ-

lich deutschen Reden feierte, verdankt den deutschen Jesuiten eifrige Förderung. Es war P. Weninger, der 1876 bei der 21. Generalversammlung, die zu Philadelphia tagte, in großzügiger Rede zuerst den Anstoß dazu gab, daß der 1855 gegründete und hauptsächlich nur als Verein zu gegenseitiger Unterstützung gedachte Bund dieses engere Programm erweiterte und zu einem machtvollen Aktionsverein für das Deutschtum sich zu entwickeln begann[1].

Deutsche Jesuiten haben seitdem für den Verein bei ihren vielen Volksmissionen überall eifrig geworben, deutsche Jesuiten, wie die PP. Fr. Heiermann, Franz Betten und Hermann Maeckel u. a. gehören heute noch zu seinen rührigsten Agenten und feurigsten Rednern. P. Maeckel ist der Hauptbegründer der sogenannten Föderation, der auf einen Zusammenschluß aller deutschen Vereine hinarbeitet.

Die deutsche Tagespresse, die für die Erhaltung der deutschen Sprache so bedeutungsvoll ist, zählt unter den deutschen Patres eifrige und opferwillige Mitarbeiter.

So sehen wir, wie auch drüben in der großen Republik die verbannten Söhne Loyolas sich als wackere, echte Söhne ihres großen Vaterlandes erwiesen haben.

Wie sang doch der bekannte Dichter P. Alex. Baumgartner S. J., als einer der Veteranen der nach Nordamerika versprengten Garde, der Hannoveraner P. Heinrich Behrens S. J., 1892 drüben sein diamantenes Ordensjubiläum feierte?

... Und wieder kam die Windsbraut[2],
Zerstreute sie über die Welt,
Gen Süden und gen Norden
Auf unermeßlichem Feld.
Doch diesmal rief der Feldherr
Sie nimmer zur Heimat zurück:
Sie sollten in fernen Landen
Bauen am Völkerglück.

Ein zweites Deutschland blühet
Herrlich weit über dem Meer;
Deutsche Zucht und Sitte,
Deutsche Mannheit und Ehr',
Deutsches Wissen und Denken.
Mit keltischem Feuer vereint,
Und des Glaubens alte Sonne
Die neue Welt bescheint.

Sankt Michael[3], der Kriegsheld,
Entrollet sein Panier,
Das einst des deutschen Volkes
Schlachtruhm und Siegeszier.
Die liebe Mutter Anna[4]
Nimmt Haus und Hof in Schutz;
Canisius[5] lehrt und predigt
Und beut dem Irrtum Trutz.

---

[1] Annalen der Glaubensverbreitung 1877, S. 349 ff.

[2] Kulturkampf und Ausweisungsgesetz.

[3] Anspielung auf die deutsche St.-Michaels-Gemeinde in Buffalo, wo Pater Behrens die längste Zeit weilte.

[4] St.-Anna-Gemeinde in Buffalo.

[5] Canisius-Kolleg ebenda.

Und von den weiten Seen,
Den Städten riesengroß,
Deutschlands Schutzheil'ge ziehen
Fern in der Berge Schoß.

In Indianerhütten[1],
Von Fels und Wald umringt,
Wie einst im Rhonetale[2],
Der Gruß des Ave klingt.

Und während im reichen Dollarlande Tausende, ja Millionen[3] von Deutschen ihrer angestammten Sprache und Nationalität Valet sagten, sind die deutschen Jesuiten durch und durch deutsch geblieben, „deutsch bis auf die Knochen", wie noch kürzlich der Erfurter Pater G. Schulte S. J. aus Toledo, O., schrieb.

„Als ich", so schreibt ein anderer, P. Joseph Faber S. J. aus Boston, „vor 22 Jahren in Holland von meinen Mitbrüdern, den deutschen Jesuiten, in der Verbannung Abschied nahm, um nach den Vereinigten Staaten überzusiedeln, sagte mir einer derselben: ‚Pater, bleiben Sie deutsch!' Das Wort kam mir oft in Erinnerung, und ich glaube von mir und den übrigen deutschen Jesuiten in Amerika bezeugen zu dürfen: wir sind deutsch geblieben trotz unserer Tätigkeit in den verschiedensten Kreisen des amerikanischen Volkes. Vielen von ihnen ist die liebe Aufgabe geworden, als Seelsorger in deutschen Gemeinden das Deutschtum aufrecht zu erhalten, die deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsche Gemütlichkeit zu hegen und zu pflegen."

Nach allem zu urteilen, muß es für die deutschen Jesuiten ein harter Schlag gewesen sein, als 1907 die alte „deutsche Mission" von der deutschen Mutterprovinz losgetrennt und mit ihren vier großen Kollegien, ihrem Noviziat, ihren vier großen Pfarrgemeinden, ihrer Indianermission und ihrer nahezu 300 Mann unter die amerikanischen Ordensprovinzen verteilt wurde.

Diese Maßregel war vermutlich dadurch notwendig geworden, daß sich die verbannte deutsche Provinz, weil von ihrem Nährboden, dem deutschen Vaterlande abgeschnitten, nicht länger in der Lage sah, all ihre vielen Missionen in Dänemark, Nord- und Südamerika, Indien und Afrika mit genügendem Personal zu versehen.

So ist die deutsche Mission amerikanisch geworden und unter amerikanische Leitung gestellt. Damit hört der Zuzug deutscher Elemente auf, und in dem Grade als die deutschen Jesuiten aussterben, wird auch ihr bisheriges Wirken für die deutsche Bevölkerung aufhören.

---

[1] Die deutsche Indianermission in Süd-Dakota.

[2] In Brig, Kanton Wallis, hatte Behrens seine Ordensjugend verlebt.

[3] Nach Hoeniger, Das Deutschtum in Übersee (a. a. O. S. 1094) müßte es heute in den Vereinigten Staaten statt 12 Millionen 25 Millionen Deutscher geben.

Das alles wäre wohl nicht so gekommen, wenn die Mutterprovinz auf deutschem Boden leben und dort sich entsprechend hätte ergänzen können.

Vorläufig arbeiten die drüben gebliebenen deutschen Patres ruhig im alten Geiste fort. Was sie wünschen und erstreben, hat noch unlängst (17. September 1912) einer der ihrigen, P. Franz Betten S. J., auf der 57. Generalversammlung des deutschen Zentralvereins zu Toledo, O., ausgesprochen.

„Den interessanten Teil des Nachmittags", so berichtet der ‚Buffalo Volksfreund' 27. September 1912, „füllte eine schwungvolle Rede des P. Betten S. J., vom St.-Ignatius-Kolleg in Cleveland aus. Der Vortrag gipfelte in einer warmen Befürwortung der seit einiger Zeit vielfach gewünschten allgemeinen Bonifaziusfeier durch die deutschen Katholiken in Amerika. Die Irländer feiern ihren St. Patrick und tun wohl daran, sagte der Redner. Nicht bloß Glaubenseinigkeit, sondern auch Kenntnis der Geschichte der Kirche, des Vaterlandes, Liebe zur alten Heimat, Festhalten an der lieben alten Muttersprache, treue Pflege derselben in der Familie und der altheimischen Gesinnung, — das alles würde bei den Deutschen in Amerika durch die allgemein eingeführte feierliche Begehung des St.-Bonifaziustages die segensreiche Wirkung sein, besonders aber erst, wenn die deutschen Männer an dem Tage gemeinsam dem Tische des Herrn sich nahen würden. Sowohl Kardinal Falconio als sein jetziger Nachfolger in Washington befürworten die Bonifaziusfeier. Redner empfahl das Studium der deutschen Geschichte, besonders das Leben und Wirken des hl. Bonifazius als Apostel der Deutschen, und legte in begeisterten Worten den Delegaten der Vereinsgruppen die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Pflege und Erhaltung der Muttersprache in Familie, Schule und Kirche ans Herz. Jenen jungen Leuten aber, die hierzulande aufgewachsen und nun einmal nicht mehr so recht fürs Deutsche zu halten sind, möge man den reichen Schatz der deutschen Geschichte und Literatur in englischer Sprache erschließen und sie so mit den glorreichen Errungenschaften des deutschen Volkes bekannt machen. In unserer innigen Verbindung mit Deutschland, mit seinen hohen Idealen, Bestrebungen und Lebensäußerungen liegen die Wurzeln unserer Kraft."

Hat das den Klang deutschfeindlicher Gesinnung?

VIII. Antillen.

Selbst auf den spanischen und englischen Antillen, die sonst in keiner Weise zum Arbeitsfelde der deutschen Jesuiten gehören, stoßen wir auf Beweise ihres patriotischen Wirkens.

Unter dem Titel: „Eine deutsche Kolonie auf Jamaika" brachten die „Katholischen Missionen" (1909/10, S. 120. 302; vgl. 1910/11, S. 307) folgende interessante Tatsachen zur allgemeinen Kenntnis[1].

Im Jahre 1838 ordnete ein Beschluß des englischen Parlaments die Befreiung aller Sklaven in den englischen Kolonien an. Diese Maßregel wurde von den Pflanzern Jamaikas als schwerer Schlag empfunden und bedrohte die Zukunft ihrer reichen Zucker- und Kaffeepflanzungen. Der befreite Neger war für die Arbeit nicht mehr zu haben. Andere Arbeitskräfte gab es auf der Insel nicht.

So suchten einige unternehmende Pflanzer Ersatz in Europa zu finden. Ein Agent wurde auch nach Deutschland geschickt, und durch allerlei trügerische Versprechungen gelang es ihm, etwa hundert deutsche katholische Familien zu werben, die, wie es scheint, teils aus Niederdeutschland, teils aus Franken und der Rhön stammten. Unter ihnen waren nicht bloß Bauern, sondern auch verschiedene Handwerker, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, Schneider, Schuster und andere Gewerbe, vertreten.

Ihre Hoffnungen wurden grausam enttäuscht. Die Ansiedlung, später „Seaford Town" genannt, liegt auf schwer urbar zu machendem Boden; für die Handwerker unter ihnen war keine Arbeit, die ihrem Beruf entsprach, für die Bauern kein Land, auf dem sie die vielgepriesenen Zucker- und Kaffeepflanzungen hätten anlegen können. Weit entfernt von den Marktstädten, waren sie ganz auf sich selbst

[1] Die Mitteilungen machten damals die Runde durch einen großen Teil der deutschen Presse und erregten nicht wenig Aufsehen.

angewiesen. Die Bemittelten kehrten nach Deutschland zurück oder gingen nach dem Süden der Vereinigten Staaten. Der größere Teil war durch seine Mittellosigkeit zum Bleiben gezwungen. Abgeschnitten von ihrer Heimat, wurde die Kolonie bald ganz vergessen. Und doch besteht sie heute noch. An die alte Heimat erinnern noch die deutschen,



Heinrich Hacker, der einzige noch in Deutschland geborene Deutsche auf Jamaika, mit seinem Urenkel.

freilich oft verballhornten Namen, z. B. Swingman (Schwingmann), Comice (Komeis), Stymbiker (Stimbicker, Steinbicker), Riman (Riehmann), Isigner (Eisinger), Ginteburgh (Günteburg), Eldermire (Eltermeier), Wedermire (Wödermeier), Summers (Sommer), Clinance (Kleinanz). Einige wenige sind unverändert geblieben, z. B. Groskopf, Schleiger, Sauerland, Seberts. Auch haben sich noch manche Sitten

und Sagen erhalten, die bei den Kindern und Kindeskindern der Einwanderer bis heute fortleben. Aber die Sprache des Mutterlandes haben alle längst vergessen und statt dessen das Pidgin-Englisch der Jamaikaneger angenommen.

P. Mc Dermott S. J. schildert im „Buffalo Volksfreund" (5. November 1909) die Lage dieser Deutschen wie folgt:

„Die Leute sind in die tiefste Armut herabgesunken und aus sich nicht imstande, sich aus ihrer traurigen Lage herauszuarbeiten. Ihre ganze Habe besteht für gewöhnlich in einer armen Strohhütte mit ein paar Fuß Landes darum herum, die unmöglich zum Unterhalt genügen." Da es in diesem abgelegenen Teile keine Fabriken gibt und nach geübten Handwerkern keine Nachfrage ist, so sind die Armen gezwungen, sich von den schwarzen Grundbesitzern einige Acker Landes zu pachten und auf demselben sich mit harter Arbeit mühsam ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie sind also in eine demütigende Abhängigkeit von den Schwarzen geraten. „Mein Herz blutet, wenn ich sehen muß, wie diese kleinen deutschen Knaben mit ihren blauen glänzenden Augen, mit ihrem flachsenen Haar und ihrer schneeweißen Haut vor einem kohlschwarzen Landbesitzer in aller Unterwürfigkeit ihren Hut abnehmen, und wenn ich hören muß, wie sie ihn ‚Massa Scott' oder ‚Massa Eldridge' usw. anreden. Viele von diesen Kindern sind wirklich Prachtkerle, und es ist herzzerreißend, zu sehen, wie diese prächtigen Jungen und Mädchen die Sprache und die Manieren der hier lebenden Schwarzen annehmen." Wiederholt wurde P. Mc Dermott von braven deutschen Mädchen gebeten, ihnen eine Anstellung bei einer angesehenen und wohlhabenden Familie zu verschaffen. Aber in dem ganzen weiten Gebiet sind noch keine zehn weiße Familien. Kommen doch auf ganz Jamaika auf etwa 600 000 Neger und 150 000 „Farbige", d. h. Mischlinge, höchstens 2000 Weiße. Die armen Mädchen müssen sich also dazu verstehen, die Stellung einer Magd in einer wohlhabenden Negerfamilie anzunehmen.

Wer nahm sich nun zuerst dieser armen verlassenen deutschen Landeskinder an? Etwa der deutsche Konsul auf Jamaika? Nein, er wußte nicht einmal von der Existenz dieser deutschen Kolonie und stellte, von Berlin aus zur Rechenschaft gezogen, dieselbe frischweg in Abrede bzw. behauptete, es sei eine durch Negerblut verdorbene Mischrasse; und dies obschon er nach seinem eigenen Geständnis niemals in „Seafort Town" gewesen war [1].

Nein, der erste, der die Verlassenen entdeckte und ihnen seine Liebe und Sorge zuwandte, war ein deutscher, durch das Ausweisungsgesetz von 1872 nach Amerika verschlagener Jesuit, P. Tauer aus der schlesisch-galizischen Provinz, der von 1880 bis 1886 auf Jamaika, im Gebiet der englischen Ordensprovinz, wirkte. Seinem Beispiel

[1] Siehe Katholische Missionen 1910/11, S. 302 ff.

folgten die amerikanischen Jesuiten P. Franz Barnum und P. Mc Dermott. Beide wandten sich mit Aufrufen zugunsten der armen deutschen Verbannten an die katholische deutsche Presse in Europa und Amerika. Durch sie erst wurde die Aufmerksamkeit auf die Verschollenen gerichtet und der erste Schritt zur Besserung auch ihrer materiellen Lage gemacht.

P. Mc Dermott faßte den Plan, in der „Deutschen Kolonie" eine Art Hausindustrie zu begründen, und fand eine geschickte Frau, die bereit war, den deutschen Mädchen und Knaben die Kunst beizubringen, Panamahüte zu verfertigen. Diese Industrie, einmal begründet, dürfte den Leuten einen guten Verdienst sichern und sie von den reichen schwarzen Nachbarn unabhängig machen. Um sich die nötigen Mittel zu verschaffen, wandte er sich an P. Krim S. J., Pfarrer an der deutschen St.-Anna-Gemeinde in Buffalo, N. Y.:

„Ich wünsche, hochwürdiger Pater, Sie könnten diese kleinen deutschen Knaben und Mädchen in ihren engen, kleinen, armseligen Hütten sehen, Sie würden sich selbst davon überzeugen, wie machtlos sie sind, aus sich zu irgend etwas im Leben zu kommen und was für eine traurige Zukunft sie erwartet. Sicherlich würde bei solch einem traurigen Anblick Ihr deutsches Herz mächtig bewegt werden und manche heiße und bittere Träne über Ihre Wangen herablaufen, und Sie würden den unwiderruflichen Entschluß fassen, das Elend und die Not dieser armen Verbannten, die unter die Füße getreten werden und schlimmer und niedriger behandelt werden als die Neger, der ganzen Welt bekannt zu machen."

Trotz aller Armut herrscht unter diesen Deutschen eine große Sittenreinheit, ein treu bewahrtes Erbstück ihrer alten Heimat. Recht ärgerlich ist P. Mc Dermott darüber, daß ein katholischer Neger Dorfschulmeister, Organist und Gesanglehrer in der Kirche dieser Deutschen ist. „Er liest die Epistel, das Evangelium und sogar eine gedruckte Predigt vor. Aus all dem können Sie leicht ersehen, wie blutwenig von dem echten deutschen Geist noch in diesem Volke vorhanden ist. Aber es macht nichts — ich für meinen Teil werde weder ruhen noch rasten, bis der echte Geist wiederum in ihnen auflebt. Ich werde auch um keinen Preis dulden, daß ein Neger dem erwachsenen Volke Religionsunterricht erteilt. All dies hatte man vor meiner Ankunft eingeführt. Ich werde es aber so bald wie möglich abschaffen."

Dank dieser gewiß nicht deutschfeindlichen Bemühungen hat sich das Los der deutschen Jamaikaner seither unvergleichlich gebessert.

Aber auch sonst gab sich für die deutschen Patres, die vorübergehend nach Jamaika kamen, Gelegenheit, ihrem deutschen Patriotismus Ausdruck zu geben.

„Als ich mich letzten Winter 1911“, so schreibt P. Joseph B. Schmandt S. J., „gesundheitshalber in Kingston, Jamaika, aufhielt, wurden wir durch den Besuch in unserem Hafen von vier deutschen Kriegsschiffen beehrt. Es waren die drei Schulschiffe S. M. S. ‚Viktoria Luise‘, ‚Vineta‘ und ‚Hertha‘ und der Kreuzer Bremen, welche der Reihe nach hier anliefen. Da ich der einzige Jesuit und katholische Priester deutscher Nationalität in der Stadt und überhaupt auf der Insel war, so hielt ich es für meine Pflicht, mich meinen deutschen katholischen Landsleuten zur Verfügung zu stellen. Ich bat deshalb jedesmal den Herrn Kapitän, mir die katholischen Mannschaften an den Sonntagen zur heiligen Messe zu senden und lud auch die katholischen Herren Offiziere dazu ein. Meine Einladung wurde jedesmal angenommen, und ich hielt auch, wenn ich nicht anderweitig beschäftigt war, eine deutsche Predigt an die Soldaten. Das andächtige Verhalten der Deutschen in der Kirche machte einen tiefen Eindruck auf die schwarzen Einwohner, und eine deutsche Predigt war sowohl für die Soldaten als auch für die Kingstonier ein unerwartetes Ereignis.

„Aber das Interessanteste ereignete sich beim Besuche der ‚Hertha‘. Sie weilte gerade um die Weihnachtszeit bei uns und die katholischen Mannschaften wollten nach deutscher Sitte auch den zweiten Weihnachtstag mit einer heiligen Messe feiern, fanden aber die Kirche zu jener Tageszeit leer, da wir den Tag in Jamaika nicht feiern. Man hatte die Soldaten kommen sehen, und benachrichtigte mich. — Was nun tun? Kurz entschlossen, ging ich zur Kirche und klärte die Leute auf. Ich wollte aber ihren guten Willen belohnen und hielt ihnen einen kleinen Vortrag über das nahe Ende des Jahres, an welchem es ja Sitte sei, einen Rechenschaftsabschluß zu machen, die Fehler des alten Jahres ausfindig zu machen, um sie im neuen Jahre zu meiden und so ein wirklich glückseliges Jahr zu verleben. Ich wolle ihnen auch gerne helfen, eine gute Rechenschaft abzulegen; mit andern Worten, sie sollten am Vorabend vor Neujahr wiederkommen, und es würde mir eine Freude sein, wenn ich alle Soldaten Beichte hören könnte. — Wirklich kamen zur bestimmten Zeit gegen vierzig Mann zur Beichte und gingen am nächsten Morgen, Neujahr, zur größten Erbauung von ganz Kingston in corpore zur heiligen Kommunion. Da sie auch noch das Hochamt besuchen wollten, lud unser P. Superior sie zum Frühstück ein, und sowohl Matrosen als Einwohner werden noch lange an den Neujahrstag 1912 mit Freuden zurückdenken. . . .“

„Wenn einmal", so fügt der in Boston stationierte Pater scherzend hinzu, „die ganze deutsche Flotte nach Boston kommt, so soll jeder deutsche Marinesoldat auch ein Frühstück bekommen, dafür werde ich sorgen; sie müssen aber erst beichten und kommunizieren." —

Wir wollen die Antillen nicht verlassen, ohne wenigstens einen raschen Blick nach der berühmten Wetterwarte der spanischen Jesuiten in Belen bei Havana auf Cuba zu werfen, deren Sturmwarnungen so manche auch deutsche Schiffe vor dem Untergang in dem so gefürchteten Antillenmeer gerettet haben und deren Beobachtungen regelmäßig auch den deutschen Wetterwarten, wie dem Königlich Preußischen Meteorologischen Institut von Berlin, der Deutschen Seewarte in Hamburg, dem Kgl. Sächsischen Meteorologischen Institut in Chemnitz und den verwandten Instituten in Potsdam, Bremen, Göttingen, München usw. zugehen[1].

---

[1] Vgl. die Schrift: Apuntes históricos acerca del Observatorio del Colegio de Belén, Habana por el P. M. Gutiéres-Lanza S. J. Habana 1904; vgl. auch P. Bergholz in Gaea XXXV, 357 f., 407 f., 485 f. und Die Untersuchungen von P. Viñes S. J. über Westindische Orkane in Meteorol. Ztschr., Berlin.

IX. Brasilien.

Wohl kaum ein anderer Ableger des deutschen Volksstammes in überseeischen Ländern ist heute in Deutschland volkstümlicher als die deutschen Kolonien in den südbrasilianischen Staaten S. Catharina und Rio Grande do Sul.

Kein Wunder. Aus sehr bescheidenen Anfängen ist hier in Rio Grande zwischen den waldreichen Ausläufern der Serra Geral im Flußgebiet des Rio de Sinos, Rio Cahy, Taquary und Pardo im Verlaufe von drei Generationen (die erste Kolonie von Sao Leopoldo entstand 1824) ein Gemeinwesen erblüht, das mit seinen 202 700 Seelen wie ein Deutschland im kleinen erscheint; denn hier hat sich deutsche Sprache und Sitte, deutsche Sinnes- und Lebensart, deutsche Tugend und Glaubenstreue so unverfälscht auf die Urenkel vererbt, wie sonst wohl nirgends in einer deutschen Siedelung.

Alle deutschen Reisenden und Forscher, welche die Kolonien besucht, sind geradezu entzückt bei der Wahrnehmung, wie frisch und kraftvoll dieses urdeutsche Gepräge ihnen überall entgegentritt. „Die einzigen Gebiete", meint Dr. R. Jannasch, „in welchen — nun bereits in der vierten Generation — das Deutschtum sein vaterländisches Kulturbewußtsein erhalten hat, ist das subtropische Südamerika, und zwar speziell Südbrasilien." [1]

„Als ich meinen Weg fortsetzte," erzählt Lacmann in seinen Reiseschilderungen — es war in der Nähe von Dois Irmaos (einer vorwiegend *katholischen Kolonie*), „kam mir eine Menge Schulkinder entgegengeritten, alle rotbackig und blondhaarig, daß es eine wahre Freude war. Es ist merkwürdig, wie rein und unverfälscht sich hier der germanische Typus erhalten hat. Ja, es will mir sogar scheinen, als sei er durchgehender vertreten als in den meisten Teilen von Deutschland selbst ... eine Beobachtung, die mir auch von anderer Seite bestätigt worden ist [2].

---

[1] Verhandl. des Deutschen Kolonialkongresses 1902 (Berlin 1903), S. 588.

[2] „Deutsches Leben in Südbrasilien." Beilage z. Allg. Ztg. 1905, Nr. 13, S. 98.

„Nur mit Freude“, so faßt A. Hettner seine treffliche Schilderung der Verhältnisse in den Kolonien zusammen, „kann man das Gedeihen deutschen Volkstums im südbrasilianischen Waldgebirge betrachten. . . .

„Da der Verkehr mit der Außenwelt gering ist, so begreift sich leicht, daß bisher (1891) sowohl die Deutschen nun vielfach schon in der dritten und vierten Generation, wie die Italiener ihre Nationalität voll und ganz bewahrt haben. Ihre Sprache ist nicht portugiesisch, sondern deutsch bzw. italienisch, ja die meisten verstehen überhaupt kein Portugiesisch, und selbst Neger, die in den Kolonien aufgewachsen sind, sprechen nichts als deutsch mit ausgesprochenem Hunsrücker oder pommerschen Dialekt.“[1]

„Es ist“, so schildert Zöller das Gebiet der deutschen Kolonisten, „ein Komplex von der Größe des Königreichs Sachsen, wo sich Kolonie an Kolonie reiht und wo auf Hunderte von Kilometern bloß deutsche Laute an dein Ohr schlagen. . . . Diese Tatsache, daß sich auf fremdem Kontinent, unter fremdartigen Verhältnissen und inmitten einer fremdartigen Bevölkerung aus den ärmsten Elementen deutscher Auswanderung ein kräftiger Stamm deutschen Fleißes und deutscher Gesittung herangebildet hat, nicht bloß vegetierend, sondern üppig seine Sprossen weiter treibend — diese Tatsache steht so einzig, so unerhört da auf der ganzen Erde, daß sie unserer besondern Aufmerksamkeit wert ist.“[2]

„Überall,“ so läßt sich eine deutsche protestantische Stimme aus Rio Grande do Sul selbst vernehmen, „überall, wo man in unserer Provinz reist, findet man Deutsche. Überall hat deutscher Fleiß hier den Urwald in fruchtbare Kulturen umgewandelt, dort in den Städten Handel und Gewerbe emporgehoben, in der Campanha mitten unter brasilianischer Bevölkerung sich eine einflußreiche und geachtete Stellung erworben. Deutsche Sprache und deutsche Sitte haben die Deutschen hier so sehr bewahrt, daß es den Reisenden in S. Leopoldo ganz deutsch anheimelt und er in unsern Waldkolonien ganz vergißt, daß er in Brasilien lebt.“[3]

„Wenn ein Neu-Deutschland, d. h. nicht politisch von uns abhängiges Gebiet, sondern ein eigenes großes Gebiet deutscher

[1] A. Hettner, Das südliche Brasilien, in Zeitschr. der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin XXVI (1891), 137.

[2] H. Zöller, Die Deutschen im Brasilianischen Urwald II (Berlin 1883), 144 ff.

[3] Zitat bei Daniel, Handb. der Geogr., 5. Aufl., I, 836.

Sprache, deutscher Sitte, deutschen Landbaus und deutschen Unternehmungsgeistes möglich ist, so ist es dort im gemäßigten Brasilien", so faßte beim Deutschen Kolonialkongreß 1905 Dr. Dunker-Berlin seine und die Überzeugung vieler zusammen[1].

Wer hat nun seit mehr als einem halben Jahrhundert mit diesen „Deutschen im brasilianischen Urwald" gelebt, mit ihnen die Entbehrungen und Leiden der harten Pionierjahre getragen, an ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt unabläßig, ebenso planvoll wie erfolgreich mitgearbeitet und all dies jahrzehntelang, ehe irgend eine deutsche Regierung oder ein deutscher Auswandererverein und Kolonialkongreß sich um diese „verlorenen Söhne" des deutschen Mutterlandes kümmerte?

Das waren in erster Linie die deutschen Jesuiten, die seit mehr als einem halben Jahrhundert in Rio Grande do Sul für die dortigen deutschen Kolonisten wirken, über 30 Jahre lang ihre einzigen geistlichen Väter, Führer und Berater waren und auch heute noch, nachdem sie Hilfe erhalten, von den 50 deutschen Seelsorgern 31 stellen und von den 29 deutschen bzw. gemischten Pfarrdistrikten 12 mit 56500 deutschen Katholiken[2] verwalten, während 17 zum Teil von ihnen begründete Posten mit 51 100 Seelen unter andere Leitung übergingen[3].

Deutsche Jesuiten sind mit der ganzen schicksalsreichen Geschichte Deutsch-Brasiliens aufs engste verwoben, wie die der nordamerikanischen Neuengland-Staaten mit den „Pilgervätern".

---

[1] Verhandl. d. Deutschen Kolonialkongresses 1905 (Berlin 1906), S. 873.

[2] Um 1912 zählte Rio Grande do Sul 202 700 Deutsche, davon 106 100 Katholiken und 96 600 Protestanten.

[3] Wenn H. Zöller (Die Deutschen im brasilianischen Urwald II [Berlin 1883], S. 182) vor dreißig Jahren schrieb: „Die Macht der Jesuiten wächst von Jahr zu Jahr; so ziemlich alle katholischen Pfarrstellen Deutsch-Brasiliens sind in ihren Händen", und daran seine landläufigen Tiraden über die Herrschsucht der Jesuiten knüpft, so zeigt dies so recht, wie unverständig konfessionelle Voreingenommenheit macht. Wer sollte denn damals diese Pfarrstellen übernehmen? Deutsche Priester waren außer den Patres keine da, weder aus dem Welt- noch Ordensklerus, Ruhm und Ehre, Reichtum und Schätze waren auf diesen Kolonistenpfarreien wahrlich nicht zu finden, wohl aber unendlich viel Mühe und Opfer. Wer rief, als die wachsende Seelenzahl Verstärkung notwendig machte, nichtjesuitische Hilfskräfte herbei, wer arbeitete unabläßig an der Erziehung eines einheimischen deutschen Weltklerus, um an diesen die bereits geordneten Pfarreien allmählich abzutreten. Das waren eben diese „herrschsüchtigen" Jesuiten, von denen übrigens selbst Zöller gestehen muß, daß sie wenigstens „zu drei Viertel" Gutes tun.

Da ihre diesbezüglichen Verdienste in den landläufigen Darstellungen planmäßig verschwiegen oder höchstens ängstlich angedeutet werden, so sollen sie hier wenigstens in kurzen Umrissen gezeichnet werden.

Vor allem ist es den Jesuiten zu danken, daß den deutschen Kolonisten Südbrasiliens das beste Erbe aus ihrer Heimat, die deutsche Glaubenswärme und Religiosität, erhalten und damit die festeste und sicherste Grundlage deutscher Sprache und Gesittung erhalten blieb.



S. Leopoldo, Brasilien. Im Vordergrunde die Kirche und das Kolleg der deutschen Jesuiten, links das Pensionat der deutschen Franziskanerinnen.

Die Lage der ersten Kolonisten aus dem Hunsrück, die 1824 in Rio Grande landeten, war traurig genug. Sie fanden sich plötzlich in völlig neuen, ungewohnten Verhältnissen, in einem noch wilden Urwald, von der alten Heimat vergessen, in der neuen ohne einen Freund und Helfer und Berater. Was sie aber vor allem fühlten, war ihre religiöse Verlassenheit. Nirgends eine Kirche, eine Schule, ein Priester, der ihre Sprache kannte[1]. Hin und wieder erschien ein brasilianischer Geistlicher, der kein Wort Deutsch verstand und wenig

[1] Vgl. die sehr lesenswerte „Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Pfarrei San José do Hortensio“, Porto Alegre 1899.

Vertrauen weckte[1]. In hölzernen Bethäusern hielten die armen Kolonisten zwanzig harte Jahre lang ohne Priester jeden Sonn- und Feiertag ihren Laiengottesdienst. Aus einem Gesang- oder Gebetbuch wurde die einschlägige Andacht gehalten, der Rosenkranz gebetet, die Erklärung des Evangeliums aus dem alten Goffine vorgelesen, dazwischen einige Lieder oder die Meßgesänge gesungen. Und doch zählte man bereits 1830 im Lande 5000 katholische Deutsche, Hunsrücker, Moselaner, Rheinländer, Pfälzer, Hessen, Hannoveraner. Der schreckliche Farrapenkrieg (1834—1844) vermehrte noch die Not und die religiös-sittliche Verwilderung. „Wären die Patres nicht gekommen," so erzählte später ein alter Kolonist aus der Mainzer Gegend treuherzig dem P. Ambros Schupp S. J., „wir wären alle Heiden geworden."

Die deutsche Heimat konnte damals, auch wenn sie um die Lage der armen Kolonisten gewußt hätte, selbst nicht helfen. Eine deutsche Ordensprovinz gab es noch nicht; ebensowenig eine andere hilfsbereite Genossenschaft.

Da nahmen sich um 1843 zuerst einige aus Argentinien vertriebene spanische Jesuiten, die in Porto Alegre ein neues Wirkungsfeld gesucht, so gut sie konnten, der verlassenen Hinterwälder an. Sie hielten in den Kolonien Volksmissionen in portugiesischer Sprache ab. Nur die wenigsten Leute verstanden die Predigten. Aber sie wurden von den wenigen den andern verdolmetscht. Die spanischen Patres hörten mit Hilfe deutscher Beichtspiegel so schlecht es ging die Beichten. Sie waren tief ergriffen von allem, was sie sahen und hörten.

„Besonders muß", so berichten sie über die Mission von 1844 in S. Leopoldo, „die außergewöhnliche Frömmigkeit und Andacht der deutschen Katholiken hervorgehoben werden, welche täglich aus den Pikaden kamen. Einige legten täglich zu Fuß 4—5 spanische Meilen auf schlechten Wegen zurück, indem sie dabei in Gruppen den Rosenkranz beteten und geistliche Lieder sangen, und dies alles, um dem Unterrichte und der Predigt beizuwohnen, von welcher die Mehrzahl nichts verstand.

„Ohne Zweifel mußte die Gnade in diesen Herzen mächtig wirken, die so aufrichtig Gott suchten. Sonst hätte man die große Reue

[1] Selbst für die Brasilianer war damals sehr schlecht gesorgt. Das ganze Gebiet gehörte bis 1846 zum Bistum Rio de Janeiro. Der Bischof konnte natürlich nur wenig für diesen entfernten Teil seiner Herde tun. Die Zustände unter dem auch an Zahl ganz ungenügenden Klerus waren äußerst traurig.

und die vielen Tränen nicht erklären können, die sie bei ihren Beichten vergossen und welche die Beichtväter nicht weniger erbauten, als sie der so lebendige Glaube und die so tiefe Frömmigkeit in Verwunderung setzte, zumal die Leute ohne geistliche Hilfe dahinlebten inmitten der sie umgebenden religiösen Kälte und Gleichgültigkeit."[1]

Aber die spanischen Jesuiten ließen es bei dieser bewundernden Anerkennung deutscher Glaubenstreue nicht bewenden. Tief gerührt und voll herzlicher Teilnahme wandten sie sich an die oberste Ordensleitung in Rom und baten den General, den guten Kolonisten deutschredende Patres zu schicken. Dieser wies die Sache an P. Beckx[2], damals Provinzial der österreichischen Provinz, der zunächst eine große Kiste deutscher Bücher sandte, nach welchen die Kolonisten ein großes Verlangen geäußert. (Dieselben werden heute noch in den alten Kolonistenfamilien als wertvolle Erbstücke aufbewahrt.)

Bald darauf (1849) erschienen auch die ersten beiden deutschredenden Jesuiten, die Österreicher PP. August Lipinski und Johann Sedlak, von den Kolonisten mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. P. Lipinski übernahm von der Baumschneiß (S. Miguel dos Dois Irmaos) aus die Seelsorge im östlichen, P. Sedlack im westlichen Bezirk der deutschen Kolonien. Zehn Jahre lang weihten sich beide unermüdlich der außerordentlich schwierigen Aufgabe. Aber gebrochen durch übermäßige Strapazen, konnten sie allein die Seelsorge der auf etwa 12000 Seelen angewachsenen Katholiken in den vielen weit zerstreuten Pikaden nicht mehr leisten. Das Jahr 1858 brachte endlich die ersehnte Hilfe in den deutschen Patres Michael Kellner aus Hienheim (Bayern) und Bonifaz Klüber. Bald folgte weitere Verstärkung und 1869 ging die brasilianische Mission endgültig an die inzwischen auf heimatlichem Boden erstarkte deutsche Ordensprovinz über, die von da ab mit großer Freigebigkeit Personal und Mittel stellte[3].

Entsprechend der wachsenden Verstärkung nahm die bessere Organisation des gesamten kirchlich-religiösen Lebens der Kolonien eine rasche und sehr erfreuliche Entwicklung. 1865 (bzw. 1867) wurde

---

[1] Die Einwanderung und das katholische Deutschtum in Brasilien (Freiburg i. B. 1912) S. 18 f.

[2] Er war bekanntlich längere Zeit auch in Deutschland tätig gewesen.

[3] 1875/76 befanden sich in Rio Grande do Sul 39, 1880/81: 55, 1885/86: 78, 1890/91: 106, 1895/96: 130, 1900/01: 144, 1905/06: 174 und 1910/11: 202 deutsche Jesuiten, darunter mehrere deutsch-brasilianischer Abkunft.

S. Cruz selbständige Pfarrei, 1867 Porto Alegre, 1868 Bom Jardim, 1870 S. Leopoldo, 1872 Monte Negro, 1872 Estrella, 1874 Bom Principio, 1876 S. Salvador, 1877 Feliz, 1881 Sebastiaõ do Cahy, 1883 S. Ignacio dos Conventos, 1883 Ignacio do Cahy, 1883 Lageado usw. Bereits 1888 verwalteten die Patres 16 Pfarreien mit ca. 90 Filialen und einer durch Einwanderung und eine unglaublich starke natürliche Vermehrung[1] rasch wachsenden Bevölkerung von über 80000 Seelen. Nur wer einigermaßen weiß, was katholische Seelsorgearbeit zumal für einen deutschen Priester bedeutet, kann die ungeheure Arbeitssumme ermessen, die in diesen Zahlen sich verbirgt.

Wie nur der eiserne Fleiß der Kolonisten dem Urwald allmählich den wirtschaftlichen Wohlstand abgewann, so hat auch die religiöse Blüte den geistlichen Pionieren unendliche Mühe und Sorge gekostet. Man braucht nur die Lebensbilder und Erinnerungen der älteren Missionsveteranen, wie eines P. Fr. Schleipen S. J., zu lesen.

„Als ich nach Bom Jardim kam", so erzählte er selbst, „war ich ganz arm. Ich hatte vielleicht einen Milreis in der Tasche; kein Stuhl, kein Bett, kein Tisch war da zu finden. Den Tisch zimmerte ich mir aus den Brettern einer Kiste und befestigte ihn zum Klappen an die Wand. Lange Zeit habe ich auf dem Boden geschlafen. Mein Pferd habe ich auf Borg gekauft und allmählich mit meinem spärlichen Sportelgeld bezahlt." In ähnlicher Weise ging es ihm später, als er in S. João do Montenegro pastorierte. Und was dieser praktische Mann zustande gebracht, wie er mit seiner reichen Erfahrung vieles geordnet und organisiert, ausgebaut und fertiggestellt hat, während er selbst in armen oder sehr beschränkten Verhältnissen sich befand, daran werden viele wohl noch wenig gedacht haben, nachdem sie von jung an gewöhnt sind, an den meisten Orten nur geordnete Pfarreiverhältnisse anzutreffen. Hört man alte Kolonisten von der Tätigkeit des Verstorbenen sprechen, so merkt man heraus, daß er gegebenenfalls nicht zart voranging."

Aber die Arbeit der wackern Männer ist durch geradezu herrliche Erfolge reichlich belohnt worden. Es gelang ihnen wirklich, in diesen abgelegenen Waldgebieten auch in kirchlich-religiöser Beziehung ein „kleines Deutschland" zu schaffen. Man braucht bloß in einem größeren Pfarrdorfe einen Sonn- oder Festtag mitzumachen.

---

[1] Beispielsweise betrug die Zahl der deutschen Familien im ehemaligen Gebiete von S. José do Hortensio 1851: 252, 1872: 830, 1899: gegen 2000 Familien. Von einem seit 25 Jahren verheirateten Ehepaar (der Mann war 1841 von den Farrapen ermordet worden), wurden 1899, also 58 Jahre nach dem Tode des Stammvaters, bereits 860 Nachkommen gezählt, eine wahrhaft patriarchalische Fruchtbarkeit, die hier wie überall gerade die deutsche katholische Bevölkerung auszeichnet.

„In den Pikaden“, so schreibt P. Ambros Schupp S. J. 1888, „könnte das kirchliche Leben kaum frischer und kräftiger sein. Da braucht nur die Glocke am Sonntag vom Kirchturm zu ertönen, und fröhlich und freudig kommt es von den Bergen herab und aus den Tälern herauf zur Kirche geströmt, daß es dem Herzen wohl tut, diese braven, schlichten Leute von der Kolonie zu sehen.“

Bis fünf und mehr Stunden weit haben manche zu gehen. Alles, Vater, Mutter, Kinder, Burschen und Mädel, sitzen hoch zu Roß oder „Mule“ (Maultier).

Die Mütter haben meist noch ein kleines Kind auf dem rechten Arm und vielfach noch ein zweites auf dem Kreuz des Tieres. Das Kleine hält sich an der Mutter fest, um nicht rücklings herunterzufallen. Frauen und Mädchen tragen schöne, buntfarbige Kopftücher und sitzen nach Kolonistenart rittlings im Sattel. Stolz ziehen die Männer und Burschen heran, an Festtagen mit farbigen Schärpen geschmückt und die Flinte fürs Salutschießen aufrecht auf den rechten Schenkel gestützt.

Bald ist das Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Predigt, Ansprachen, Christenlehren, alles ist ausschließlich deutsch. Portugiesisch würden die meisten gar nicht verstehen.

Wie ehedem zu Hause am Rhein und an der Mosel, so klingen hier, mit Begeisterung gesungen, das „Hier liegt vor deiner Majestät“ und die andern lieben, trauten deutschen Kirchenlieder, meist nach dem Trierer Gesang- und Gebetbuch. Alle schönen Gebräuche, Andachten, Bruderschaften, Patronatsfeste, Umgänge sind hier aufgelebt und blühen weiter als ebensoviele Erinnerungen und Träger deutschen Wesens und deutscher Glaubensfreude.

Aber nur der kleinere Teil der Gemeinde wohnt nahe genug bei der Pfarrkirche, um dort den Gottesdienst zu besuchen. Im weiten Umkreis legt sich um jedes Pfarrdorf ein Gürtel von kleineren und größeren Filialen mit ihren eigenen Kapellen.

Beispielsweise gehörten zu Montenegro 1878/79 acht Filialen: Katharinenberg mit 19 Familien, 2 1/2 Stunden entfernt; Engenho oder Bohnen-Mattes (17 Familien, 2 1/4 Std.); Victoria (58 Familien, 3 Std.); Maratábrück (20 Familien, 2 Std.); Maratá-Doppelschneiß (35 Familien, 4 Std.); Maratá-Langenschneiß (28 Familien, 5 Std.); „Rußland“ (30 Familien, 7 Std.).

„Wir haben“, so schreibt 1908 P. Anton Bügelmann S. J. aus S. Ignacio da Feliz (Cahy), „in unserem fünf bis sechs Reitstunden

langen und zwei bis dreieinhalb Reitstunden breiten Seelsorgsfelde keine zusammenhängende Ortschaft, kein eigentliches Dorf wie in einer deutschen Gemeinde, sondern nur lose aneinandergereihte Bauernhäuser."

„Die entfernteren Pikaden", berichtet ein anderer, „welche drei bis sieben Stunden von der Pfarrkirche entfernt sind, werden zu bestimmten Zeiten mehrmals im Jahre besucht, und der Missionär verweilt dann daselbst mehrere Tage, um die heilige Messe zu lesen, zu predigen und die laufenden Pfarrgeschäfte in Ordnung zu bringen.

„Bei besondern Gelegenheiten wird jedoch auch in den nähergelegenen Pikaden Gottesdienst gehalten. Außerdem werden von hier aus soviel als möglich die Schulen besucht, und endlich wird man bald hierhin, bald dorthin gerufen, um Kranke mit den heiligen Sakramenten zu versehen oder Beerdigungen vorzunehmen.

„So ist unsere Tätigkeit bisweilen sehr anstrengend, und es kann geschehen, daß man die ganze Woche kaum aus dem Sattel kommt."

„Der Schreiber dieser Zeilen", bekennt P. Theodor Amstad S. J., einer der besten Reiter der Mission, von sich, „ist in einem einzigen Jahre 900 Stunden zu Pferde gesessen, d. h. er hat gerade ein Vierteljahr ‚verritten', wenn man den Arbeitstag zu zehn Stunden nimmt."[1]

Ein einziger Krankenruf nimmt oft hin und zurück 10—12 Reitstunden in Anspruch, bergauf und bergab, über brückenlose Flüsse, durch Wald und Sumpf, über steile Felsen oder an jähen Abgründen vorbei.

Bereits drei deutsche Jesuiten sind bei solchen Touren verunglückt und haben in den reißenden Fluten des Cahy ihr nasses Grab gefunden.

Oft genug galt es, zumal ehedem, im Freien oder im ersten besten Unterschlupf zu übernachten. „Weiß Gott," schreibt ein Missionär, „wie oft P. Max von Laßberg die Nacht auf einem Reisepelz, den Sattel als Kopfkissen, schon zugebracht hat."

Solche „Exkursionen" auf die Filialen wurden beispielsweise 1901/02 von S. Miguel 125, von Lageado 70, von S. Cruz 121, von Bom Principio 69, von Estrella 169, von S. Sebastiaõ do Cahy 60 usw. unternommen.

So mühevoll diese Wandertouren sind, so notwendig ist es im Interesse der Religion wie des Deutschtums, in beständiger Fühlung

[1] Die Einwanderung und das katholische Deutschtum in Brasilien S. 22.

mit den weit zerstreuten Kolonien zu bleiben, da sie sonst sehr leicht in der religiösen Vereinsamung die deutsche Sprache verlieren. So traf beispielsweise P. Teschauer S. J. 1887 auf einer weiten Missionstour an die Grenzen von S. Catharina Ortschaften mit Kolonisten deutschen Stammes, welche ihre Sprache schon völlig vergessen hatten und stark brasilianisiert waren, da sie seit langen Jahren der regelmäßigen Seelsorge entbehrten. Es kostete Mühe, ihnen wieder etwas deutsches Wesen und deutsche Art beizubringen.

Schon hier sei auf die Katholikenversammlungen der deutschen Kolonisten hingewiesen, welche gleichfalls auf Anregung



Deutsche Jesuiten in Rio Grande do Sul im Reitkostüm.

der Patres seit 1898 alljährlich abgehalten werden und unendlich viel dazu beitragen, um die weit zerstreuten Kolonisten fester zusammenzuschließen und auch für den Kampf im öffentlichen und politischen Leben zu schulen.

Bereits die zweite, die im April 1899 zu S. Clara do Lageado stattfand, hatte 4000 Deutsche aus den verschiedenen Pikaden zusammengezogen, in Anbetracht der Entfernungen und schwierigen Verkehrsverhältnisse eine großartige Leistung.

„Sie hätten“, so schildert ein Bericht, „das Getümmel auf den Straßen sehen sollen: Männer, Weiber, Kinder zu Fuß und zu Pferd

oder zu Maultier, aufgeputzte Herren und Frauen, echte Urwälder mit langen Bärten, in Kleidern nach allen Schnitten und Moden, Hüte von jeder Fasson, schwere Waldmesser am Sattel, leichtere hinten in der Hosenschnalle, Pistolen links am Ledergürtel, lauter frohe Gesichter, große Freude und schöne Ordnung."

Die ganze Bewegung „wurde durch die PP. Peter Gasper und Eugen Steinhart S. J. ins Werk gesetzt und geleitet. Die Vorteile für die Katholiken sind außerordentlich; der Katholikentag führt sie zusammen und gibt Mut: ‚Wenn diese oder jene es können, so wollen auch wir nicht zurückbleiben' ist das Ergebnis".

Alle Verhandlungen werden deutsch geführt. Sie greifen anregend und reformatorisch in alle Gebiete und behandeln neben den religiösen alle Fragen des praktischen Lebens.

„Hebung des Gemeinsinns und des Gemeindelebens" war beispielsweise das von P. Max von Laßberg S. J. auf der sechsten Generalversammlung in Bom Principio ausgeführte Thema, an das sich Vorschläge und Beratungen über Anbringung von Wegweisern, Stiftungen zu gemeinnützigen Zwecken, Gründung von Volksbibliotheken u. dgl. anschloß. Derselbe Pater von Laßberg hielt eine meisterhafte Rede über die „Erhaltung der alten und die Anlegung neuer Kolonien".

Der siebte Katholikentag brachte Themata über „Die Presse", „Kirche und Volksleben", „Praktische Winke für die Wahrung und Handhabung unserer bürgerlichen Rechte" (Referent Jakob Kröff Netto), „Jugendvereine", die „Wichtigkeit einer guten Schulbildung", der „Stand unserer Schulen", „Stellung des Lehrers in der Gemeinde", „Volkshygiene", „Unsere Zukunft" (P. Max von Laßberg) usw.

Nebenher liefen Beratungen über „Kirchenmusikalische Fragen" und dergleichen.

Welche Bedeutung diese Versammlungen für die *wirtschaftliche* Entwicklung der Kolonien genommen haben, soll weiter unten gezeigt werden.

Auf der zehnten Generalversammlung, die am 26. Februar 1912 zu Venancio Ayres abgehalten wurde, ist nach einer bedeutungsvollen Rede des Herrn Hugo Metzler-Porto Alegre über „Die kulturellen Interessen der deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul" und nach einem Vortrage des Jesuitenpaters Theodor Amstad-Lageado über das Thema: „Wie gründen wir einen Volksverein für die deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul?" unter begeisterter Zustimmung der zahlreichen Teilnehmer einstimmig die Errichtung eines „*Volks*-

vereins für die deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul“ beschlossen worden. Durch die straffe Einheit auf religiös-sittlichem Gebiete schon jetzt eine nicht zu unterschätzende Macht, werden die deutschen Katholiken dieses gesegneten Landstriches im fernen Brasilien noch mehr zu der ihnen gebührenden Geltung kommen durch den Zusammenschluß, den sie am 26. Februar zur Förderung aller Bestrebungen auf den Gebieten der modernen Kultur und sozialen Fürsorge vollzogen haben. Der Zweck des neuen Volksvereins ist die Hebung des geistigen und materiellen Wohles der Katholiken deutscher Abstammung in Rio Grande do Sul. Die offizielle Vereinssprache ist die deutsche Sprache. Mitglieder können alle Katholiken werden, die das 18. Lebensjahr erreicht haben. Als besondere Zweige der Tätigkeit des Vereins nennt die Satzung: Ausführung der Resolutionen der Katholikenversammlungen, Sorge für Neuansiedelung der Katholiken, Anbahnung katholischer Wohltätigkeitsunternehmungen, Förderung der katholischen Pfarrschulen, Verbreitung guten Lesestoffes, Herausgabe einer unentgeltlichen Vereinsschrift für die Mitglieder, Förderung der Volksbildung durch Vorträge und Unterhaltungen, Stellen- und Auskunftsvermittlung, Rechtsschutz der Mitglieder. Zum Generalsekretär des neuen Vereins wurde der um die deutschen Katholiken in Rio Grande do Sul hochverdiente P. Amstad, bisher Pfarrer in Lageado, jetzt in Porto Alegre, gewählt. Die erste Nummer der neuen Volksvereinszeitschrift, die den Titel „St.-Paulus-Blatt“ führt, ist bereits erschienen. In einem ausführlichen Aufsatz weist das inhaltsreiche Heft auch auf die „Verbündeten in der alten Heimat“ hin und empfiehlt warm die „Freie Vereinigung für das katholische Deutschtum im Ausland — Sitz Caritasverband in Freiburg i. Br.“, der die bisher gegründeten Ortsgruppen des Volksvereins in Rio Grande do Sul bereits als Mitglieder beigetreten sind.

Schon die erste Werbereise, welche P. Amstad durch die Schneißen antrat und wobei er 277 Stunden Weges machte und 72 Ortschaften besuchte, brachte dem Verein 4000 Mitglieder zu, deren Zahl mittlerweile auf 5000—6000 gestiegen ist.

Schule und Erziehung.

Die Pastoration all dieser vielen Dörfer und Filialen ist aber nur ein Teil der Arbeit[1] der deutschen Jesuiten im Dienste der

[1] Welche Arbeitssumme allein schon die Seelsorge in sich begreift, dürfte der Kenner aus folgenden statistischen Angaben eines Durchschnittsjahres (1902/03)

deutschen Kolonisten. Nicht weniger Verdienste haben sie sich auf einem andern für die Erhaltung der Religion wie des Deutschtums gleich wichtigen Gebiet erworben, wir meinen das Gebiet der Schule und Erziehung. Die Tüchtigkeit der Jesuiten als Schulmänner wird von Freund und Feind zugegeben. Es ist ja bekannt, daß Friedrich der Große trotz des päpstlichen Aufhebungsdekretes den Orden, „welcher Mir so tauglich zur Bildung und Führung der Jugend bei Erlernung der Wissenschaften vorkame“, seinen Staaten zu erhalten suchte [1].

Was ihnen zugunsten der deutschen Jugend in der Heimat verwehrt wurde, das übten sie in selbstlosester Weise zugunsten der deutschen Auswanderer im fernen Brasilien.

Sie waren es, die überall in den Pikaden entweder neue Schulen einführten oder die bereits vorhandenen primitiven Schulen aus der ersten priesterlosen Kolonistenzeit besser einrichteten.

Die Sorge für diese deutschen Volksschulen steht in den Jahresberichten stets vornan. In den eigentlichen Pfarrorten erledigte sich die Schulfrage verhältnismäßig leicht, schwieriger war sie auf den weitentlegenen Filialen zu lösen. Aber „im allgemeinen“, so lesen wir im Jahresbericht von 1897/98, „ist heute auch auf den Filialen für den Unterricht und die Erziehung der Jugend überall nach Maßgabe der ländlichen Verhältnisse gut gesorgt. Freilich gilt es, beständig auf der Wacht zu sein, damit nicht die Kolonisten selbst die Schulen allmählich wieder eingehen lassen, sei es dadurch, daß sie ihre Kinder vom regelmäßigen Besuche abhalten oder zu früh aus der Schule herausnehmen oder endlich mit ihren Schulbeiträgen zurückhalten. Denn diese Privatschulen müssen aus Privatmitteln erhalten werden, während in den Regierungsschulen alles, selbst die Schulsachen, gratis ist. Aber da in denselben der Unterricht sowohl in der Religion wie in der deutschen Sprache ausgeschlossen wird, so kommen sie für die katholischen deutschen Kolonisten nicht in Betracht“.

herauslesen. In diesem Jahre wurden von den Patres 219582 Beichten gehört, 3542 Predigten, 1335 Vorträge, 7161 Christenlehren, 27 Exerzitien und 4 Volksmissionen gehalten, 3783 Taufen gespendet, 528 Trauungen vollzogen, 1968 Krankenbesuche und 1188 Versehgänge zu Sterbenden gemacht und 314 Begräbnisse vorgenommen und von den 16 Hauptstationen aus nicht weniger als 1354 „Exkursionen“ auf die Filialen ausgeführt.

[1] Siehe den Brief des Königs vom 27. September 1775 in dem Werke: Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten des Lebens nach seinen Schriften (Grenzb.-Sammlung II [Leipzig 1886], 252).

Anfangs war der Lehrkurs auf drei, später auf vier Jahre festgesetzt, für die oft weit entfernten Kinder, die natürlich beritten zur Schule kommen, ist der regelmäßige Besuch keine Kleinigkeit [1].

So ist das Ziel, das sich die Patres gesteckt hatten, im wesentlichen erreicht worden. „Heute", so bezeugt Dr. Lacmann (a. a. O. Nr. 13, S. 99), „ist das Gebiet der deutschen Kolonien durchgehend in hinlänglichem Maße mit Schulen versehen, und zwar Privatschulen, in denen ausschließlich in deutscher Sprache unterrichtet und das Portugiesische höchstens als fremde Sprache gelehrt wird."

Eine statistische Übersicht über das Gesamtgebiet fehlt, doch dürfte folgende Teilstatistik einigen Aufschluß geben.

1911 fanden sich in dem konfessionell und sprachlich stark gemischten Pfarrbezirke Lageado im ganzen 79 Schulen mit 2536 Schülern. Davon waren:

Katholische Pfarrschulen . .	30	mit	1192	Schülern
Konfessionell gemischte Schulen .	11	„	250	„
Protestantische Schulen . .	15	„	510	„
Regierungsschulen	17	„	450	„
Brasilianische Privatschulen	6	„	134	„
Summa:	79		2536	

Ganz ohne Zweifel stehen die katholischen Schulen sowohl in bezug auf Zahl, wie Leistungen und Pflege des deutschen Geistes vornan.

Hier nur einen Zeugen.

Die „Thüringer Zeitung" (Erfurt) brachte 9. bis 23. Dezember 1900 mehrere Aufsätze mit dem Titel: „Die deutschen Kolonien in Rio Grande do Sul und der Jesuitenorden" aus der Feder eines Ausgewanderten, „der Land und Leute genau kennt". Dieser Ausgewanderte bekennt sich offen als Atheist und grimmigen Gegner der Jesuiten. Um so wertvoller sind die Zugeständnisse, die er an einigen Stellen macht. Er schreibt (9. Dezember 1910) u. a.:

„Im allgemeinen läßt sich die Superiorität der katholischen deutschen Schulen feststellen, wenn schon es auch von protestantischer Seite nicht an stetem Streben fehlt, gute Schulen zu schaffen. Diese

[1] In einem Jahresbericht lesen wir, daß selbst Erwachsene zuweilen noch mit den Kindern kommen, um früher Versäumtes nachzuholen, denn, so begründete eine Kolonistenfrau ihr Kommen:

„Wird man auch alt wie eine Kuh,
Muß man doch lernen immerzu."

Superiorität liegt einmal in dem Material der katholischen Lehrer und dann in der oberen Leitung. Und diese obere Leitung liegt in den Händen der deutschen Jesuiten."

Eine große Schwierigkeit bot von Anfang an die Lehrerfrage. Auch sie wurde von den Patres wenigstens in etwa gelöst.

Zumal in den ersten Zeiten machten sie oft genug neben allen andern Arbeiten selbst den Schulmeister, stellten eine Reihe dafür befähigter Laienbrüder in den Dienst der Schule und ließen erprobte Musterlehrer aus Europa kennen. Übrigens leisteten auch manche der schlichten Bauernlehrer unter Anleitung der Patres recht Tüchtiges. Freilich war der geringe Gehalt, den diese Lehrer bezogen, nicht eben verlockend und zwang manche zu abziehenden Nebenverdiensten.

Heute wirkt immerhin schon eine Reihe seminaristisch gebildeter Lehrer in den Kolonien, und der gleichfalls von den Patres inspirierte und in jeder Weise geförderte katholische Lehrerverein trägt viel dazu bei, den Lehrern ein stärkeres Standesbewußtsein beizubringen und sie für ihren wichtigen Beruf zu begeistern. Die Anlegung eines Lehrerfonds, die Beschaffung besserer Lehrmittel, die Einrichtung von Leihbibliotheken in den Sektionen und eines Stellenvermittlungsbureaus, die regelmäßige Abhaltung von Konferenzen mit pädagogischen Vorträgen u. dgl. sind Zeichen erfreulichen Fortschrittes, an welchem die Patres den allergrößten Anteil haben.

Mit der wachsenden Entwicklung der Kolonie genügten die Elementarschulen nicht mehr. Es galt, den talentierten Kolonistensöhnen auch den Weg in die höheren Berufe zu öffnen. Die Kolonien sollten auch wirklich fachmännisch gebildete Lehrer, Kaufleute, Ärzte, Juristen erhalten, die aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangen und befähigt waren, die geistige und politische Führung des Volkes zu übernehmen.

Diesem Zwecke dienten die Fortbildungsschulen, wie sie der Reihe nach in S. Miguel dos dois Irmãos (Baumschneiß), Bom Jardin, S. Cruz, Lageado, Bom Principio entstanden sind. Sie stehen heute meist unter Leitung der zu diesem Zwecke 1900 berufenen Maristen-Schulbrüder und weisen treffliche Erfolge auf.

Von ganz besonderer Bedeutung für die deutschen Kolonien war die Gründung des Proseminars oder Knabenseminars von Parecy-Novo (seit 1895), das in erster Linie deutsche Knaben aus den Kolonien für den Priesterberuf vorbereiten und so den Grund zu einem einheimischen deutschen Weltklerus legen sollte. Obschon ohne Stiftungsgelder und sichere Einnahmen, hat sich die Anstalt vortrefflich

entwickelt und den Kolonien bereits über ein Dutzend tüchtiger Weltpriester geschenkt Sie zählt heute etwa 100 Zöglinge.

Noch war ein anderes, recht schwieriges Problem zu lösen, das der höheren Lehranstalten. Sollten auch sie grundsätzlich und ausgesprochen deutschen Charakter tragen und hauptsächlich nur den deutschen Kolonisten dienen oder sollten sie auch Nichtdeutschen, vor allem der brasilianischen Jugend, offenstehen und dementsprechend ihr Programm erweitern?

Die erste Gründung dieser Art, zunächst als deutsches Lehrerseminar gedacht, war das Kolleg Nossa Senhora da Conceição in S. Leopoldo, das 1869 mit zwölf deutschen Kolonistensöhnen eröffnet wurde und bis 1877 einen vorwiegend deutschen Charakter bewahrte.

Aber immer mehr drängten sich auch Söhne brasilianischer Eltern heran und baten um Aufnahme. Dies und andere gewichtige Gründe veranlaßten die Patres, seit 1877 den ursprünglichen Plan zu ändern und aus dem Kolleg eine öffentliche, staatlich anerkannte Lehranstalt zu machen, welche das brasilianische Studienprogramm zugrunde legte und die portugiesische Sprache als Unterrichtssprache einführte. Nur so konnten auch die Kolonistensöhne zu einem Staatsexamen gelangen. Mit dieser Kursänderung begann der Aufschwung des Kollegs, dessen Schülerzahl nun rasch von Jahr zu Jahr wuchs (1880: 65, 1885: 166, 1890: 223, 1905: 250, 1910/11: 206[1]) und dessen bauliche Entwicklung und innere Ausgestaltung es mehr und mehr unter die führenden Lehranstalten des Staates Rio Grande einreihten.

Nach dem Vorbilde von S. Leopoldo entstanden in der Folge ähnliche Jesuitenkollegien in Pelotas, Rio Grande, Porto Alegre, Florianopolis. 1911/12 zählten diese Kollegien einschließlich Parecy Novo zusammen 1033 Zöglinge, davon 325 Interne und 1037 Externe.

Sie haben alle durch ihre glänzenden Erfolge jedenfalls dem Deutschtum indirekt Relief gegeben und die Überlegenheit deutscher Wissenschaft und Pädagogik in ruhmvoller Weise dargelegt.

Das wird allgemein auch von den Brasilianern und den berufenen Vertretern der Regierung anerkannt.

„Die von ihnen (den Jesuiten) und den ‚Schwestern' geleiteten, mit Pension verbundenen Unterrichtsanstalten sind die besten der Provinz", schrieb schon vor 25 Jahren der bekannte Dr. Hermann von Ihering[2].

[1] Die inzwischen entstandenen neuen Kollegien zogen manche Schüler dorthin.

[2] Rio Grande do Sul (Gera 1885) S. 88.

Ein angesehener brasilianischer Schriftsteller und Journalist, Sr. Dr. Valentin de Magalhães, der das Kolleg in S. Leopoldo 1900 mit seinem Besuche beehrte, faßt seine Eindrücke in die Worte zusammen: „Aus allen meinen Beobachtungen zog ich den Schluß: S. Leopoldo ist ein Musterkolleg, das vielleicht allen ähnlichen Anstalten Brasiliens bei weitem überlegen ist“[1], während ein anderer Brasilianer, Evaristo de Faeia Gurgel, seine glänzende Schilderung des Kollegs mit den Worten schließt:

„Männer von Kompetenz und verdiente Professoren kamen von ihren Besuchen im Kolleg stets mit den besten Eindrücken zurück. Mit besonderer Freude bemerkten sie den Fortschritt der Zöglinge, die natürliche Frucht der ausgezeichneten Methode der Jesuiten.

„Was mich betrifft, so glaube ich, daß das Kolleg Unserer Lieben Frau von der Unbefleckten Empfängnis in São Leopoldo eine höchst wichtige Anstalt für den höheren Unterricht ist, bestimmt, dem Unterrichts- und Erziehungswesen der Jugend Brasiliens und insbesondere unseres Staates Rio Grande do Sul ganz bedeutende Dienste zu leisten. Es ist eine Pflanzschule im wahrsten Sinne des Wortes, wo der Same gestreut wird zur Heranziehung künftiger Bürger, tadellos in ihrem Wandel, Muster von Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe, der Stolz der Väter und der Mütter höchstes Glück.“[2]

Der wissenschaftliche Ruf, den sich eine Reihe der deutschen Patres in brasilianischen Gelehrtenkreisen erworben, trug nicht wenig dazu bei, diese von Deutschen geleiteten Anstalten weithin zu empfehlen. Männer wie die PP. Konrad Menz, Karl Schlitz, Joh. Lutgen, H. Lanz, P. Schneider, Karl Schäffler genossen und genießen als Pädagogen großes Ansehen, die PP. Haffemeyer und Karl Teschauer haben anerkannt tüchtige Beiträge zur ältern Landesgeschichte und Landeskunde geschrieben, P. Gustav Lochers philosophisches Vademekum füllte eine wirkliche Lücke in den höheren Schulen. Und war es nicht ein Ruhm deutscher Gründlichkeit, daß ein deutscher Jesuit, P. August Padtberg S. J., den Brasilianern in eingehender, beharrlicher Forscherarbeit den Nachweis liefern mußte, daß ihre bisherigen Berechnungen des Flächeninhaltes von Brasilien auf falschen, unzulänglichen Voraussetzungen beruhte. Seine richtigen Berechnungen und Angaben sind dann auch von der brasilianischen Regierung dankbar akzeptiert und in allen offiziellen und maßgebenden Werken übernommen worden.

---

[1] „A Federaçãos“ (Regierungsblatt), 1900 Nr. 110 (15. Mai).

[2] Journal de Commercio, Porto Alegre 1900. Nr. 182.

Die wichtigen Arbeiten der PP. Ferd. Theissen und Johann Rick auf mykologischem Gebiete sind auch in den Kreisen deutscher Fach-



Physikalisches Kabinett des Jesuitenkollegs in S. Leopoldo (Brasilien).

gelehrten als mustergültig anerkannt worden. „Rick", so schrieb 1906 J. Rehm, der Nestor der deutschen Pilzforscher, „ist ein ausgezeichneter

Naturforscher, der für die Erforschung Brasiliens in mykologischer Beziehung sich die größten Verdienste erwirbt."

Sein großes Exsikkatenwerk „erweitert bedeutend unsere Kenntnis der reichen tropischen Pilzwelt durch eigene Anschauung der Arten" [1].

Die höheren Lehranstalten der Jesuiten werden denn auch von Deutschen als vortrefflich anerkannt.

„Rühmend", schreibt z. B. R. Jannasch, „muß ich auch die Lehrtätigkeit der Jesuiten in dem Kollegium zu S. Leopoldo, unter der Oberleitung des P. Lütgen, hervorheben. Zahlreiche Schüler teutobrasilianischer wie lusobrasilianischer Abstammung haben hier Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung. Es mögen etwa 250 Jünglinge auf diesem Gymnasium vorhanden sein, wo die Lusobrasilianer auch Gelegenheit erhalten, Deutsch zu lernen." [2]

Ähnlich hebt der schon genannte landeskundige Korrespondent der „Thüringer Zeitung" (siehe oben S. 93) hervor:

„Die Schulen der Jesuiten sind ohne Zweifel gut geleitet; das große Kolleg in S. Leopoldo ist im ganzen Staat bekannt und wird von Brasilianern und Deutschen, auch Protestanten, beschickt, die ihren Söhnen eine einigermaßen gute Schule angedeihen lassen wollen. Die Jungen wohnen im Kolleg unter Aufsicht der Patres und sind uniformiert. Schulgeld und Pensionspreise sind nach deutschen Begriffen recht hoch [3]. Auch in Porto Alegre besteht eine von den Patres geleitete Schule und das schon erwähnte bischöfliche Priesterseminar." [4]

Auch Dr. Lacmann rühmt das Kolleg von S. Leopoldo und seine „musterhafte" Einrichtung und räumt ein, daß „die von den Jesuiten ausgeübte Lehrtätigkeit ohne Zweifel ein bedeutsames Stück Kulturarbeit" darstelle, meint aber trotzdem, daß diese Arbeit „geradezu widerdeutsch" wirke, weil die Patres, obschon durchweg Deutsche, den Unterricht in portugiesischer Sprache erteilen, ein Umstand, der ein wichtiger Faktor für den „Rückgang des Deutschtums unter der Jugend von S. Leopoldo darstellt" [5].

---

[1] Siehe Botan. Zentralblatt XCVIII (1905), 586; vgl. LXXV, 123; Hedwigia XLV, 173 ss. u. a. O.

[2] Land und Leute von Rio Grande do Sul (Sonderabdruck aus dem „Export" 1905) S. 64.

[3] Dagegen meinte früher G. Zöller (Die Deutschen im brasilianischen Urwald II, 182): „Die klugen Herren (Jesuiten) stellen die Preise so niedrig (50 Mk. monatlich), daß andere Leute nur schwer mit ihnen zu konkurrieren vermögen."

[4] Thüringer Zeitung, 16. Dezember 1900.

[5] „Deutsches Leben in Südamerika", in Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 13, S. 98.

Dieser Einwurf darf nicht unwidersprochen bleiben. Zunächst steht Lacmanns Ansicht vereinzelt da. Das Urteil von deutschen Männern und Gelehrten, die länger im Lande waren, lautet ganz anders. Vor allem übersieht Lacmann ein ganz wesentliches Moment, das andere mit den Verhältnissen genauer vertraute Kenner gebührend hervorheben: die Notwendigkeit der portugiesischen Sprache auch für die deutschen Kolonisten.

„Der portugiesischen Sprache, die heute nur wenig in den Kolonien gesprochen wird", so spricht sich der obengenannte Zeuge aus, „müßte unbedingt mehr Eingang verschafft werden, denn die Kenntnis der Landessprache ist auch für den Kolonisten zu vorteilhaft, als daß sie nicht verdiente, von den Kindern erlernt zu werden. Daß die alten Leute sie lernen, ist ja gänzlich ausgeschlossen. Allgemein klagt der Brasilianer, daß er in den deutschen Kolonien nur selten verstanden wird. Der geringe politische Einfluß, den das deutsche Element hier im Staate hat, läßt sich auf seine Unkenntnis der portugiesischen Sprache zurückführen. So schön es ist, daß die deutsche Sprache so fest eingewurzelt ist, so muß doch, will anders das deutsche Element hier für die Zukunft sich einen politischen Platz erringen, die Pflege der brasilianischen Sprache in die Hand genommen werden. Das verlangen die vitalsten Interessen des Deutschtums und davon hängt die Stellung desselben in der Zukunft ab. Es ist nicht zu verkennen, daß die portugiesische Sprache schwerer erlernbar ist als z. B. die englische, die in Nordamerika jeder Eingewanderte schließlich einigermaßen beherrscht." [1]

Lacmann möge nur jene Deutschbrasilianer fragen, die heute unter ihren Landsleuten eine führende Rolle spielen und an deren deutscher Gesinnung niemand zweifeln kann, wie einen Hugo Metzler in Porto Alegre, einen Dr. Englert, Dr. Karl Wallau, Dr. S. Birnfeld u. a. m., die fast alle aus diesen Erziehungsanstalten der Jesuiten hervorgingen und die alle entschieden für die Erlernung der Landessprache eintreten.

Sie kann aber am besten und gründlichsten im Umgang mit Brasilianern und in einer Anstalt gelernt werden, in welcher das Portugiesische als Schulsprache dient und deren Diplome zugleich den Zugang zu staatlichen Anstellungen eröffnen. Ohne sie würden die Deutschen im öffentlichen Leben unfehlbar ins Hintertreffen gelangen.

Dazu kommt aber noch etwas anderes. Die von den deutschen Jesuiten geleiteten Anstalten, in denen auch die deutsche Sprache zur Geltung kommt, bieten den jungen Portugiesen auch ihrerseits die beste Gelegenheit, Deutsch zu lernen, was sie von Jahr zu Jahr mehr brauchen.

[1] Thüringer Zeitung, 16. Dezember 1900.

„Es ist jetzt schon eine Notwendigkeit in der Provinz," so schrieb Woldemar Schultz bereits 1860, „vornehmlich für den Geschäftsmann, deutsch sprechen zu können. Wir lernten junge Brasilianer kennen, welche in der Provinz erzogen, der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren."[1]

Zudem hat die gemeinsame Erziehung deutscher und brasilianischer Schüler den großen Vorteil, daß sie sich gegenseitig besser kennen und schätzen und die beiderseitigen Vorurteile abzulegen lernen, was doch für Bürger desselben Landes von größter Bedeutung ist.

Die anerkannt beste deutsche Schulgrammatik für Brasilianer hat, um das hier anzufügen, einen deutsch-brasilianischen Jesuiten, P. Schneider, zum Verfasser. Derselbe gab auch ein stark verbreitetes „Deutsches Lesebuch für Elementarschulen, besonders zum Gebrauch auf den Kolonien" heraus.

Das jetzt in ganz Deutsch-Brasilien am meisten verbreitete „Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus" von Grimm und Rückert (seit 1906 zwei Auflagen) hat in vielen und wichtigen Teilen anonyme deutsche Jesuiten zu Bearbeitern. Dieselben schlagen besonders in den geschichtlichen und geographischen Abschnitten, wo immer sich Gelegenheit bietet, warme deutschpatriotische Töne an.

Daß die Jesuiten sowohl in ihrer Lehrtätigkeit wie in ihrem priesterlichen Wirken sich nicht der unchristlichen Engherzigkeit unserer fanatischen „Alldeutschen" schuldig machen, kann ihnen kein Vernünftiger zum Vorwurfe machen. Wir verstehen vollständig, daß sie mit Rücksicht auf die vielfach herzzerreißende geistig-religiöse Not des brasilianischen Bevölkerungsteiles sich auch diesem in dem Grade helfend und rettend zugewandt haben, als die allmähliche Festigung der Verhältnisse in den deutschen Kolonien und der Zuzug anderweitiger Verstärkung sie nach dieser Seite hin erleichterten[2].

Ein anderer Vorwurf, der gegen die deutschen Jesuiten in Brasilien wiederholt erhoben wurde, ist der der religiösen Ver-

[1] Zeitschrift für Erdkunde N. F. IX (1860), 289.

[2] 1846 kamen nach Rio Grande do Sul die ersten Jesuiten, 1888 deutsche Pallotiner, 1896 italienische Kapuziner, 1899 italienische Camaldulenser, 1900 spanische Lazaristen und deutschsprechende Schulbrüder (Maristen), 1901 belgische Prämonstratenser und Salesianer. Von Frauengenossenschaften erschienen zwischen 1850 und 1860 Schwestern vom Herzen Mariä, 1871 deutsche Franziskanerinnen von Heythuizen-Nonnenwerth, 1898 Josephsschwestern von Chambéry, 1900 deutsche Katharinenschwestern aus Ermland. 1901/02 besaßen diese 12 Genossenschaften zusammen 44 Niederlassungen, von denen 16 auf die Jesuiten kamen.

hetzung, wodurch in das brasilianische Deutschtum ein Moment der Trennung und Entzweiung gebracht worden sei.

Dieses Moment der Trennung ist freilich da. Es ist die traurige Wirkung der Glaubensspaltung, die gerade auch der kolonialen Entwicklung Deutschlands so unendlichen Schaden gebracht hat und heute noch bringt. Diese nachteiligen Wirkungen können nur durch ein friedliches, versöhnliches Verhältnis der Konfessionen in etwa gehoben werden.

Wer hat dieses Verhältnis in Brasilien gestört? Etwa die Jesuiten? Keineswegs. Wohl aber die geradezu fanatische Gehässigkeit der dortigen protestantischen Presse, die unerhörten fortgesetzten Angriffe eines Karl von Koseritz, eines Dr. Rotermund und der von ihnen gegründeten und bedienten Blätter und inspirierten Schriftsteller [1].

Koseritz zumal erblickte in der rücksichtslosen Bekämpfung der katholischen Kirche und vorab der Jesuiten eine seiner vornehmsten Lebensaufgaben und hat durch leidenschaftliche Hetzarbeit wohl am meisten zur zeitweisen Trübung des Friedens unter den beiden Konfessionen beigetragen.

Das sagt ein Freund Koseritz', der hüben und drüben hochgeachtete Dr. Hermann von Ihering [2].

„Die Polemik mit den Jesuiten, welche v. Koseritz lange Jahre hindurch führte und von der er erst in letzterer Zeit auf das Drängen seiner Freunde hin abgelassen, hat jedenfalls mehr zur Ausbildung konfessioneller Gegensätze beigetragen, wie sie in manchen Pikaden bestehen [3], als eine supponierte, planmäßige Aufhetzung durch die Jesuiten. Will man, von allen tendenziösen Verdächtigungen abgesehen, einfach dem Beobachteten Ausdruck geben, so muß man sagen, daß sie sich um die Seelsorge in den Kolonien in gleicher Weise wie die evangelischen Geistlichen verdient gemacht haben."

Abgesehen vielleicht von der allerersten Zeit (1848—1858), in welcher die mit deutschen Verhältnissen weniger vertrauten öster-

---

[1] Wie schreibt doch z. B. ein Avé-Lallemand (Reise durch Südbrasilien [1858], S. 164): „Was wollen die Jesuiten in den Pikaden S. Leopoldo, Leute, die aus dumpfer Klosterzelle kommen (bekanntlich haben die Jesuiten keine „Klöster") und die freien Gemüter auf den Bergen bedrücken? Sie müssen wieder fort aus dieser Gegend, diese würdigen Herren."

[2] Rio Grande do Sul (Gera 1885) S. 88.

[3] Gemeint ist der Anfang der achtziger Jahre.

reichischen Jesuiten Lipinski (Pole) und Sedlack (Böhme) die katholischen Grundsätze mit allzugroßer Schroffheit vertraten, haben die Jesuiten durchaus an dem Grundsatze festgehalten, den der deutsche P. Steinhart S. J. auf der zweiten Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio Grande do Sul zu S. Clara (15.—17. April 1899) aussprach:

„Wir müssen unsern nichtkatholischen deutschen Mitbrüdern gegenüber eine friedliche, wohlwollende Stellung einnehmen durch wahre Toleranz, Loyalität und Liebe. . . . Lassen wir uns nie verhetzen, sondern erhalten wir das Band des Friedens in wahrer Toleranz, in ungetrübter Loyalität und aufrichtiger Bruderliebe. So fassen wir unsere Stellung zu unsern Mitbürgern auf; ich glaube damit eure eigene Auffassung, die auch die Auffassung der Kirche ist, zum Ausdruck gebracht zu haben."

Wäre nur auch von der andern Seite stets nach diesem Grundsatze verfahren worden. Die Schwierigkeiten, die sich aus den vielen gemischten Ehen ergaben, kann man doch unmöglich den Jesuiten zur Last legen, die hierbei einfach die gesetzlichen Vorschriften ihrer Kirche befolgten, und wenn zumal früher häufige Konversionen zum katholischen Glauben vorkamen, so erklärt sich dies leicht genug aus der traurigen religiösen Verlassenheit, in welcher man den protestantischen Volksteil so lange Jahre beließ; blieb derselbe doch bis in die sechziger Jahre hinein ohne einen Prediger. Da suchten die religiös gerichteten Elemente eben einen Ersatz in der bevorzugten katholischen Gemeinschaft.

Die Hetzarbeit eines Koseritz und seiner Gesinnungsgenossen hat eine gute Frucht gehabt. Sie drängte die Patres 1872 zur Gründung eines katholischen Blattes, des „Deutschen Volksblattes", das sie fast zwanzig Jahre lang auch redigierten. Es kam 1891 an eine Aktiengesellschaft, siedelte in die Haupstadt Porto Alegre über und hat sich unter der geschickten Leitung des Herrn Hugo Metzler und eifriger Mitarbeit der Patres heute zur verbreitetsten Tageszeitung von Deutsch-Brasilien (3500 Abonnenten) und zu einem trefflichen Organ deutscher Sprache und Gesinnung in Rio Grande emporgeschwungen.

Auch sonst haben sich die Patres durch Vorträge, Errichtung von Leihbibliotheken, Postagenturen, Kolportageeinrichtungen u. dgl. um die Verbreitung guter deutscher Bücher, Schriften, Zeitschriften und Blätter große Verdienste erworben, so sehr die weiten Entfernungen, die schlechten Postverbindungen und die vielfach noch

mangelhafte Bildung der Kolonisten eine wirksame Preßpropaganda erschweren.

Die deutschen Schwestern.

Schon frühzeitig hatten sich die Patres bemüht, sich vorab zugunsten der deutschen Frauen und Mädchen in den Kolonien die Mitwirkung auch deutscher Ordensschwestern zu sichern.

Durch ihre Berufung haben sie sich einen weiteren Dankestitel bei den Deutsch-Brasilianern erworben.

Bereits 1872 erschienen, vom Missionsobern P. Feldhaus dringend eingeladen, die ersten Franziskanerinnen von Heythuizen bzw. Nonnenwerth und wurden von den Kolonisten mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Sie wirken heute über das ganze Land hin in zirka 22 Niederlassungen: Pensionaten, Pfarrschulen, Spitälern, Asylen, Waisenhäusern und zählen in ihren Erziehungsanstalten wohl über 1000 Schülerinnen. Wie sehr auch die Schwestern der deutschen Sache dienen, hat beim Kolonialkongreß in Berlin 1905 Assessor Ramelow[1] mit warmen Worten anerkannt. In Santa Cruz „werden bei den Schwestern vom Herzen Jesu[2] die Töchter des Landes erzogen. Ich wàr in Santa Cruz in einem solchen Kloster. Es befanden sich dort 250 junge Mädchen, auch viele Brasilianerinnen; aber alles spricht dort deutsch; es wurde nur deutsch gesprochen".

Ähnlich entfalten die 1900 herbeigerufenen Ermländer Katharinenschwestern hauptsächlich in den deutschen Kolonien eine vielseitige Tätigkeit und erfreuen sich der größten Beliebtheit. Sie haben sich besonders auch um den deutschen Kirchengesang verdient gemacht, dessen Zauber selbst zahlreiche Brasilianer und Italiener in die deutschen Gotteshäuser lockt.

Von besonderem Werte wurde die Zuziehung von Schwestern durch ihre caritative Tätigkeit, zumal in der Krankenpflege.

Jahrzehntelang waren die Kolonien ehedem ohne geschulte Ärzte. Hausmittel und Quacksalbertum mußten sie ersetzen.

Die Patres, von denen manche einige ärztliche Kenntnisse besaßen, halfen seit ihrer Ankunft mit ihren homöopathischen Hausapotheken und eifrige Empfehlung der Kneippschen Heilmethoden aus, jedoch nur so lange, bis allmählich, meist aus ihren Kollegien hervorgehend, wirkliche Ärzte auf dem Plane erschienen.

---

[1] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses Berlin 1906, S. 752.

[2] Es sind vielmehr deutsche Franziskanerinnen von Nonnenwerth.

Zur Zeit der Seuchen, die, wie die Pocken, mehrmals die Kolonien schrecklich heimsuchten, haben sie mit wahrem Heroismus gearbeitet, um den hilflosen, verlassenen Kranken Trost und Hilfe zu bringen.

Die Verdienste der deutschen Jesuiten um die materielle Hebung der deutschen Kolonien.

„Vieles“, so schreibt Dr. Walther Kundt in seiner Schrift „Volkswirtschaftliche Betrachtungen über Südbrasilien“[1] (S. 17), „verdankt der Bauer seiner eigenen Initiative, in den katholischen Kolonien aber auch vieles den Jesuiten. Man mag über diesen Orden im übrigen urteilen wie man will; niemand, der Südbrasilien kennt, wird leugnen dürfen, daß er sich um die Hebung des materiellen Wohlstandes im Lande durch aufopfernde Arbeit ganz außerordentlich verdient gemacht hat. Als religiöse Gemeinschaft darf der Orden natürlich in der Theorie eine verschiedene Wertung der Rassen nicht gelten lassen, aber praktisch wirken seine wirtschaftlichen Lehren, da sie nur bei den Deutschen, nicht aber bei den indolenten portugiesischen Brasilianern Verständnis finden, doch im rasseverbessernden Sinn.“

Dieses Lob hätten die deutschen Jesuiten in Brasilien sich allein schon durch ihre Verdienste um den Riograndenser Bauernverein, der durch sie vorbereitet und ins Leben gerufen wurde, verdient.

„Die Wahrnehmung“, so schrieb unter dem Titel „Der Riograndenser Bauernverein“ 1905 die Frankfurter Zeitung (27. Juli, Nr. 206) bzw. einer ihrer Korrespondenten aus Südbrasilien, „daß die Ertragsfähigkeit des Bodens besonders an den bergischen Geländen, wie solche vorwiegend im Osten von Rio Grande do Sul vorherrschen, nachließ, sowie der Umstand, daß die hauptsächlichsten Exportprodukte nach den Nordstaaten Brasiliens (Mandiokamehl, schwarze Bohnen, Schmalz) auch von anderer Seite eingeführt wurden, zwang die riograndenser deutschen Bauern zu einem andern Wirtschaftssystem und zur Einführung neuer lohnender Kulturen, und führte an verschiedenen Orten zur Gründung von landwirtschaftlichen Lokalvereinen. Diese einigten sich vor fünf Jahren zum ‚Riograndenser Bauernverein‘. Bei Beginn seiner Tätigkeit zählte der Verein kaum 100 Mitglieder, auf der diesjährigen Generalversammlung im März waren schon über 2000 deutsche Bauern vertreten. Aufgabe des Vereins ist die Hebung des bäuerlichen Wohlstandes durch Einführung geeigneter Kulturen, Gründung von Produktions-, Ein- und Verkaufsgenossenschaften, Spar- und Darlehenskassen und Rechtsschutz! Seit zwei Jahren werden auf Veranlassung des Zentralvorstandes an verschiedenen Orten des Staates

[1] Druck und Verlagsanstalt Borussia, Berlin SW 11.

Rio Grande do Sul periodisch Kram- und Viehmärkte mit günstigem Resultate abgehalten. Von Gegnern des Riograndenser Bauernvereins wird der Leitung desselben eine Tendenz unterschoben. Diese ist nicht vorhanden. Der Vorstand des Vereins besteht aus vier Protestanten und zwei Katholiken. Tatsache ist allerdings, daß der deutsch-katholische Klerus (soll heißen Jesuiten, denn nur diese kommen hier in Frage) in Rio Grande do Sul sich nicht allein mit der Förderung deutscher Schul- und Kirchenangelegenheiten, sondern auch mit der Hebung der wirtschaftlichen Lage des deutschen Bauernstandes tatkräftiger beschäftigt als der protestantische. Der protestantische Pfarrer in Südbrasilien, welcher häufig genug mit seiner Familie selbst in bedrängten Verhältnissen lebt, wird kaum Muße finden, an politische Fragen heranzutreten, denn die Mehrzahl dieser Pastoren muß, um standesgemäß leben zu können, neben dem Pfarramt auch noch das Lehramt ausüben."

„Der Riograndenser Bauernverein", so lesen wir in einem Aufsatz „Über das Siedlungsgebiet in Rio Grande do Sul" in der Zeitschrift: „Aus fernen Landen" (Süsserott in Berlin), „ist eine Schöpfung der deutschen Jesuiten, deren rastloser Tätigkeit die Blüte der jungen und verdienten Vereinigung zu danken ist."

„Auch in der Tätigkeit des Bauernvereins", lobte auf dem Berliner Kolonialkongreß 1905 Dr. Hans Meyer-Leipzig, „treten die katholischen Geistlichen (soll heißen: deutsche Jesuiten) rühmlich hervor; sie sind die eigentliche Seele dieser wirtschaftlichen Bewegung."[1]

Bei diesen Verhandlungen wurden überhaupt die Verdienste der Jesuiten in Rio Grande sehr warm anerkannt, aber es ist bezeichnend, daß kaum einer der Redner dabei wagte, den Namen Jesuit zu nennen.

„Auch ich bestätige", fügte Dr. Lacmann, Kolmar i. Els., hinzu, „die bedeutsame kulturelle Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit in Südbrasilien. Sie besteht nicht nur im Gebiete der deutschen Kolonien, sondern auch im wilden Kamplande."[2]

Ausführlich ergeht sich derselbe Dr. Lacmann über die Tätigkeit des Vereins an anderer Stelle.

„Wenn sich ein wirtschaftlicher Aufschwung der deutschen Kolonien von Rio Grande", so schreibt er in einem Aufsatze: „Deutsches Leben in Südamerika", „allmählich mit Macht vorzubereiten scheint, so ist wohl der wichtigste Faktor hierfür die Tätigkeit des in neuerer Zeit entstandenen Riograndenser Bauernvereins. Dieser Verein wurde im Jahre 1900 auf einem Katho-

[1] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905, S. 752.
[2] Ebd. S. 753.

likentage ins Leben gerufen. Seine Gründung geschah auf Betreiben der Jesuiten, denen man überhaupt, mag man sonst über ihr Wirken denken wie man will, das lassen muß, daß sie ein nicht zu unterschätzendes, vorwärtstreibendes Element in dem wirtschaftlichen Leben des Landes darstellen.

„Heute ist der Bauernverein über das ganze Gebiet der deutschen Kolonien verbreitet. Er besteht aus einer Reihe von Distriktsvereinen, die ihrerseits wieder in Pikadenvereine zerfallen. Die Zwecke des Bauernvereins sind, wie die Satzungen aussprechen: der bisherigen Mißwirtschaft in der Landwirtschaft entgegenzutreten, einen tüchtigen, kräftigen Bauernstand heranzubilden und sich an allen Unternehmungen nach Kräften zu beteiligen, welche zur Beförderung der einheimischen Produktion dienen. Eine überaus wichtige Aufgabe, die sich der Verein zur Erreichung dieser Ziele gesetzt hat, ist die Belehrung der Kolonisten. Ihr dienen von Zeit zu Zeit abgehaltene Wanderversammlungen, in denen die Mitglieder einander die Ergebnisse ihrer Erfahrungen oder Nachforschungen mitteilen.

„Ferner besteht ein Vereinsorgan, der in Bom Jardim[1] im Munizip San Leopoldo erscheinende ‚Bauernfreund', dessen Abhandlungen ebenfalls ein wichtiges Moment für die Belehrung des Bauernstandes darstellen. Weiter enthält das Programm des Bauernvereins gegenseitige Unterstützung der Kolonisten durch Spar- und Darlehenskassen, Versicherungskassen, durch Beschaffung landwirtschaftlicher Hilfsmittel, durch Samenaustausch, durch Gründung von Samenzüchtereien und Versuchsstationen und Anschaffung von Zuchttieren, Verbesserung des Handels- und Transport- sowie des Kolonisationswesens und Rechtsschutz für die Mitglieder.

„Eine vom Bauernverein neu geschaffene Einrichtung sind ferner die von Zeit zu Zeit stattfindenden Vieh- und Produktenmärkte, wie sie beispielsweise vor kurzem in Lageado[2] und Campo do Meio stattgefunden haben und in Lageado künftig regelmäßig abgehalten werden sollen.

„Ein Hauptwerk des Riograndenser Bauernvereins ist endlich die gegenwärtig vor sich gehende Kolonisation vom Serro Azul und Serro Pellado im Uruguay-Gebiet.“[3]

Aber lange vor Gründung des Vereins hatten die Patres unablässig darauf hingearbeitet, die zäh an ihren vielfach veralteten

[1] Jesuitenstation. [2] Deutsche Jesuitenstation.
[3] Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 37, S. 292.

Methoden und Gewohnheiten festhaltenden Bauern auf den Weg eines rationellen landwirtschaftlichen Betriebes zu drängen.

Mehrere Patres studierten eifrig all diese Fragen, stellten ihre Kenntnisse in den Dienst der guten Sache und waren in der Presse, in Vereinsvorträgen, auf Wandertouren unablässig dafür tätig. Die beste Gelegenheit, auch in diesem Sinne anregend und belehrend zu wirken, boten die jährlichen Katholikenversammlungen, wo man die Vertreter der verschiedenen Pikaden beisammen hatte.

Gleich auf der zweiten Versammlung wurde unter anderem die Düngerfrage, das Kapitel des Fruchtwechsels, die Einführung neuer Kulturen, Futterpflanzung, Waldschonung und eine rationelle Bienenzucht behandelt.

Auf der dritten Versammlung kamen andere wichtige Fragen auf die Tagesordnung: „Wie können wir einen besseren Absatz für unsere Landesprodukte erzielen?" „Die Vernichtung der Ameisen."[1] „Wie können wir uns in wirtschaftlicher Beziehung vom Auslande unabhängig machen?" und ähnliches.

Die meisten Reden wurden von Jesuiten gehalten.

Besonders fruchtbar in dieser Hinsicht war auch der sechste Katholikentag in Bom Prinzipio, Mai 1908, wie einige Auszüge aus dem Berichte zeigen werden:

„Der populäre ‚Vater des Bauernvereins' P. Amstad hielt wieder eine seiner volkstümlichen Reden über das Genossenschaftswesen und legte dessen Wesen, Nutzen und Gefahren dar. Redner erklärt es im allgemeinen Interesse als nötig, die Produkte mehr zu sortieren, zeigt den Nutzen des gemeinsamen Vorgehens, aber auch die Gefahren, wenn der christliche Boden nicht mehr, wie beispielsweise bei den Trusts, die Grundlage bildet.

„Bei der anschließenden Diskussion ergriff der Missionsobere P. v. Laßberg das Wort, um zu energischem Vorgehen, aber besonders auch zu großer Vorsicht und Besonnenheit zu raten. . . .

„Die erste Rede des zweiten Tages war dem unermüdlichen P. v. Laßberg zugefallen, der die Erhaltung der alten und die Anlegung

[1] Ein schlimmer Feind der Kolonien ist auch die Heuschreckenplage. Da hat nun der Professor der Naturwissenschaften am Jesuitengymnasium N. S. da Conceição in S. Leopoldo, Rev. P. J. Rick S. J., eine Reihe von Versuchen mit der Impfung von Heuschrecken gemacht, die recht interessante Resultate ergaben und möglicherweise für die Vernichtung der Heuschrecken von großer Bedeutung sind. Der Bericht über die von P. Rick angestellten Experimente ist dem Staatspräsidenten zugegangen und sollen weitere Versuche in größerem Maßstabe gemacht werden. Der Chef der „Defeza Agricola", Direktor Paldaof, und die staatlichen Wanderlehrer werden sich zu diesem Zwecke nach S. Leopoldo begeben (Deutsches Volksblatt [Porto Alegre] 31. Okt. 1906).

neuer Kolonien in gewohnter meisterhafter Ausführung behandelte. Redner zeigt, daß die Kolonien zugrunde gehen, wenn sie zugrunde gerichtet werden, daß aber in Europa und Asien dasselbe Land schon seit Jahrtausenden seine Bewohner ernährt, mithin auch hier besser erhalten werden könne. Er wies darauf hin, daß hier notwendig kleine Industrien begonnen werden müßten, um einen lohnenden Erwerb zu ermöglichen. Manche Kolonien seien auf dem Wege zur Verarmung durch Festhalten an veralteten Methoden und Mangel an richtiger Sparsamkeit. P. v. Laßberg betonte die Notwendigkeit der Buchführung, durch welche viele Ausgaben vermieden werden würden, und warnte vor unvernünftigen Spekulationen und Praktiken von zweifelhafter Ehrlichkeit. Er empfahl dringend: a) größere Bildung (d. h. Fortbildungsschulen), um die Schäden besser zu erkennen und die Heilmittel mit größerer Aussicht auf Erfolg anwenden zu können; b) reelles Vorangehen und Barzahlung. Letzteres würde veranlassen, daß man nur kaufte, wozu man das Geld in der Tasche habe; c) einmütiges Vorgehen.

„Betreffs Anlegung neuer Kolonien zeigt Redner, daß alles planlose Auswandern gewöhnlich nur zum materiellen und geistigen Schaden gereiche. Die Nationalitäten und Konfessionen sollten möglichst auseinandergehalten werden. Die Kolonien erforderten als Vorbedingungen guter Verwaltung auch auf die Dauer fruchtbares Land, günstige Bodengestaltung, gute Einteilung, sichere Titel, womöglich Anschluß an schon bestehende Kolonien oder doch Aussicht dazu, begründete Hoffnung auf gute Handelsentwicklung und nie erschlaffenden Fleiß.

„In der der Rede folgenden Diskussion wies P. Amstad nach, daß in der Schweiz ähnliche Bodenverhältnisse herrschten, daß man dort aber noch zeitig genug zur Industrie gegriffen habe, und daß gerade dort die Landwirtschaft am besten gedeiht, wo auch die Industrie vertreten sei. Er verlangte, daß man mit dem Kopfe, nicht mit der Hand allein arbeiten solle.

„P. Gasper empfahl, die Geschäftslage des Marktes mehr zu studieren, und betonte ebenfalls die Notwendigkeit der Fortbildungsschulen. Herr Grimm wies auf dasselbe hin und erzählte lehrreiche Beispiele vom Eifer, der in dieser Beziehung in Deutschland herrschte. P. Gasper lobt die Winterschneißer, die die Bildung bereits zweier Fortbildungsschulen ermöglicht hatten.

„In der Nachmittagsitzung sprach P. Gasper über Begriff und Notwendigkeit eines Volksbureaus und Caritaskomitees. Ersteres sollte beitragen zur Schlichtung von Streitigkeiten, Auskunft in Gerichtssachen usw., letzteres sollte über die Mittel zur Besserung beraten. Es möchte so einmal nachgeforscht werden über folgende Punkte: Krankheiten, Krankenpflege, ob Spitäler vorhanden, Waisen- und Altersversorgungsanstalten, Löhne, anbaufähiges Land usw."

Von weitgehender Bedeutung für die Wohlfahrt der Kolonien war unter anderem die Waldfrage. Es waren namentlich die PP. Gasper und Max von Laßberg, die hier bahnbrechend eingriffen und gegen

den rücksichtslos betriebenen Raubbau ankämpften. Die Regierung selbst hatte bis 1900 in dieser Sache nichts getan. P. Gasper benutzte die Gelegenheit, um die Bauern aufzuklären, und gab durch Anlegung einer kleinen Waldkultur den Anlaß und das Beispiel einer frischen Aufforstung. Die großzügige, ausgezeichnete Rede, die P. von Laßberg auf dem Kongreß für Ackerbau und Viehzucht in Pelotas (12. Oktober 1908) hielt, wurde in drei Sprachen gedruckt und überallhin verbreitet. Von neuem behandelte er das wichtige Thema auf der neunten Generalversammlung des Riograndenser Bauernvereins zu Taquara, 2. Mai 1909 [1].

In der Diskussion über den Vortrag machte P. Amstad einen recht erwägenswerten Vorschlag. In den alten Kolonien, so meinte er, befinde sich hinter den Häusern gewöhnlich ein aufsteigendes Terrain, das schon lange ausgepflanzt sei, weil es zuerst als Roça gedient habe. Dieses Land sei der richtige Fleck zum Anpflanzen eines Waldes. Wenn die Leute zu einer Gemeinde zusammengehen, dann steht in den alten Kolonien bald ein Waldstreifen von 100 bis 150 Brassen Breite am halben Berg, der für spätere Zeiten genügend Brenn- und Bauholz abwirft. Wenn die Leute aber nicht in dieser Weise vorgehen wollten, so könnte auch ein gewisser Zwang vom Staat aus angebracht sein. Nach 15 Jahren zahlt der Wald schon die Arbeit (durch Brennholz) und nach 30 Jahren wirft er schon Prozente ab, nach 50 Jahren aber stellt er ein so großes Vermögen dar, daß die 150 Brassen Wald gerade so viel wert wären, wie die 800 übrigen Brassen.

P. Max von Laßberg war es auch, der den oft schon beregten Plan, das Gebiet der ehemaligen sogenannten sieben Reduktionen im Westen Rio Grandes zu erschließen, wieder aufnahm und eifrig betrieb, um dort ein neues, vielversprechendes Siedlungsgebiet zu gewinnen. Er machte 1902 im Auftrag des Bauernvereins mit einer Kommission desselben eine eigene Inspektionsreise und führte später persönlich den ersten Trupp deutscher Kolonisten dahin ab.

„Der Riograndenser Bauernverein“ [2], so äußert sich über das Unternehmen eine protestantische Stimme, „will den Überschuß der alten deutschen Kolonien in dem erworbenen Gebiete auf dem Boden der wichtigen blühenden Jesuitenmissionen ansiedeln. Der Plan ist ein Lieblingsgedanke einzelner Jesuiten, und für sie muß es auch etwas Begeisterndes und Anziehendes sein, die alten Reduktionen

[1] Vgl. Deutsches Volksblatt (Porto Alegre) Nr. 21, 26. Mai 1909. [2] Ebd.

des Ordens, die durch die kurzsichtige Politik der iberischen Mächte in Verfall gerieten, zu neuer Blüte zu bringen. Es ist jedenfalls nur mit Freuden zu begrüßen, daß auf dem alten Kulturboden deutsche Arbeit Neues schaffen wird." [1]

Ganz ungewöhnliche Verdienste um die wirtschaftliche Hebung der deutschen Kolonie hat sich vor allem der öfters schon genannte P. Theodor Amstad S. J. erworben. Seine Rede auf der dritten Katholikenversammlung: „Wie machen wir uns in wirtschaftlicher Hinsicht vom Auslande abhängig?" gab den Anstoß zur Gründung des Bauernvereins, dessen Seele und Generalissimus P. Amstad die folgenden Jahre hindurch blieb. Der kleine Mann hat den Kopf voll fruchtbarer, praktischer Ideen und weiß sie in packender, populärer Weise an den Mann zu bringen.

Seine Reden, wie die auf der zweiten Generalversammlung des katholischen Lehrervereins gehaltene über: „Die Schule im Dienste der Landwirtschaft", seine Vorträge der siebten und achten Generalversammlung des Bauernvereins: über die Gründung einer von ihm geplanten Grundkreditgenossenschaft und die prächtige Philippika über „Der Schaden des Borgsystems", einem der Krebsübel der Kolonistenwirtschaft, sind wahre Muster volkstümlicher Beredsamkeit.

Als Probe stehe hier der auf der zweiten Plenarversammlung des katholischen Lehrervereins gehaltene Vortrag über die Schule im Dienste der Landwirtschaft:

„Die Veranstalter der heutigen Versammlung haben schon vor einigen Monaten an mich das Ansuchen gestellt, auch heute etwas vorzutragen über den Gegenstand: ‚Die Schule im Dienste der Landwirtschaft.'

„. . . Was ich Ihnen, geehrte Versammlung, zu sagen habe, kann ich in die zwei Worte zusammenfassen: Erstens: wie dient die Schule überhaupt der Landwirtschaft? und zweitens: wie kann unsere Kolonieschule noch in besonderer Weise der Landwirtschaft dienen, eine Art landwirschaftliche Schule werden? — Also:

„Erstens, wie dient die Schule überhaupt der Landwirtschaft? Zweck der Schule ist es, die geistigen Fähigkeiten des Kindes zu entwickeln, vor allem das Kind vernünftig denken und dadurch vernünftig mit Überlegung handeln zu lehren. Darum pflegte einer meiner früheren Lehrer, den ich zu meiner Freude hier anwesend sehe und der also die Richtigkeit meiner Worte bestätigen kann, uns oft zuzurufen: ‚Jungens,

[1] „Über das Siedlungsgebiet in Rio Grande" in der bereits zitierten Berliner Zeitschrift „Aus fernen Landen".

ihr seid denkfaul!' und damit hatte er recht. In einer Schule, in welcher nicht gedacht, nicht das vernünftige Denken gelehrt und gelernt wird, eine solche Schule erfüllt ihren Zweck nicht. Ich nehme nun an, jede gute Schule wird das Kind zum vernünftigen Denken und Überlegen anleiten. Und mit der Erfüllung dieses ihres Hauptzweckes leistet sie einen großen, ja den größten Dienst der Landwirtschaft. — Der Kolonist, der Bauer, soll ja kein Arbeitstier, keine Arbeitsmaschine sein. Wenn auch die meisten Arbeiten des Kolonisten in körperlichen Tätigkeiten bestehen, so sollen doch dieselben durch den Verstand, durch die vernünftige Überzeugung geleitet werden; jeder Arbeit des Kolonisten soll man das Beiwort ‚vernünftig' geben können. Ist ja doch gerade der Bauer, der Kolonist, derjenige, der des Amtes eines Königs der Schöpfung waltet, indem er die blinden Naturkräfte und die unvernünftigen Tiere sich dienstbar macht durch sein von der Vernunft geleitetes, zielbewußtes Handeln. Wenn daher von jeher ein seinen Verhältnissen entsprechend gut gebildeter Bauer — merkt wohl, ich sage nicht ein sogenannter ‚gelehrter' Bauer, die stellen oft die Sache auf den Kopf, indem sie alles nach Büchern machen wollen —, nein, ich sage ein seinen Verhältnissen entsprechend gut ausgebildeter Bauer, ein Kolonist, der in seiner Jugend in der Schule denken, richtig überlegen gelernt hat, leichter vorankam, sich besser zu helfen wußte: — dann ist das in der jetzigen Zeit noch viel mehr der Fall. Wir sind im Zeitalter des Fortschrittes, der Erfindungen, auch in der Landwirtschaft; und ein Landwirt, der heute nicht mit der Zeit Schritt hält, der bleibt eben zurück. Es ist noch nicht lange her, da sagte mir ein Kolonist, der sich auch jetzt in den schlechten Zeiten noch recht gut steht: ‚Sehen Sie, Herr Pater, manche von meinen Nachbarn haben ebenso gutes Land wie ich, sie arbeiten noch viel mehr als ich, gönnen sich kaum am Sonntag Ruhe, und sie kommen doch zu nichts. Warum? sie haben keinen Plan und keine Überlegung bei ihren Arbeiten.' Der Mann hat recht: nicht mit der Hand allein, auch mit dem Kopf muß der Kolonist arbeiten.

„Also die Schule bloß betrachtet als ‚Exerzierplatz des Denkens' zeigt schon, von welcher Wichtigkeit dieselbe für die Landwirtschaft ist. Allein wir können auch die einzelnen Schulfächer der Elementarschule: Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion, nehmen und werden sehen, daß ein guter Unterricht in denselben ebensoviele Hilfsmittel für den Kolonisten, für den Bauer, in seinem Berufe als Landwirt sind. Da ist zuerst das Lesen. Oben habe ich gesagt, auch der Kolonist muß mit der Zeit Schritt halten, er muß also wissen, was in der Landwirtschaft vorgeht. Wie soll er's aber wissen, wenn er nicht liest, und zwar mit Vernunft und Verständnis liest? Nun habe ich schon oft zugehört, wie nicht etwa Kinder, sondern alte, erwachsene Kolonisten gelesen, Zeitung gelesen haben. Das ganze Lesen war kaum mehr als ein Buchstabieren; bei solchem Lesen ist es aber unmöglich, den Zusammenhang des Gelesenen zu haben, den Inhalt zu verstehen. Also, damit eure Kinder, ihr Kolonisten, später aus dem Gelesenen Nutzen ziehen, ja überhaupt später noch lesen können und lesen mögen und sich so mit dem Stande, den Fortschritten der Landwirtschaft unterrichten und selber in der Landwirtschaft Fortschritt machen können,

müßt ihr sie so lange in die Schule schicken, bis sie gut und mit Verständnis lesen können, und dazu sind vier Jahre Schulzeit gewiß nicht zu viel.

„Schreiben ist das zweite Fach der Elementarschule. ‚Aber,‘ fragt ihr mich, ‚was hat das Schreiben mit der Landwirtschaft zu tun, der hiesige Kolonist muß die Hacke führen, nicht die Feder.‘ Langsam, mein Freund, gewiß muß der Kolonist viel und die meiste Zeit mit der Hacke hantieren, aber auch zuweilen mit der Feder. Wie nützlich, ja wie notwendig ist es nicht für den Kolonisten, daß er Buch führt, Ausgaben und Einnahmen notiert! Vor wieviel Schaden wäre so mancher Kolonist schon bewahrt geblieben, wie viele Streitigkeiten oder Prozesse wären vermieden worden, wie mancher Bankerott wäre unterblieben, wenn bei den Kolonisten immer Buch geführt würde! Und bei dem sogenannten ‚Papieremachen‘ wie notwendig wäre es, daß Käufer und Verkäufer zuerst selber genau aufschrieben, um was es sich handelt, damit nicht Irrtümer und Ungenauigkeiten in die Papiere hereinkommen. Noch dieser Tage erfuhr ich einen Fall, wo ein kleines Stück Land zweimal aus den Kaufpapieren fortblieb, weil eben die Angaben über das zu verkaufende Land nicht schriftlich, sondern nur mündlich gemacht wurden. Nun sind aber unter den hiesigen Kolonisten nur ganz wenige so des Schreibens mächtig, daß sie geordnet ihre Bücher führen oder ein anderes notwendiges Schriftstück auch nur in ihrer deutschen Muttersprache richtig aufsetzen können. Wenn nun die alten Kolonisten diesen Mangel selber fühlen, dann müssen sie sich auch Mühe geben, demselben wenigstens für ihre Kinder abzuhelfen, indem sie kein Opfer scheuen, denselben eine gute Schulbildung zuteil werden zu lassen.

„Noch wichtiger als Schreiben und Lesen ist für den Kolonisten das Rechnen. Wie mancher junge Anfänger sitzt jetzt über Kopf und Hals in Schulden, weil er beim Landkauf nicht gerechnet hat; nicht gerechnet hat, wieviel die hohen Prozente ihm alle Jahre von seinen Ersparnissen verschlingen; nicht gerechnet, wieviel ihm überhaupt das Land bei gewöhnlichen Produktenpreisen einbringen kann. Wie mancher Geschäftsmann auf der Kolonie hat sich und andere um Hab und Gut gebracht, weil er nicht rechnen konnte und daher Jahre lang meinte, er arbeite vorwärts, während es rückwärts ging. Da kommt mir gerade ein Erlebnis aus meiner frühesten Jugend in den Sinn, welches recht gut hierher paßt, um zu zeigen, wie wichtig für einen Bauer das Rechnen ist. Ich mochte etwa zehn Jahre alt sein, da wurde in der Nähe unserer Ortschaft eine Waldung abgeholzt. Ein guter Bekannter meines Vaters kaufte den abgeholzten Waldgrund für eine anscheinend nicht große Summe. Das Waldstück war ein steiler Bergabhang und konnte daher auch nur wieder zur Waldpflanzung verwendet werden. Die meisten Leute meinten, der Mann habe einen vorteilhaften Kauf gemacht, mein Vater aber war anderer Meinung. Er setzte sich hin und berechnete, wie teuer der Wald mit Zinsen und Zinseszinsen zu stehen komme, bis er nach achtzig Jahren wieder geschlagen und so die jetzt ausgegebene Kaufsumme wieder flüssig gemacht werden könne. Die Berechnung ergab eine so hohe Summe, daß der neue Besitzer dieselbe wohl nie mehr aus dem Wald beziehen wird. Schaut, hätte der Käufer zuerst gerechnet und dann gekauft, dann hätte er nie so teuer gekauft.

„Doch gehen wir weiter. Ein viertes Fach der Elementarschule ist die Religion. Wird da mancher meiner Zuhörer denken: Was soll Religion, Katechismus mit der Landwirtschaft zu tun haben? Und doch, geehrte Versammlung, auch dieses Hauptfach der Elementarschule hat Einfluß, großen Einfluß auf die Landwirtschaft. Zeigen wir das an einem ganz naheliegenden Beispiele: Bereits drei bis vier Jahre hat die Trockenheit die schönsten Hoffnungen des Landmanns zerstört. Ein Kolonist, der in seiner Jugend in der Schule nicht die wahren christlichen Grundsätze in sein Herz aufgenommen, der daher gewohnt ist, alles nur vom rein irdischen Standpunkte aufzufassen, der wird verzagen, der wird murren, daß so viel seiner Arbeit und Mühe verloren, kurz, er wird mit seinem Stande unzufrieden, unglücklich werden. Dagegen ein Kolonist, der von Kindheit an gelernt hat, seinen Blick auf Höheres zu richten, wird in solchen Heimsuchungen den Willen Gottes verehren, sich demütig unter denselben beugen; die Familie des Gottessohnes zu Nazareth mit dem Leben voll Arbeit und Entbehrungen ist für ihn das Trostbuch, in welchem er gleichsam täglich liest: Wenn diese Familie, welche Gott am liebsten und teuersten war, es so hart hier auf Erden hatte, warum solltest du es besser haben? Seht, geehrte Versammelte, auch der Religionsunterricht, auch der Katechismus, den wir in der Schule lernen, dient der Landwirtschaft und bestätigt das Wort des Apostels: ‚Die Frömmigkeit ist zu allem nützlich.‘

„Bisher haben wir nur den ersten Punkt gesehen: Wie dient die Schule überhaupt der Landwirtschaft. Es erübrigte nun die Ausführung des zweiten Punktes: Wie kann unsere Kolonieschule noch in besonderer Weise der Landwirtschaft dienen, eine Art landwirtschaftliche Schule werden? Da ich nach meiner üblen Gewohnheit im ersten Punkte schon allzu lang geworden bin, so will ich suchen, mich im zweiten kürzer zu fassen. — Offenbar muß jede Schule sich nach den Verhältnissen der Schüler richten; anders muß eine Stadtschule eingerichtet sein als eine Landschule, anders eine Schule, in welcher meistens Kinder von Handwerkern und Arbeitern, anders wieder eine Schule, welche vorherrschend von Kindern von Bauern, von Kolonisten, besucht ist. Und da möchte ich sagen, unsere Kolonieschulen müssen sich noch mehr den Verhältnissen anbequemen. Es ist nicht genug, daß man in den Kolonieschulen das Lesen, Schreiben und Rechnen lernt. Man soll z. B. beim Lesen besonders darauf sehen, daß wenigstens ein großer Teil des Gelesenen von dem genommen ist, was dem Kolonistenkinde schon bekannt, wenn ich so sagen darf, aus seinem Gesichtskreise genommen ist. Und dafür haben wir eigentlich, wie mir alle einsichtigen Lehrer beistimmen werden, noch kein geeignetes Lesebuch. Der ‚Bieri‘ ist mehr für die Stadtschule und das kleine grüne Lesebuch mit seinen erbaulichen Geschichten mehr für die Kleinkinderschule. Für die beiden oberen Klassen der Kolonieschule fehlt uns aber noch das richtige Lesebuch für die hiesigen Verhältnisse.

„Noch mehr als vom Lesen gilt vom Rechnen die Notwendigkeit, sich dabei nach den praktischen Bedürfnissen zu richten. Ich erinnere mich noch recht gut, wie wir in der Schule den Kubikinhalt der sogenannten Heustöcke ausrechnen mußten. Es waren das oft ganz heikle Rechnungen, wir machten

aber diese Rechnungen gern, weil es bei jedem Schweizerbauern oft vorkam, daß er Heu entweder kaufte oder verkaufte, und zwar geschah das fast immer nicht nach Gewicht, sondern nach Kubikklafter. Hier wäre nun eine solche Rechnung unpraktisch, weil solche Heurechnungen im Kolonistenleben gar nicht vorkommen. Dagegen wäre Berechnung vom Quadratinhalt des Landes, Berechnung von Auslagen für Steinmauern und ähnliches unsern Kolonieverhältnissen ganz angepaßt. Eine Rechnungsaufgabe, die sich über das ganze Jahr erstrecken und alle Rechnungsformen enthalten könnte, wäre die Führung einer Jahresrechnung, indem z. B. der Lehrer alle Samstage als Hausaufgabe die Einnahmen und Ausgaben einer Familie zu berechnen und in ein eigenes Rechnungsbüchlein aufzuschreiben gäbe.

„Ich käme jetzt auf meinen Lieblingsgegenstand, auf die Geographie, und wie ich dieselbe zum Nutzen und Frommen der Landwirtschaft in den Kolonieschulen betrieben wünschte. Doch das würde mich jetzt zu weit führen; vielleicht bietet sich anderwärts bei den Verhandlungen Gelegenheit, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

„Das hier Angeführte sollen nur einige Beispiele sein, um darzutun, wie nach meinem unmaßgebenden Dafürhalten die Kolonieschule sich mehr und mehr ihres Namens würdig machen müßte und so im vollen Sinne eine mächtige Stütze der Landwirtschaft werde.

„Aber auch damit dürfen wir den Dienst, den die Kolonieschule der Landwirtschaft leistet, noch keineswegs ganz erfüllt glauben. Nein, die Kolonieschule muß in sogenannten Sonntagsschulen und noch mehr in den da und dort bestehenden Fortbildungsschulen den Keim legen zu eigentlichen landwirtschaftlichen Schulen.

„Man hört oft sagen: ‚Mit den Sonntagsschulen will's auf der Kolonie gar nicht gehen.' Ich gebe zu, der allzugroße Freiheitsdrang und die Vergnügungssucht der hiesigen Jugend und vielleicht noch mehr die Schwäche der Eltern, die vielfach ihren der Schule entlassenen Buben kaum noch etwas zu befehlen wagen, sind große Schwierigkeiten, welche sich der Gründung der Sonntagsschulen entgegenstellen. Darum würde ich vorderhand raten, das Ding gar nicht Sonntagsschule zu nennen, sondern einige Eltern, bei denen man auf Interesse rechnen kann, zu ersuchen, etwa jeden andern Sonntag ihre größeren Buben zum Lehrer zu schicken, damit er ihnen manches Nützliche zeige. Bei diesen Zusammenkünften könnte man alsdann das eine Mal Baumpflanzung und Baumveredlung behandeln, ein anderes Mal wieder könnte man in primitiver Weise Landmessungen vornehmen und dabei die Grundsätze der Feldmesserei zeigen. Das gäbe dann Anlaß sowohl zur Berechnung als zur Aufzeichnung des gemessenen Landstückes. Auf diese Weise würde man die der Schule entlassenen Jungen nach und nach zusammenbringen und eine Sonntagsschule zustande bekommen, wenn sie auch nicht den Namen führte.

„Mehr möchte ich aber von den Fortbildungsschulen verlangen. Wenigstens ein Nachmittag in der Woche sollte in diesen Schulen nach meiner Ansicht ausschließlich den praktischen Übungen der Landwirtschaft gewidmet sein. Bei Gelegenheit dieser praktischen Übungen könnten dann auch einige theoretische Erklärungen gegeben werden. Desgleichen müßte

in diesen Fortbildungsschulen die Tier- und Pflanzenkunde behandelt werden und ähnliches, was zur Landwirtschaft gehört. Auch eine Musterlandwirtschaft mit Baumschule und Samenzüchterei müßte in der Nähe jeder Fortbildungsschule sein. — Glaubt mir, ihr Herren Schulmeister, wenn die Bauern sehen, daß aus euern Schulen manches fürs praktische Leben herauskommt, dann rücken sie auch lieber mit dem höheren Schülerlohn heraus. Der Bauer ist eben ein praktischer Mann, er will immer einen ‚klingenden' Erfolg sehen. — So viel über die Schule im Dienste der Landwirtschaft.

„Zum Schlusse sei mir noch erlaubt, ein Wort hinzuzufügen über den Lehrer im Dienste der Landwirtschaft. Da die allermeisten Kolonielehrer zugleich auch Kolonisten sind, also Landwirtschaft treiben, so meine ich, gerade ihr Herren Schulmeister müßtet eigentlich den andern Kolonisten mit gutem Beispiel vorangehen, ihr solltet, wie ihr in und durch die Schule die Lehrer der Kinder seid, so auch durch die Musterart eures landwirtschaftlichen Betriebs die Lehrer der Väter werden. Des Lehrers Plantage sollte eine Musterplantage, des Lehrers Viehstand ein Musterviehstand sein. Der Lehrer sollte Bienenvater in der Pikade, der Samen- und Baumzüchter für die Umgegend sein. Ein derartiger Musterbetrieb der Landwirtschaft würde auch eine mehr passende Art der Beschäftigung für den Lehrer sein als das sonst hier übliche ‚Bohnenernten' und ‚Schweinefettmachen' der Kolonisten. — Freilich müßten auch die Kolonisten durch Bezug von Saatfrüchten und Pflanzbäumchen dafür sorgen, daß solche Musterwirtschaften auch einen lohnenden Ertrag brächten und so eine Nebeneinnahme für den Kolonielehrer bildeten.

„Geehrte Versammlung! Ich schließe meine Darlegung über die Schule im Dienste der Landwirtschaft mit dem Wunsche, es möchten Lehrer wie Kolonisten die Wichtigkeit dieses Gegenstandes immer mehr erkennen und es die Überzeugung aller werden, daß Schule und Landwirtschaft gerade hier in der Kolonie aufeinander angewiesen sind. Indem ihr, Kolonisten, euch bemüht, die Absichten der Lehrer und Geistlichen für die Hebung der Schule zu unterstützen, arbeitet ihr nicht nur an der Hebung eures Standes und an der Vervollkommnung eures Berufes, der ja die Landwirtschaft ist. — Und ihr, Herren Lehrer, indem auch ihr Sorge tragt, das Schulwesen den Bedürfnissen der Kolonie anzupassen, werdet dadurch die Schule erst recht zu dem machen, was sie sein soll, zu dem wichtigsten Hilfsmittel für die geistige und materielle Hebung des Volkes. Streben wir daher vereint, Hand in Hand, Lehrer und Kolonisten, an der Vervollkommnung unserer Schulen, und darum schließe ich mit meinem Lieblingsspruche: ‚Viribus unitis — mit vereinten Kräften.'"

Noch wäre hier vieles im einzelnen nachzutragen und unter anderem der Nachweis zu führen, daß wenn seit Jahrzehnten Deutschland an den deutschen Kolonien Rio Grandes einen ausgezeichneten Abnehmer seiner Industrieprodukte gefunden hat und z. B. fast der Gesamtbedarf an landwirtschaftlichen Maschinen und Instrumenten von der alten Heimat her gedeckt wird, die deutschen Jesuiten einen

ganz hervorragenden Anteil daran haben. Alle ehrlichen Reisenden und Forscher haben denn auch, wie wir oben sahen, ihre großen Verdienste unumwunden anerkannt.

„Sehr erfolgreich“, so faßt Assessor Ramelow-Berlin seinen Eindruck zusammen, „arbeitet für das Deutschtum die katholische Kirche. Ich habe eine unbedingte Hochachtung vor der katholischen Geistlichkeit in Rio Grande do Sul.“[1]

Patriotismus und „alldeutsche“ Träume.

Wer die obigen Ausführungen auch nur einigermaßen vorurteilsfrei liest, der wird den wackern Schwarzröcken im brasilianischen Waldgebirge echten, warmen Patriotismus unmöglich absprechen können, ein Patriotismus, der ohne viel Hurrarufen in stiller, opferwilliger Arbeit für Deutsche und Deutschtum sich müht.

Es dürfte sich aber empfehlen, einige weitere Momente, die ihr Wirken im vaterländischen Sinne zeigen, noch besonders hervorzuheben. Hierher gehört an erster Stelle die Weckung deutscher Sympathien unter den Brasilianern.

An und für sich erfreut sich der Deutsche gerade in Südbrasilien keineswegs eines besondern Wohlwollens unter der brasilianischen Bevölkerung. Der Grund liegt teils in der großen Rassenverschiedenheit, vielleicht auch in der derberen Art des germanischen Wesens und zumal dem wenig empfehlenden Auftreten so mancher „verbrasilianierter“ Deutschen, teils auch in der starken neiderregenden Geschäftskonkurrenz, in der geradezu allbeherrschenden Stellung, die deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer sich errungen hat.

Dazu kommt die systematische Verhetzung gegen Deutschland von seiten des in Brasilien immer noch vergötterten Frankreichs und des eifersüchtig lauernden Nordamerikas.

Immer wieder wird in der dortigen Presse und den von ihnen inspirierten brasilianischen Blättern Deutschland als kriegslustiger Nimmersatt, als unverträglicher Störenfried hingestellt, der es besonders auf die Annexion Südbrasiliens abgesehen habe.

Kein Wunder, daß sich in der irregeleiteten Bevölkerung oft starke antideutsche Strömungen geltend machen und daß sie sich sogar zur Verhöhnung der deutschen Flagge hinreißen läßt. „Lamão“, eine Entstellung von Allemão (Deutscher), gilt als arges Schimpfwort.

[1] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 (Berlin 1906), S. 752.

Vielfach sieht man die Deutschen als eine Art Barbaren an, etwa wie bei uns manche von den Russen denken.

Hier hat sich nun, das kann man ohne Übertreibung sagen, innerhalb der Einflußsphäre der deutschen Jesuiten — und sie sind in den Hauptzentren des Landes tätig — ein großer Umschwung zum Besseren vollzogen.

Schon der Eindruck ihres sittenreinen, echt priesterlichen Lebens, das so unvergleichlich gegen das absticht, was sonst die Brasilianer zu sehen gewohnt waren, ihr seeleneifriges Wirken auch zum Besten der Brasilianer, der blühende Stand der von ihnen verwalteten deutschen Gemeinden und vor allem ihre so erfolgreiche, ja glanzvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des höheren Unterrichts hat zunächst ihnen und in ihnen dem Deutschtum große Sympathie erworben.

„Ich fühle mich", so äußerte sich bereits 1868 der damalige Präsident der Provinz Rio Grande do Sul, Dr. Francisco Ignacio Homem de Mello, „von einer tiefen Ehrfurcht durchdrungen, wenn ich die wunderbaren Ergebnisse der freien (d. h. nicht durch Sklaven besorgten) Arbeit betrachte. Noch vor kurzem war hier eine Einöde, nur von wilden Tieren bevölkert, heute hat sich dieser Boden umgewandelt und wurde für immer dem Besitze des zivilisierten Menschen übergeben durch die Anstrengungen einer Rasse, in welcher Energie und Religion lebt. . . . Überall finden sich Überfluß und Wohlstand, die steten Begleiter der Arbeitsamkeit. Welche lebhaften, gesunden und unternehmenden Physiognomien! Welche Fröhlichkeit unter dem bescheidenen Dache des strebsamen Kolonisten! Söhne und Töchter arbeiten mit den Eltern zusammen und bieten das schöne und segensvolle Bild edlen Strebens" (Revista Trimestral do Instituto Historico tom. XXV, 2, p. 143).

Wie wir es aus dem Munde eines geborenen Brasilianers, Carolos de Souza Gomes, gehört haben, hat unter seinen Landsleuten gerade infolge der Tätigkeit der deutschen Jesuiten die Abneigung gegen die Deutschen sehr abgenommen und einer aufrichtigen Hochschätzung und Bewunderung Platz gemacht. Gerade die den Patres vielfach vorgeworfene Mischung von teuto- und lusobrasilianischen Elementen in ihren Kollegien wirkt in besagter Richtung sehr günstig.

Eben hier haben die Patres die beste Gelegenheit, den falschen Urteilen und Vorurteilen gegen Deutschland entgegenzutreten.

„Aus meiner eigenen langjährigen Schultätigkeit als Gymnasialprofessor in Südbrasilien", schreibt P. August Padtberg S. J., „kann

ich bezeugen, wie oft sich mir Gelegenheit bot, Vorurteile gegen Deutschland zu zerstreuen und warme Sympathie zu unserem Vaterlande den Herzen der jungen Brasilianer einzupflanzen. Namentlich im Geschichts- und Geographieunterricht bot sich da häufiger Anlaß, deutsche Kultur und Friedensliebe rühmend hervorzuheben.

„Gar manches Mal trat ich für mein geschmähtes Vaterland so warm ein, daß ich mir fast Vorwürfe machte, aus der im allgemeinen wirksameren Reserve herausgetreten zu sein. Hätte mich bei solchen Gelegenheiten einer meiner aufmerksam aufhorchenden Schüler gefragt, wie es denn komme, daß solche Lobredner Deutschlands wie unsereins aus demselben Deutschland verbannt seien, ich wäre in Verlegenheit geraten, und die Schamröte für mein geliebtes Vaterland wäre mir ins Gesicht gestiegen.

„Dasselbe, was ich hier von mir versichere, kann ich auch von meinen Mitbrüdern aussagen, und die Früchte bleiben denn auch nicht aus. Wenn in maßgebenden Kreisen immer mehr eine gerecht und billig denkende, ja sympathische und bewundernde Beurteilung Deutschlands Platz greift, so ist dies nicht zuletzt dem stillen patriotischen Wirken verbannter deutscher Jesuiten zuzuschreiben."

Aber auch der laute, in fröhlichen deutschen Liedern klingende Patriotismus lebt und webt in den deutschen Kolonien und kommt bei gewissen Gelegenheiten, wie deutschen Gedenkfeiern, Schützen- und Sängerfesten u. dgl., in herzerquickender Frische zum Ausdruck[1].

Von manchen ähnlichen Zügen sei aus den Jahresberichten der Kolonien nur einer hervorgehoben, den man nicht ohne Rührung lesen kann.

Als der erste Kaiser des Deutschen Reiches am 9. März 1888 sein müdes Haupt zur Ruhe legte, da weckte die Todeskunde bis in die letzten Schneißen des brasilianischen Vaterlandes ein schmerzliches

[1] „Was ein preußisches Herz besonders höher schlagen läßt," schreibt W. v. Hundt „das ist die Verehrung, welche man dem deutschen Kaiserhause entgegenbringt. Man glaubt beim Bereisen der Kolonien nicht im fernen Brasilien sich zu befinden, denn jede halbwegs arrangierte Kolonistenwohnung birgt Bildnisse der deutschen Fürsten, Feldherrn und namentlich des ‚eisernen Kanzlers', aber auch Schlachtenbilder. Dementsprechend sind auch die Gasthäuser, Schankstätten usw. geschmückt. In den kleinsten Kirchspielortschaften erblickt man an Kaisers-Geburtstag deutsche Fahnen und in größeren finden Aufzüge der Schützen oder Tanzvergnügen statt wie in Deutschland.... Ja, auch das deutsche Lied wird in Brasilien gepflegt, und eine solche nationale Haltung unter fernen Zonen verdient sicherlich die vollste Sympathie des Stammlandes und seiner Regierung". (Export 1884, Nr. 33.)



P. Max von Laßberg S. J.

Gesangsfest in Santa Catharina da Feliz do Cahy (Brasilien).

Echo und in der mit ernstem Trauerflor geschmückten Kirche von Estrella feierte ein verbannter deutscher Jesuit von der Kanzel den hingeschiedenen Kaiser.

Ob die unter jesuitischer Leitung stehende deutsche katholische Kolonistenbevölkerung an echter Vaterlandsliebe hinter den Deutschen anderer Konfession zurücksteht, mag ja der ehemalige brasilianische Gesandte des Deutschen Reiches, Herr Baron von Treutler, entscheiden, der unseres Wissens wiederholt Gelegenheit fand, an Ort und Stelle die Stimmung der Bevölkerung zu prüfen. Folgende Schilderung des „Deutschen Volksblattes“ (Porto Alegre, 20. Mai 1902) wird in ihm, falls diese Zeilen ihm zu Gesichte kommen, angenehme Erinnerungen wecken.

„Am 13. Mai 1902 hatten der Hamburgerberg und die umliegenden Pikaden einen hohen Festtag, galt es doch dem von Rio hergereisten Gesandten des Deutschen Reiches einen herzlichen Willkomm zu entbieten. — In der Bahnhofhalle von Neu-Hamburg hatten die deutschen Frauen von Neu-Hamburg und Hamburgerberg Posto gefaßt, auf dem Platze vor dem Bahnhofe die Schulkinder und die verschiedenen Vereine der naheliegenden Pikaden Aufstellung genommen. Jedes der Schulkinder hatte eine kleine Fahne mit den deutschen oder brasilianischen Farben, die Vereine hatten zwölf große Fahnen mit ihren prächtigen Stickereien entfaltet. Bahnhof und Privathäuser waren geflaggt. — Kurz nach zehn Uhr verkündete das Pfeifen des Dampfrosses das Herannahen des Extrazuges, der uns den Gesandten, Herrn Baron von Treutler, Herrn Konsul Horst Hoffmann, Herrn Intendenten Gölzer Netto und andere Spitzen der Gesellschaft und Behörden brachte. Beim Nahen des Extrazuges spielte die Musikkapelle, die erst innehielt, als der Herr Gesandte nebst Begleitern in die Mitte der Spalier bildenden deutschen Landsleute getreten war. Leider beeinträchtigte ein im Augenblick niedergehender Regenschauer diesen Moment in etwa, jedoch übertönte ihn die Stimme des Herrn Brietzke, der den Willkommgruß sprach, weithin vernehmbar; seine in ein Hoch auf den Herrn Baron ausklingende Rede fand ein begeistertes Echo bei den Anwesenden, worauf ihm Herr von Treutler mit einem warmen Händedruck dankte. Hierauf kamen drei kleine Mädchen, die ihre Sprüchlein aufsagten und Buketts überreichten. Die kleinen ‚Bussel‘, die kaum über Kniehöhe waren, machten ihre Sache sehr gut und drückte der Gesandte dankend ihre kleine Patschchen.

„Die Kettenaufstellung war so gebildet, daß die Kinder in den ersten Reihen standen, dahinter die Turner, die Vereine der Schützen und Sänger, sowie der Bauernverein, so daß alle gut sehen konnten. Nachdem Seine Exzellenz die Reihen durchschritten hatte, folgten ihm die Schulen und Vereine in langem Festzuge. Besonders gut machten sich die Schützen aus Sapyranga, die sämtlich in Uniform erschienen waren und mit Karabinern exerzierten, sowie die Schützen aus Campo Bom, die mit ihrer vortrefflichen Kapelle erschienen waren. Der Besuch aus den Pikaden war

trotz der ungünstigen Witterung ein recht stattlicher und, was mehr Wert hat, die allgemeine Stimmung eine herzliche und fröhliche, auch herrschte während des ganzen Festzuges durchweg ein Ton des schönsten Einvernehmens und des Wohlanstandes unter allen Teilnehmern. Vor dem Hotel Heller angekommen, erfolgte der Vorbeimarsch des ganzen Festzuges, sodann wurden im Saale die Vorstände der Vereine, die nachher mit dem gefeierten Gaste speisen sollten, diesem vorgestellt, auch benützte eine Frau der ältesten Generation diese Gelegenheit, dem Herrn Gesandten einen nachhaltigen Händedruck zu geben. Nachdem Herr v. Treutler sich mit vielen in leutseliger Weise unterhalten hatte, hielt P. Vigario Benedikt Meienhofer S. J. eine kernige Rede, die in einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II. gipfelte. Hierauf ergriff der Herr Gesandte das Wort, um seine Freude und seinen Dank für den Empfang auszusprechen, über den er, wie er erwähnte, nach Hause berichten wolle. Er sagte, es ist nicht nur ein Festtag für Sie, sondern auch für mich und bitte ich die freundliche Gesinnung und die Art des guten Verkehrs mit den Brasilianern ferner wie bisher zu pflegen; er bat die Anwesenden, mit ihm in ein Hoch auf die Kolonien von Neu-Hamburg, Hamburgerberg und umliegenden Pikaden einzustimmen, dem in stürmischer Weise entsprochen wurde. P. Benedikt präsentierte dem Gesandten auch mehrere deutschsprechende Neger, die gleichfalls von diesem durch einige Worte erfreut wurden. Nach dem Frühstück erfolgte der Besuch des Kollegs der deutschen Katharinenschwestern, des Evangelischen Stiftes sowie der Kirchen beider Konfessionen.

„Am Mittwoch, 14. Mai, in aller Frühe reiste der Herr Gesandte mit Gefolge nach S. Leopoldo zurück, wo er am Bahnhof um 8 Uhr eintraf. Nach dem Willkomm auf der Kammer und der Begrüßung im ‚Orpheus‘ begab sich der hohe Herr mit zahlreicher Begleitung in das Gymnasium der hochwürdigen Jesuitenpatres, woselbst er gut 1 ½ Stunde verweilte, Nach einer kleinen Anrede des hochwürdigen Direktors der Anstalt betrat der Gesandte den Hofraum, woselbst, in Hufeisenform aufgestellt, ihn die Zöglinge, gegen 400, erwarteten. Die Musikbande spielte zuerst einen Marsch und darnach die deutsche Nationalhymne ‚Heil, dir im Siegerkranz‘ und darauf begrüßten zwei Zöglinge, der eine in deutscher, der andere in portugiesischer Sprache den erlauchten Gast. Man konnte es ihm ansehen, daß die Feier ihn angenehm berührte. Wohl schwerlich wird er auf brasilianischem Boden eine glänzendere patriotische Kundgebung erleben, wie es jene im Hofe des Kollegs war. Die schön uniformierten Zöglinge, gegen 220, boten schon einen imposanten Anblick, den die Fahnen und die ganze Umgebung noch bedeutend verstärkten. Nach der Manifestation machten die Besucher einen Rundgang durch die verschiedenen Räume: Speisesaal, Kapelle, Studiensäle, physikalisches Kabinett, naturwissenschaftliche Sammlung und Schlafräume. Auch die Küche mit dem voriges Jahr auf der Ausstellung vielbewunderten Kochherde und die Beleuchtungseinrichtungen, das Werk des Herrn Dr. R. Ahrons in Porto Alegre, wurden eingehend besichtigt. Mit herzlichem Danke für die freundliche Aufnahme schied der Herr Gesandte von seinen Stammesgenossen, die hier im fernen Lande ein Werk geschaffen, das Deutschland zur höchsten Ehre

gereicht, weil deutsche Priester es waren, die das Kolleg zu seinem gegenwärtigen Glanze gebracht haben.“

Freilich, eine gewisse Klasse von Leuten wird die Tätigkeit der Patres für das Deutschtum nicht recht befriedigen. Das sind die „alldeutschen“ Stürmer, die es als selbstverständlich ansehen, daß überall, wo deutsche Sprache klingt und deutsche Stammesgenossen leben, auch gleich die deutsche Reichsflagge zum Zeichen der Besitzergreifung aufsteige.

Aber das sind törichte Wahnideen, die von allen wirklichen Kennern der Verhältnisse entschieden zurückgewiesen werden. „Der im Land geborene Deutschbrasilianer“, so schreibt H. von Ihering, „will davon nichts wissen, bloß als deutscher Kolonist betrachtet zu werden, er ist stolz darauf, einer der blühendsten und zukunftreichsten Provinzen des Kaiserreiches (Ihering schrieb um 1885) anzugehören. . . . Sie wollen in erster Linie Brasilianer, loyale und arbeitsame Bürger ihrer neuen Heimat sein und die Beziehungen zu ihrem deutschen Stammlande wollen sie lediglich als geistige, als kulturelle und kommerzielle aufrecht erhalten wissen.“ [1]

Als noch 1901 auf dem zweiten Deutschen Kolonialkongreß zu Berlin derartige auf politische Eroberung lautende Ideen wieder angetönt wurden, traten Männer wie Winiger, Dr. Jannatsch, Assessor Ramelow ihnen entschieden entgegen.

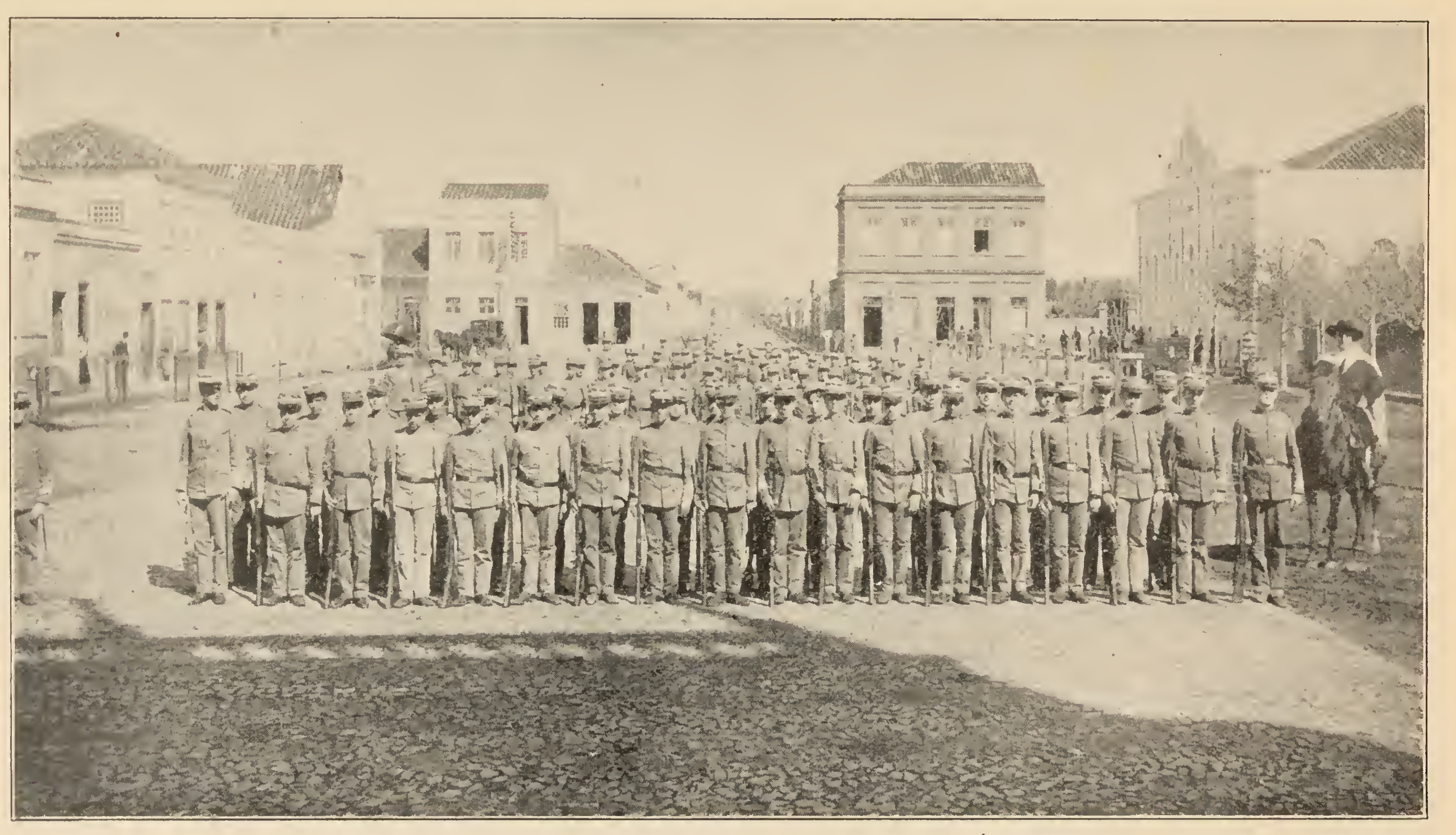
„Wenn sich früher“, so sagte Winiger, „Deutschbrasilianer auf derartige (politische) Pläne verirrten, so kommen doch heutzutage solche deutsch-imperialistische Anwandlungen nur noch bei Leuten vor, die niemals selbst inmitten der südamerikanischen Verhältnisse gestanden.“ — „An politische Eroberungen dortselbst zu denken, ist Widersinn“, sekundierte Ramelow [2].

Daß sich die deutschen Jesuiten nicht zu Werkzeugen für derartige Utopien hergeben, kann ihnen wahrlich nicht zum Vorwurf gereichen. Ihr Standpunkt ist genau derselbe, wie ihn einer der besten deutschen Männer Rio Grandes, Redakteur Hugo Metzler in Porto Alegre, in seiner Rede zur fünfzigjährigen Jubelfeier von S. José do Hortensio 1899 präzisierte.

Wenn die Deutschen in Brasilien, so führte er aus, es zu etwas gebracht hätten, so hätten sie es nächst Gott nur ihrer eigenen Tatkraft und

[1] Rio Grande do Sul, 1885, S. 70 f.

[2] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 (Berlin 1906), S. 38.



Militärische Übungen der Zöglinge von S. Leopoldo (Brasilien).

sonst niemandem zu verdanken. Gerade das aber habe ihnen die Scholle, welche vom Schweiße ihrer Arbeit durchfeuchtet sei, lieb gemacht; die Deutschen in Brasilien fühlten sich daher nicht als Fremde, sondern als Kinder des Landes, mit dem sie alle Freuden und Leiden tragen. Sein zweites dreifache Hoch gelte daher Brasilien und näherhin unserer engeren Heimat Rio Grande do Sul. (Stürmische Hochrufe.) Als drittes unveräußerliches Erbteil hätten sodann die Nachkommen der Pioniere des Urwalds jene hohen idealen Güter zu betrachten, welche an ihre deutsche Abstammung sich knüpften. Die deutsche Muttersprache, das deutsche Lied und die deutsche Art, die sollen fort und fort unter uns hochgehalten werden. „Verwelscht den Deutschen, nehmt ihm seine Muttersprache,“ so fährt Redner fort, „und ihr werdet sehen, wie bald auch jene andern guten Eigenschaften, durch welche er als Mensch und Bürger sich auszeichnet, bei ihm verloren gehen.“ Auf daß die gute deutsche Art, wie wir sie in den alten Veteranen von S. José verkörpert sehen, von denen ja einige inmitten der Versammlung der schönen Jubiläumsfeier beizuwohnen das Glück hätten, fort und fort unter den Deutschen in Brasilien sich erhalte und die deutsche Treue und die deutsche Redlichkeit unter ihnen nie ein leerer Wahn würden, möchte er die hochansehnliche Versammlung aufgefordert haben, mit ihm einzustimmen in ein dreifaches donnerndes Hoch auf die alten Veteranen von S. José do Hortensio.

Das zweite Hoch galt den Vigarios (Pfarrern) der Kolonie [1], die wie der Präsident des Festkomitees, Herr Mathias Steffens, ausführte, in fünfzigjähriger rastloser Arbeit für die Kolonie unvergeßliche Verdienste sich erworben hätten.

---

[1] Die Vigarios waren der Reihe nach folgende: 1. P. Johann Sedlack, 1848 bis 1863, gest. in S. José 19. Nov. 1872. 2. P. Michael Kellner, 1863—1870, ertrunken im Cahy 2. Januar 1883. 3. P. Karl Blees, 1870—1881. 4. P. Gebhard Rädler, 1881—1887. 5. P. Augustin Lohmann, 1887—1893. 6. P. Karl Blees, 1893 bis 1895. 7. P. Gebhard Rädler, seit 1895. Alle Genannten waren deutsche Jesuiten. (Vgl. Deutsches Volksblatt, Porto Alegre, Juli 1899, und Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Pfarrei S. José do Hortensio. Porto Alegre 1899.)

X. Argentinien[1].

Argentinien gehört nicht zu einem der deutschen Ordensprovinz zugewiesenen Arbeitsfelde. Trotzdem finden wir auch hier vereinzelt deutsche Jesuiten im Dienste ihrer Landsleute tätig.

Im kleineren Maßstabe hatte die deutsche Auswanderung nach Argentinien bereits in den fünfziger Jahren begonnen.

1857 siedelten sich achtzig deutsche und schweizerische Familien in der Provinz Santa Fé am linken Ufer des Salado an und gründeten die erste deutsche Kolonie Esperanza, der im Lauf der Jahre so viele andere folgen sollten.

Für die geistig religiösen Bedürfnisse der Ansiedler war in keiner Weise gesorgt. Als Folge ergab sich eine große Verwilderung der Sitten, zumal unter der ohne Schule und Unterricht heranwachsenden Jugend.

Wie in Brasilien nahmen sich einzelne spanische Jesuiten von Santa Fé aus der Verlassenen an, sahen aber bald, daß nur deutsche Ordensbrüder hier wirksam helfen konnten.

Auf ihren dringenden Ruf erschienen 1865 die beiden deutschen Patres Johann J. Auweiler aus Merkenich bei Köln und Friedrich Tewes. Sie waren auch hier wieder die ersten, die sich der Deutschen annahmen.

Tewes blieb zunächst in Buenos Aires zu Diensten der dortigen sehr verlassenen Deutschen. Er besuchte sie in den Spitälern, richtete für sie einen eigenen Gottesdienst in der Kirche Regina Martyrum ein und gründete die erste Schule für deutsche Kinder.

P. Auweiler schlug zuerst sein Quartier im Kolleg seiner spanischen Ordensbrüder in Santa Fé auf und begann von hier aus die weit-

[1] Vgl. Rafael Perez, La Compañia de Jesús restaurada en la Republica Argentina y Chile. Barcelona 1901; El. R. S. Juan José Auweiler de la C. d. J.... por el P. Juan Iséru de la misma C. Buenos Aires 1912; Argentinischer Volksfreund 1895, Nr. 6; 1911, 26. Juni; 1912, Nr. 7, 8. Oktober.

zerstreuten Gehöfte, Weiler und Siedelungen zu besuchen. Kapellen und Kirchen gab es noch keine. In der Wohnung des deutschen Kolonisten Michel Esser hielt Auweiler seinen ersten Gottesdienst ab, bis auf sein Bemühen hin in S. Jeronymo eine Kapelle erstand.

Auf die flehentlichen Bitten der deutschen Kolonisten Esser, Hilpert und Keßler bestellte ihn der Bischof von Santa Fé 1868 endgültig zum ersten Pfarrer von Esperanza.

„Esperanza“, so schildert Leo Mirau im „Argentinischen Volksfreund“ diese Periode, „heute ein blühendes Landstädtchen in der gesegneten Provinz Santa Fé, war zu jener Zeit eine kleine Kolonie, von Deutschen, Schweizern und Franzosen bewohnt [1]. Da die neuen Einwanderer nach Amerika nicht immer zu den besten und frömmsten Leuten gehören, so ist es natürlich, daß in der Kolonie Esperanza sehr viele zweifelhafte Elemente sich befanden, die unsern P. Auweiler bis aufs Messer bekämpften. So geschah es auch, daß wiederholt des Nachts von der Straße aus in sein armselig ausgestattetes Zimmer geschossen wurde. P. Auweiler sah sich genötigt zur Sicherheit seines Lebens, das einzige Fenster nach der Straße mit seinem Strohsacke zu verhängen, und hat bange Winternächte auf der hölzernen Pritsche wie auf Wache zugebracht. Da brach die Cholera in Esperanza aus, die unter den Kolonisten so viele Opfer forderte, daß die eigenen Verwandten sich scheuten, die Leichen aus den Behausungen fortzuschaffen. P. Auweiler griff tatkräftig ein, trug die Toten aus den Häusern heraus und verschaffte ihnen ein christliches Begräbnis. Als dann die Choleraplage aus dem Orte gewichen, faßten auch seine Gegner, die unwissend ihn bekämpft hatten, Vertrauen zu ihm und wurden, um mit den Worten des P. Auweiler zu reden, wie das Wachs an der Sonnenglut erweicht. So geschah es damals mit dem evangelischen Lehrer, Herrn Emil Hunziker, der einmal die Predigt des P. Auweiler besucht hatte und nach der Predigt knien blieb, bis P. Auweiler hinzutrat und ihn aufhob. Eine einzige Predigt hatte ihn ‚wie das Wachs erweicht‘.“

Die erste Sorge Auweilers war die Errichtung von Schulen. 1869 erstand die erste, 1870 die zweite. Bei seinem Weggang von Esperanza waren es sechs.

Inzwischen wuchs infolge der langsam sich steigernden Einwanderung die Zahl der Kolonien. 1858 war S. Jeronymo und S. Carlos, 1864 Guadalupe, 1865 Helvetia, 1866 California, 1867 Corondina, Francesa und Cayastá, 1868 Emilia, Las Tunas und Eloisa, 1869 S. Justo, Humboldt, Cavour und Grütli, 1870 S. Augustin,

---

[1] 1869 lebten dort 360 Familien mit 1856 Seelen, davon 557 Deutsche, meist aus der Mainzer Gegend; 928 Schweizer und 34 Elsässer. Ein Teil der Kolonisten war katholisch, der andere protestantisch.

Frank, Cañada de Gómez, Alexandra, Berustat, Germania, Candelaria S. Jesús Maria usw. entstanden.

Mit der raschen Entwicklung der Kolonien wuchsen die religiösen Bedürfnisse. Auweiler wandte sich um Hilfe nach Europa. Aber die stark in Anspruch genommene Ordensprovinz konnte nur einen weiteren Mann, P. Heinrich Niemann aus Münster in Westfalen, stellen, der 1870 eintraf.

P. Auweiler verdoppelte und verdreifachte seine Anstrengungen, um den großen Bedürfnissen einigermaßen gerecht zu werden, und kam fast nicht mehr aus dem Sattel. Vom 18. Januar bis 24. Mai 1872 besuchte er nicht weniger als 31 Kolonien in der Provinz Santa Fé und drei in Entre Rios.

Seinem Wirken aus jener Zeit hat ein Protestant, Herr Wilhelm Wilcken, der in Esperanza mehrere Jahre Zeuge desselben war, in seiner Schrift „Las Colonias" ein besonderes Denkmal gesetzt.

„Wenn Esperanza", so schreibt er, „unter den Kolonien die erste Stelle als Zentrum des Handels einnimmt, so dankt es seinen ersten Rang hinsichtlich der Schulverhältnisse dem unermüdlichen Eifer seines würdigen Pfarrers, Dr. Auweiler. 240—250 Kinder besuchten die verschiedenen Schulen. Von dem Tage an, da Dr. Auweiler die Leitung der katholischen Kirche übernahm, vollzog sich in der Jugenderziehung eine radikale Reform. Er ist ein wahrer Hirt. Sein Takt, seine Klugheit und Mäßigung waren es auch, durch welche bei den unter den Kolonisten verschiedener Bekenntnisse wiederholt ausbrechenden Zwisten die Ruhe und der Friede wiederhergestellt wurde."

Dabei habe der Pater die Kolonisten auch in materieller Hinsicht gefördert, indem er dem Wucher energisch entgegentrat und den Leuten die nötige Aufnahme von Geldern ohne Wucherzinsen ermöglichte [1].

1872 begann P. Auweiler in Esperanza den Bau einer dreischiffigen Kirche mit Türmen, die bereits Ende 1873 fertig stand. Während dessen wohnte der Pater selbst in einem elenden kleinen Häuschen, das nur notdürftig eingerichtet war, stets bereit, auf jeden Wink hin seinen weit zerstreuten Kindern zu Hilfe zu eilen.

„P. Auweiler", so erzählt Mirau aus jener Zeit, „war in Esperanza als schneller Fahrer bekannt und hat mehr als ein Pferd totgefahren. (‚Was liegt an einem Pferd', pflegte er dann zu sagen, ‚wenn es gilt, eine Seele

[1] Zitat bei Iséru a. a. O. S. 41 f.

zu retten.[1]) Wenn er die Nachricht von der Erkrankung eines seiner Pfarrkinder erhielt, so säumte er keinen Augenblick, ließ alles liegen und spannte seinen Braunen in den Wagen. Einst kehrte er von einem Kranken in vollem Galopp zurück; sein Wagen kenterte an einem Baumstamme und zerbrach. Die Pferde nahmen mit der Deichsel Reißaus. Der Pater folgte zu Fuß mit Hinterlassung des Wagens im Walde. Nachts um 10 Uhr kam er nach Hause. Als er nach einem Happen Brot im ganzen Hause suchte, da erinnerte er sich, daß er in der Eile sein Brevier zu beten vergessen hatte, das er im Walde auf dem Wagen zurückgelassen hatte. Als er so zwischen Hunger und Pflicht schwankte, kratzte sein Hund an der Tür, der ihm das Brevier nachgeschleppt hatte und ihn auf diese Weise von der Gewissensangst befreite."

So dankbar seine katholischen Kolonisten und edeldenkende Protestanten das opferfreudige Wirken des deutschen Jesuiten anerkannten, so sehr weckte es den Grimm einer gewissen Partei, deren Führer ein Deutscher Namens Karl Kleiber war. Sie unternahmen einen schmachvollen Verleumdungsfeldzug gegen den seeleneifrigen Priester und ruhten nicht, bis er 1878 die Kolonie verließ und nach Buenos Aires übersiedelte, das der Schauplatz seines ferneren Wirkens (1878—1911) werden sollte. Die Stadt zählte schon damals etwa 350000 Einwohner und wuchs durch die immer mächtiger flutende Einwanderung rasch zu einer Weltstadt empor, die wie kaum eine zweite Stadt Amerikas ein ganz kosmopolitisches Gepräge hat.

Kosmopolitisch war dementsprechend auch das Wirken P. Auweilers. Dank seines ungewöhnlichen Sprachtalents — er sprach flüssig nicht weniger als zwölf Sprachen und hatte für die zahlreichen hierher verschlagenen Orientalen noch das schwierige Arabisch zugelegt — konnte er wirklich allen alles werden. Es ist geradezu unglaublich, was dieser eine deutsche Mann in dreiunddreißigjähriger unermüdlicher Arbeit im Beichtstuhl und auf der Kanzel, in Kirche und Versammlungslokal und vor allem in den zahlreichen Spitälern und Gefängnissen gewirkt hat. Er war es auch, der in Buenos Aires eine Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher gründete und neben all seinen sonstigen Arbeiten die Zeit fand, nicht weniger als 22 Werke in deutscher, spanischer und englischer Sprache zu verfassen, von denen eines in einer halben Million Exemplaren verbreitet ist. Der Besuch der Spitäler, wohin die Flut der Einwanderung so viele Wracks aus aller Herren Ländern warf, war seine Lieblingsarbeit. Furchtlos schaute er dort der Cholera und Pest, der Diphtheritis und dem Aussatz ins Antlitz, ließ durch keinen

Ekel und keine Ansteckungsgefahr sich jemals zurückhalten, und Gott weiß, wie vielen armen, verlassenen, verzweifelnden, verlorenen Söhnen Deutschlands er dort ein Tröster und Retter in letzter Stunde wurde.

Obschon allen behilflich und allen zugänglich, gehörte doch sein Herz vor allem den Deutschen und dem deutschen Vaterlande, über dessen Entwicklung er stets trefflich orientiert war und dessen wachsende Macht ihn mit inniger Freude erfüllte. Die Deutschen in Buenos Aires waren denn auch stolz auf den Mann, der es selbst „in der Millionenstadt Buenos Aires bis zur Popularität gebracht hatte; denn er war der Beichtvater des Erzbischofs wie des einfachen Mannes. Schon die kleinen Kinder auf der Straße kannten ihn und riefen dem heiligmäßigen Mann nach: ‚Pater Johann, bitte um eine kleine Medaille!' Dann verklärte sich sein Antlitz, und er teilte so viele aus, daß die Kinder in ununterbrochener Reihe kamen und sangen: ‚Pater, mir eine Medaille!'"

Seine Liebenswürdigkeit zog alle an, und wenn er unter seinen lieben Deutschen weilte, war er stets der Mittelpunkt der Versammlung.

„Köstlich war der Humor des P. Auweiler, wenn er in seiner Umgebung zu erzählen begann. Es erschien, als wenn das rheinisch heitere Gemüt wie der Wein seines Heimatlandes zu sprudeln begänne. Alle lauschten dann mit angehaltenem Atem seinem Gespräche."

„Mit Recht rühmt man dem Jubilar nach," so schrieb die „Kölner Volkszeitung" 1905 zu Auweilers fünfzigjährigem Ordensjubiläum, „daß er der populärste Mann in Buenos Aires sei. Dieses konnte man so recht bei seinem Jubiläum erfahren. Am Vorabend der Feier hatte sich eine beträchtliche Zahl seiner Freunde und Bekannten eingefunden, dem Jubilar ihre Glückwünsche darzubringen. Die Jubiläumsmesse, welche der Pater feierte, war von so vielen Gläubigen besucht, daß die Jesuitenkirche kaum alle fassen konnte. Gleich darauf drängten sich Hunderte von Personen heran, den Jubilar zu beglückwünschen, darunter der Erzbischof von Buenos Aires, Domkapitulare, Ordensgeistliche, die Präsidenten und Präsidentinnen wohltätiger Vereine und katholischer Schulen, die Damen der Gesellschaft guter Bücher, deren Gründer und geistlicher Präses er ist, zuletzt Bankdirektoren und eine Anzahl solcher, die er in die katholische Kirche aufgenommen hat. Gegen 10 Uhr erschien der Gesandte des Deutschen Reiches, Baron v. Waldthausen, um den verdienstvollen Jubilar auch seinerseits zu beglückwünschen."

Als P. Auweiler am 17. Juli 1911 als Greis von 80 Jahren und im Rufe der Heiligkeit starb, nahm die ganze Stadt an der Trauer teil. Sein Hinscheiden wurde in allen Kirchen bekannt gemacht und durch ehrenvolle Nachrufe in der Presse gefeiert.

Die von P. Auweiler in den deutschen Kolonien so segensreich begonnene Arbeit hatten inzwischen die PP. Tewes und Niemann und Fr. Forsthövel S. J. als Lehrer fortgesetzt. Sie waren, der eine in S. Carlos, der andere (Niemann) in S. Jeronymo noch 1874 die einzigen deutschen Priester für die in 31 Kolonien verteilten 15000 Einwanderer, zum großen Teile Leute deutscher Herkunft oder deutschen Stammes. Beide boten ihr möglichstes auf, um trotz der starken nationalen Mischung in dem germanischen Elemente deutsche Sprache und deutsches Wesen zu erhalten.

„P. Niemann", so schrieb der „Argentinische Volksfreund" vom 16. Mai 1895, „predigte und katechisierte in deutscher Sprache, und er hatte dabei seine guten Gründe: nie würde er in einer andern als der Muttersprache die erfreulichen Resultate, die noch in fernsten Zeiten Früchte bringen, erreicht haben. Muttersprache und Religion sind nun einmal miteinander verwachsen. An diesem Grundsatze hielt er fest trotz mancher Schwierigkeiten, die ihm daraus erwuchsen."

Wir haben über das Wirken der beiden Patres, die bis 1892 die Seelsorge der deutschen Kolonien fortführten und denselben Schulen und prächtige Kirchen schenkten, weiter keine näheren Nachrichten, aber sie haben das Werk begonnen und in stiller, unbekannter Arbeit fest begründet, das heute von den Steyler Missionären auf weiterer Basis so erfolgreich fortgeführt wird.

XI. Chile.

Neben Südbrasilien und Argentinien mit einem Teile von Paraguay kommt für die deutsche Siedlung hauptsächlich der Süden Chiles in Betracht, wo die 30000—40000 Deutschen, obschon sie bloß ein Prozent der Bevölkerung ausmachen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich seit langem schon eine bedeutsame Stellung errungen haben.

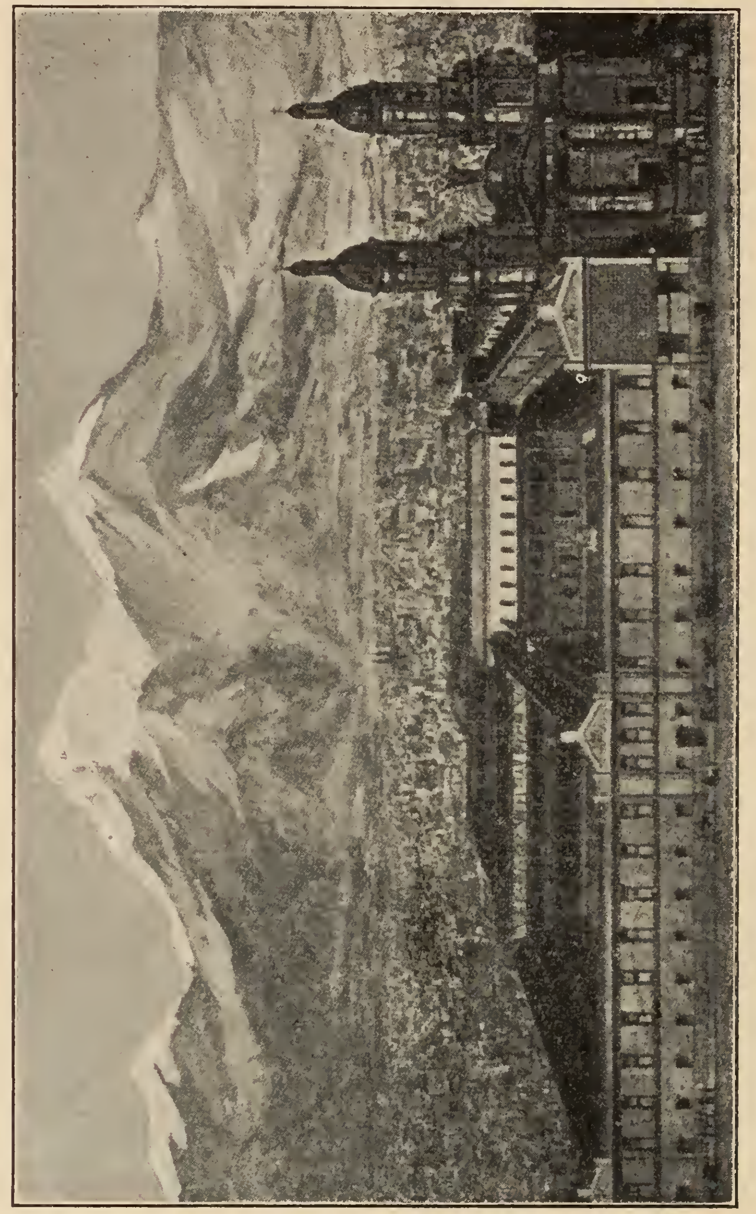
„Wir haben mit euch", so wendet sich der Herausgeber der Jubiläumsschrift: „Deutsche Arbeit in Chile"[1] an die Chilenen, „den Urwald des Südens gerodert und dessen Sümpfe getrocknet. Wir haben mit euch gearbeitet am Ausbau eures Heeres. Wir haben euch die Methoden unserer Wissenschaft, die Resultate unserer Forschung gebracht. Wir haben mitgewirkt an der Bildung eures Volkes. Wir haben mit euch das Land erforscht und neue Industrien begründet. Unsere Kaufleute nahmen teil an dem Austausch der Waren, und unsere Schiffe verbinden das ferne Land am Stillen Ozean mit allen Teilen der Welt" (a. a. O. S. 8). Der deutsche Einfluß ist hier stärker als in irgend einem andern Lande Südamerikas, so stark, daß noch unlängst das chilenische Blatt „La Union" unter dem vielsagenden Titel „El pangermanismo en Chile" einen warnenden Trompetenstoß erschallen ließ. „Die deutsche Spinne", so schließt sie ihre Aufzählung deutscher Erfolge, „spinnt in Chile ein festes, unzerreißbares Netz mit einer Geschicklichkeit, einer Geduld, einer Umsicht, die wahrlich bewundernswert ist und jenes langsame, aber sichere Fortschreiten des Pangermanismus in der ganzen Welt erklärlich macht."

Diese Besorgnis ist freilich unbegründet, da in Chile im Unterschied von Brasilien und Argentinien eine deutsche „Einwanderung im großen sich von selbst wegen Mangel an passendem Terrain

[1] Zur Zentenarfeier der Republik Chile. Bd. I. Santiago 1910. Bd. II ist leider nicht erschienen.

verbietet"[1] und wenigstens im Norden eine allmähliche Auffsaugung des deutschen Elementes wohl nur eine Frage der Zeit ist.

Dagegen hat sich im Süden das Deutschtum gut erhalten, „soweit es seinen Rückhalt an geschlossenen Gemeinden fand"[2].



St.-Ignatius-Kolleg der spanischen Jesuiten in Santiago de Chile.

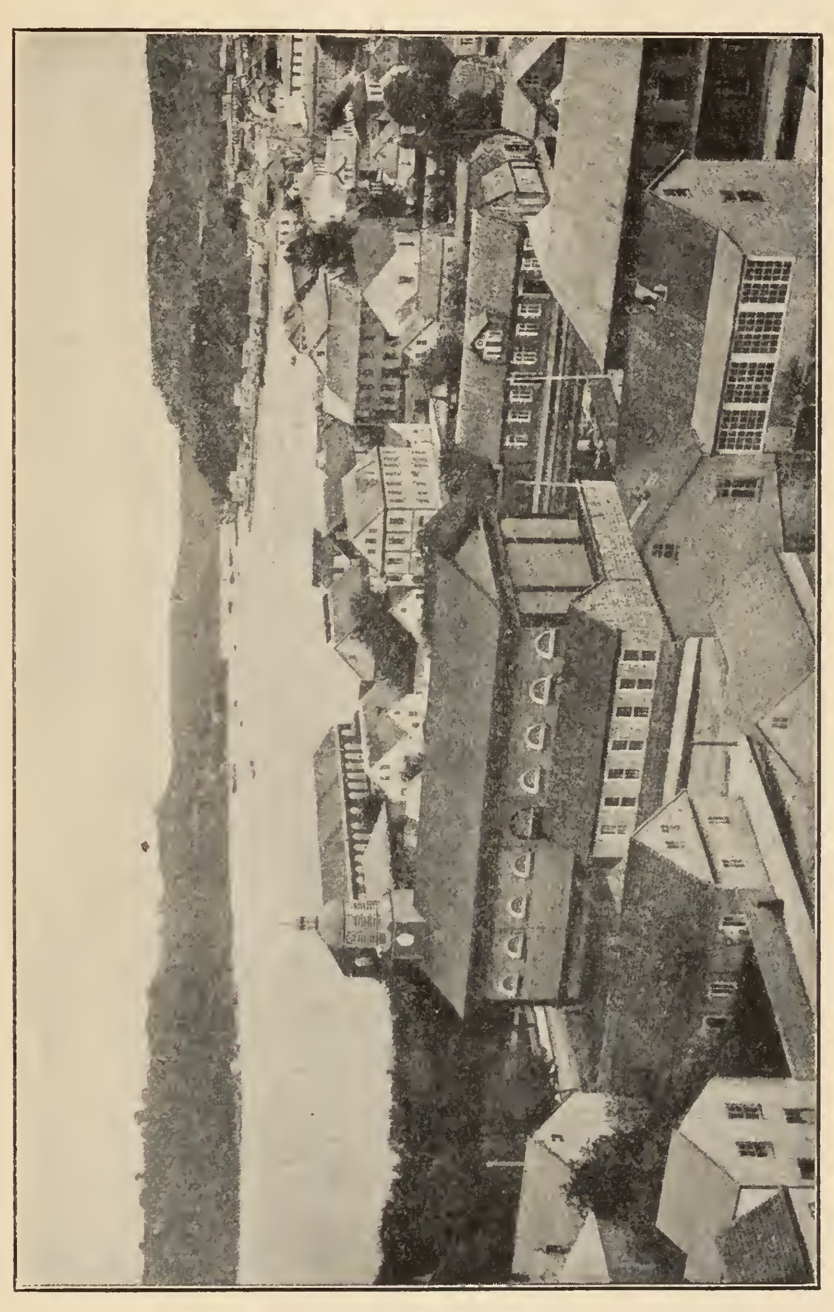
Das ist gerade dort der Fall, wo seit mehr als einem halben Jahrhundert auch deutsche Jesuiten zum Wohle ihrer eingewanderten Landsleute wirken.

---

[1] Dr. H. Meyer, Die deutsche Auswanderung nach Südamerika, in den Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910, S. 645.

[2] Ebd.

„Überall stehen hier die Deutschen an der Spitze," so schrieb P. Joh. Mellwig S. J. am 3. März 1903, „mit ihnen können die Chilenen an Fleiß und Ausdauer nicht konkurrieren. Sie müssen ihnen die Ländereien und den Handel überall überlassen. Deutsche Schulen



Puerto Montt (von Norden gesehen).

und Kollegien sind von den Hiesigen (Chilenen) sehr geschätzt und gesucht. Selbst die Regierung hat sich deutsche Lehrer kommen lassen für die Normalschulen und für das Heer. Man kann sagen, hier im Süden hat eine deutsche Familie mehr Einfluß als 20 bis

30 chilenische. Dazu kommt, daß die Deutschen sehr bemüht sind, ihre Nationalität, das Deutschtum, aufrecht zu erhalten."

„Will man die in der deutschen Nation wurzelnde Kraft kennen und schätzen lernen," so unterschreibt ein deutscher Jesuit, P. Karl Leonhardt in Puerto Montt, Chile, „dann muß man dem Deutschen in die weite Ferne folgen, in die Sümpfe und Urwälder Südamerikas, wo er trotz bescheidener Schulbildung, spärlichem Vermögen und geringer behördlicher Unterstützung, schon in der ersten Generation geradezu Staunenswertes geleistet hat. Mit Bewunderung und stillem Neide beobachtet ihn der Chilene, der einst reicher und ein viel besserer Kenner des Landes war und doch von dem Deutschen weit überholt wurde.

„Es ist eine angenehme Überraschung für den Neuankömmling, bei dem ersten Besuche an der berühmten Lagune (Llanquihue [sprich: Ljankuve], dem Hauptsitz der deutschen Kolonien), vielleicht bei Gelegenheit eines größeren Festes, sich auf einmal mitten unter einer fröhlich plaudernden Schar selbstbewußter Kolonisten zu finden. Man vergißt beinahe, so weit entfernt von der Heimat zu sein, wenn man mit ihnen in den netten Häusern beim gemütlichen Kaffee zusammensitzt. Geschirre und Backwerk würden jeder deutschen Bürgersfrau Ehre machen. Hier in diesem Lande hat aber alles noch eine besondere Weihe, weil es Frucht eigenen Fleißes und eigener Ausdauer ist." [1]

„Als Kolonisatoren, Grundbesitzer und Träger des Gewerbefleißes", bestätigt der protestantische Prediger Dedekind, „bilden die Deutschen in diesem ganzen mittleren und südlichen Teile Chiles das einflußreichste Element. Besonders um den herrlichen Llanquihuesee in dem Städtchen Puerto Montt und den freundlichen deutschen Dörfern Frutillar, Puerto Octai, Puerto Varas, Chamiza, Neu-Braunau und andern ist die deutsche Sprache die zweite Landessprache geworden, so daß sogar die chilenischen Dienstboten Deutsch lernen." [2]

Wer war nun auch hier wieder längst vor allen protestantischen Predigern auf dem Platze und trug mit den ersten deutschen Kolonisten des Tages Last und Hitze?

Das waren abermals deutsche Jesuiten[3].

---

[1] „Die deutschen Kolonien im Süden von Chile", in Caritas-Jahrb. 1912/13, S. 59.

[2] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910, S. 1009.

[3] Der zweite, noch nicht erschienene Band des zitierten Werkes „Deutsche Arbeit in Chile" wird nach dem Prospekt auch ihnen ein Kapitel weihen.

1851 hatte die chilenische Regierung beschlossen, die an die Bucht von Reloncavi angrenzenden, noch mit Urwald bestandenen und fast unbewohnten Ländereien mit deutschen Kolonisten zu besiedeln. Auf den Lockruf ihrer Agenten landete 1852 die erste, vorwiegend protestantische, das Jahr darauf die erste vorwiegend katholische Aus-



P. Theodor Schwerter S. J.,
Gründer der deutschen Jesuiten-Mission in Puerto Montt
(geb. 1819, gest. 1893).

wandererschar. Letztere ließ sich größtenteils in der Gegend des heutigen Puerto Montt am Nordende des Golfes von Reloncavi nieder, woselbst die Regierung auf ihre Kosten 1854 eine Kirche errichtete.

Allein der Pfarrer der neuerrichteten Pfarrei, Antonio Barrietos, verstand kein Wort Deutsch. Was die deutschen Kolonisten, meist

biedere Westfalen, aber brauchten und verlangten, waren deutsche Seelsorger. So sandte denn auf die dringende Bitte des Bischofs Dr. Franz Solar von Ancud der Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu, P. Beckx, 1858 zunächst drei deutsche Jesuiten, die PP. Theodor Schwerter und Bernhard Engbert, beide Westfalen, und den Laienbruder Joseph Schorr, die auf dem Segelschiff „Prince of Wales" um Kap Horn herum anfangs 1859 in Chile anlangten. Aber fast im Angesichte von Puerto Montt scheiterte das Schiff. Die armen Missionäre retteten von ihrer ganzen Ausrüstung nur das nackte Leben und ein reines Taschentuch, das die beiden Patres brüderlich unter sich teilten.

Vulkan Osorno, 2650 m.



Panorama von

Eine unglaublich schwere Aufgabe harrte ihrer; die von ihnen übernommene Pfarrei von Puerto Montt erstreckte sich auf 30 und 20 Stunden in Länge und Breite, ein Gebiet ohne Weg und Steg, voller Flüsse und Meeresarme, voll Sumpf und Urwald. Es galt zunächst, für die rasch wachsende Kolonistenschar eine einigermaßen geordnete Pfarrseelsorge zu schaffen. Dazu kamen die in religiöser Hinsicht arg vernachlässigten Chilenen; zählte doch das ganze 500 Stunden lange Bistum Ancud noch 1883 erst etwa 30 Priester, darunter sehr viele, die sich ausschließlich auf Taufen, Trauungen, Fest- und Seelenämter beschränkten und jahrelang nie eine Predigt oder Christenlehre hielten und nie eine Schule besuchten! Hier konnte nur eine rastlos von Ort zu Ort eilende Wanderseelsorge der schreienden Not einigermaßen begegnen, eine Aufgabe, welcher allein die zähe Ausdauer und der opferwillige Pflichteifer deutscher Missionäre gewachsen war.

Unablässig durchzogen die beiden Patres, denen sich allmählich weitere Gehilfen anschlossen, die weitentlegenen Bezirke bis zu den entfernten Inseln des Chiloë-Archipels und hielten die so segensreich wirkenden Volksmissionen.

„Seit den 21 Jahren unseres Hierseins", schrieb P. Engbert 1881, „konnten wir mit der Gnade Gottes viel Gutes tun. Über 400 Volksmissionen sind gehalten, die drei Provinzen dieses Bistums so ziemlich ganz missioniert worden."

Zu diesen so anstrengenden apostolischen Wanderungen kam die Pfarrseelsorge von Puerto Montt, zu welcher bereits 1879 nicht weniger als 49 Filialen gehörten, deren Entfernung von Puerto Montt zwischen einer und zwanzig Stunden wechselte.

Vulkan Calbuco, 1700 m.



…go Llanquihue.

Es ist geradezu unglaublich, was die Veteranen der Mission, die Patres Schwerter, Engbert, Fink, Mundwiler, Tilly, Mellwig, Bendeich usw. zumal in der ersten Zeit an Entbehrungen und Strapazen zu ertragen hatten. Noch in den neunziger Jahren mußten die Meerfahrten nach den Chiloë-Inseln und nach den weitentlegenen Stationen am Golf von Reloncavi oder längs der Meeresküste im Ruder- oder Segelboot zurückgelegt werden, so daß ein einziger Versehgang hin und zurück oft zwei, drei bis vier Tage und länger dauerte.

Nur ein Beispiel aus vielen. P. Wilh. Tilly war zum Seelsorger einer kleinen Pfarrei am Golf von Reloncavi ernannt worden. Die Fahrt dahin mußte in einem Boote von sechs Ellen Länge gemacht werden.

biedere Westfalen, aber brauchten und verlangten, waren deutsche Seelsorger. So sandte denn auf die dringende Bitte des Bischofs Dr. Franz Solar von Ancud der Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu, P. Beckx, 1858 zunächst drei deutsche Jesuiten, die PP. Theodor Schwerter und Bernhard Engbert, beide Westfalen, und den Laienbruder Joseph Schorr, die auf dem Segelschiff „Prince of Wales" um Kap Horn herum anfangs 1859 in Chile anlangten. Aber fast im Angesichte von Puerto Montt scheiterte das Schiff. Die armen Missionäre retteten von ihrer ganzen Ausrüstung nur das nackte Leben und ein reines Taschentuch, das die beiden Patres brüderlich unter sich teilten.

Eine unglaublich schwere Aufgabe harrte ihrer; die von ihnen übernommene Pfarrei von Puerto Montt erstreckte sich auf 30 und 20 Stunden in Länge und Breite, ein Gebiet ohne Weg und Steg, voller Flüsse und Meeresarme, voll Sumpf und Urwald. Es galt zunächst, für die rasch wachsende Kolonistenschar eine einigermaßen geordnete Pfarrseelsorge zu schaffen. Dazu kamen die in religiöser Hinsicht arg vernachlässigten Chilenen; zählte doch das ganze 500 Stunden lange Bistum Ancud noch 1883 erst etwa 30 Priester, darunter sehr viele, die sich ausschließlich auf Taufen, Trauungen, Fest- und Seelenämter beschränkten und jahrelang nie eine Predigt oder Christenlehre hielten und nie eine Schule besuchten! Hier konnte nur eine rastlos von Ort zu Ort eilende Wanderseelsorge der schreienden Not einigermaßen begegnen, eine Aufgabe, welcher allein die zähe Ausdauer und der opferwillige Pflichteifer deutscher Missionäre gewachsen war.

Vulkan Osorno, 2650 m. Vulkan Calbuco, 1700 m.



Panorama von P[illegible]ago Llanquihue.

Unablässig durchzogen die beiden Patres, denen sich allmählich weitere Gehilfen anschlossen, die weitentlegenen Bezirke bis zu den entfernten Inseln des Chiloë-Archipels und hielten die so segensreich wirkenden Volksmissionen.

„Seit den 21 Jahren unseres Hierseins", schrieb P. Engbert 1881, „konnten wir mit der Gnade Gottes viel Gutes tun. Über 400 Volksmissionen sind gehalten, die drei Provinzen dieses Bistums so ziemlich ganz missioniert worden."

Zu diesen so anstrengenden apostolischen Wanderungen kam die Pfarrseelsorge von Puerto Montt, zu welcher bereits 1879 nicht weniger als 49 Filialen gehörten, deren Entfernung von Puerto Montt zwischen einer und zwanzig Stunden wechselte.

Es ist geradezu unglaublich, was die Veteranen der Mission, die Patres Schwerter, Engbert, Fink, Mundwiler, Tilly, Mellwig, Bendeich usw. zumal in der ersten Zeit an Entbehrungen und Strapazen zu ertragen hatten. Noch in den neunziger Jahren mußten die Meerfahrten nach den Chiloë-Inseln und nach den weitentlegenen Stationen am Golf von Reloncavi oder längs der Meeresküste im Ruder- oder Segelboot zurückgelegt werden, so daß ein einziger Versehgang hin und zurück oft zwei, drei bis vier Tage und länger dauerte.

Nur ein Beispiel aus vielen. P. Wilh. Tilly war zum Seelsorger einer kleinen Pfarrei am Golf von Reloncavi ernannt worden. Die Fahrt dahin mußte in einem Boote von sechs Ellen Länge gemacht werden.

„Mit gutem Wetter ruderten wir ab. Es war 9 Uhr morgens; um 7 Uhr abends — es war Winter — ruderte das Boot in den Meerbusen ein, welcher im Bereich meiner Pfarrei liegt. Gegen halb 12 Uhr nachts ertönte plötzlich ein Getöse wie das Rauschen anprallender Wogen von vorne her, wo einige Inseln liegen. ‚Viento del Este‘ (Ostwind), sagte der Eigentümer des Bootes. ‚Also einen Hafen suchen‘, fügte ich bei, ‚und das Tageslicht abwarten.‘ Ein Begleiter schlug eine nicht weit entfernte sichere Bucht vor; wir drehten bei und warfen nach einer halben Stunde Anker. Hier war wenigstens Sicherheit für das Leben, wie immer die Nacht ausfallen mochte. Im Boote sitzend, mußten wir den Morgen abwarten, sieben ganze Stunden. Ans Land zu gehen konnte man nicht denken wegen der Felsen. Über unsere Köpfe weg rauschte der Wind. Ich spannte den Regenschirm gegen Wind und Regen und schlummerte halb bei stillem Gebete und Betrachtung; die meisten taten desgleichen, nur der ältere Mann blieb wach, um das sich ansammelnde Wasser von Zeit zu Zeit auszuschöpfen, da es von oben regnete und von unten das Boot nicht dicht war. Beim Morgengrauen, es war vor 7 Uhr, waren alle wieder munter. Die Burschen ergriffen die Ruder und unter stetem Regen nahmen wir den in der Nacht verlassenen Pfad wieder auf. Allmählich blies der Wind und mit Mühe kamen wir eine Meile weit voran; ich unter dem Regenschirm, die andern bloß unter ihrem wollenen Überwurf. Hinter einem Felsen suchten wir Schutz und frühstückten, d. h. nahmen Brot und Wasser. Hier konnten wir nicht bleiben: das Meer ging hoch, der Wind war uns entgegen und von oben Regen. ‚Suchen wir das Haus Electo Maldonado zu erreichen,‘ sagte der Steuermann, ‚es ist bloß eine halbe Stunde weit.‘ Nach einer halben Stunde erreichten wir, freilich unter Anstrengung den an dieser Stelle sichern Hafen. Electo war abwesend. Zwei Mädchen mit einem Brüderchen bewahrten das Haus. Es war eine arme Hütte, sechs Ellen lang, vier breit; an der einen Seite der Herd, an der andern eine Bettstatt, in der Mitte eine Leiter, welche zur Luke des Dachbodens führte. In dieser Hütte brachten wir zwei Tage und zwei Nächte zu, ich auf einem alten Stuhle weit vom Feuer sitzend, damit der Rauch mir nicht zu sehr die Tränen entlocke, die andern um das Feuer herum zusammengekauert. Abends und morgens betete ich mit den Leuten; auch hielt ich eine kleine Predigt. Am dritten Morgen legte sich Wind und Regen — es war Sonntag. Also Aussicht für die Weiterreise.“ Endlich, endlich nach fast dreitägiger Fahrt war das Ziel erreicht.

Es ist nur dem besondern Schutze Gottes zu verdanken, daß bei den vielen Seefahrten in den fünfzig Jahren niemals ein Pater verunglückt ist. Vielleicht noch mühevoller gestalteten sich die Landreisen.

„Letzten Montag“, so schildert ein Bericht, „ist der gute, unermüdliche P. Juan (Mundwiler) von der diesjährigen Missionsreise nach der weit entfernten Kapelle Petrohne zurückgekehrt. Beide Wege, die dahin führen, sind beschwerlich, der zur See und noch mehr der Landweg, der eigentlich kein Weg ist. Ganz vom Hochgebirge umgeben liegt die Ansiedelung am oberen Ende des Reloncavi-Meerarmes. Trotz seiner mehr als siebenzig Jahre und

weil ihm gewöhnlich das Reisen per Boot schlecht bekommt, hatte der wackere Greis den Mut, den Weg im Sattel zurückzulegen. Sonntag, den 21. März, ritt er von hier weg, aber der Regen ließ nicht nach und ließ ihn erst vier Tage lang am Llanquihue-See in vier Kapellen sitzen. Erst am folgenden Samstag konnte er dann den schwierigsten Passus der Reise machen. Das Pferd mußte aber bald in einem Bauernhof zurückgelassen werden; nur zu Fuß konnte der Pater mit einem Führer weiter kommen und darauf ging es ins Boot, dann zu Pferd, dann kam die Nacht im Gebüsch des Waldes, und einige Male mußten die Leute, die unterdessen vom Reiseziele her, weil



Die deutschen Jesuitenpatres in Puerto Montt (1910).
Von links nach rechts: P. Traval, P. W. Van Laak, P. K. Bohle, Br. M. Schöpf, P. W. Sander, Br. Fr. Ribler, P. K. Leonhardt, P. Düffels, Br. Struck.

zuvor benachrichtigt, entgegengekommen waren, mit dem guten Pater anhalten, Feuer machen und Fackeln schneiden, um zu Fuß im Fackelscheine den Weg voran zu finden. Endlich gegen Mitternacht kam der gute Pater in Schweiß gebadet in dem für die Missionäre gebauten Bretterhäuschen an. Vierzehn Tage darauf bei der Rückreise wiederholten sich dann ähnliche Szenen; ein Trupp Leute mit Äxten und Schlagmessern bahnten den Weg. Am Feuer unter offenem Himmel, auf dem Sattel eines Pferdes gebettet, brachte der Pater die Nacht vor dem Palmsonntag zu, und Palmsonntag morgen ging es zu Pferd weiter bis zur nächsten Kapelle, wo er nach 12 Uhr noch nüchtern anlangte und die heilige Messe las."

Bedenkt man, daß z. B. in dem einen Jahr 1900 die wenigen Patres 33 (1902: 44; 1903: 62) Volksmissionen abhielten und außerdem 95 größere apostolische Ausflüge machten, daß das Jahr 1902 allein 473 Krankenbesuche und 234 Versehgänge brachte, so mag man daraus selbst die Arbeitssumme ermessen. Erst in neuer Zeit haben das Dampfschiff und streckenweise das Dampfroß die Wandermühen verringert.

Der einzige, freilich sehr süße Lohn dieser unsäglichen Mühen besteht darin, daß die deutschen katholischen Kolonisten heute überall eine geordnete Seelsorge besitzen und daß dank derselben unter ihnen noch religiöser Sinn und echt deutsche Frömmigkeit und Sitte herrscht.

Wie in Brasilien, so boten die Patres auch in Chile ihr möglichstes auf, um den Kolonisten die Wohltat eines ordentlichen Schulunterrichtes zu verschaffen.

Die ersten Kolonisten hatten eine gute Schulbildung aus Deutschland mitgebracht. Mit ihren Kindern jedoch war es anfangs übel bestellt. Sie wuchsen ohne Unterricht auf.

Kaum waren die ersten deutschen Priester nach Puerto Montt gekommen, als sie auch sofort eine Schule eröffneten, welche P. Engbert selbst leitete. Sein Begleiter, P. Schwerter, wandte sich bald darauf an seinen Bruder Ferdinand, der Lehrer in Deutschland war, und lud ihn ein, zu kommen und die Schule zu übernehmen. Derselbe nahm an und wirkte viele Jahre in Puerto Montt als Lehrer und Organist. Eine Zeitlang war auch Bruder Bartling als Lehrer tätig.

So war mit der Zeit in der Stadt der schreiendsten Schulnot gesteuert, nicht so auf dem offenen Lande.

Zwar war mit den ersten katholischen Westfalen 1860 der Bruder Nikolaus aus dem dritten Orden des hl. Franziskus gekommen, der an verschiedenen Kolonistenstationen Schule hielt, sich aber nach wenigen Jahren wieder zurückzog. Auch einige junge Männer erteilten vereinzelt Unterricht, und endlich begann auch die Regierung die eine oder andere Schule zu errichten. Aber das reichte nicht aus für das ganze große Gebiet der Kolonien. Von den zahlreichen Kindern, mit welchen fast alle deutsche Familien gesegnet waren, konnten wegen der großen Entfernungen, der schlechten Wege und des andauernden Regens im Winter nur wenige die Schule besuchen.

So reifte bei den Patres allmählich der Gedanke, in Puerto Montt selbst eine Zentralanstalt als Kostschule zu schaffen, wo die Kinder während der Schuljahre sich bleibend aufhalten könnten.

Der Plan fand bei den gut katholischen Eltern freudige Aufnahme und bereitwillige Unterstützung. Einige größere Almosen aus Deutschland kamen dazu und so entstand das „Xaverius-Kolleg“ von Puerto Montt, das am 27. April 1882 mit sieben Internen eröffnet wurde, bereits Ende des Jahres 30 zählte und in den letzten Jahren durchschnittlich 150 Zöglinge aufweist.

Durch Zuzug einiger Patres aus Deutschland war für das Lehrpersonal gesorgt.

Von den anfänglichen Schwierigkeiten des Unterrichtes und der Hausordnung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß man es mit Kindern der Wildnis zu tun hatte, die niemals auf einer Schulbank gesessen, wohl aber in süßer Freiheit auf dem Pferde mit dem lazo in der Hand hinter dem Vieh hergejagt waren.

Außer den Internen besuchten alle Jahre wenigstens 20 bis 30 Externe aus der Stadt die Schule. Anfangs mußte man sich auf einen einfachen Elementarunterricht beschränken, was die Kinder aber vollauf beschäftigte, da sie zugleich die zwei hier gebräuchlichen Sprachen, das Spanische und das Deutsche, zu lernen hatten, was bekanntlich für die kleinen Köpfe nicht leicht ist. — Wenn aber die Kinder den vollkommenen Kurs von vier bis fünf Jahren durchmachten, waren sie gut ausgerüstet mit allen Kenntnissen für jede nicht wissenschaftliche Karriere. Nach etwa fünfjährigem Bestand des Kollegs wurde aber schon eine Lateinklasse für die befähigteren Schüler eingeführt, besonders für diejenigen, welche Lust zu einem höheren Berufe zeigten. Übrigens hatten die Patres seit Jahren schon einzelne Jünglinge, welche Neigung zum priesterlichen Stande an den Tag legten, ins Haus aufgenommen und im Latein unterrichtet; von diesen war einer der ersten der hochwürdige P. Kaspar Bohle, jetziger General- und Studienpräfekt des Kollegs.

Anfangs der neunziger Jahre ging man daran, an Stelle des ersten etwas abgelegenen und kaum mehr ausreichenden Schulbaues einen Neubau zu errichten, der mit der Wohnung der Patres und der Pfarrkirche zu einem schönen Ganzen verbunden wurde. Im alten Bau erstand 1905 eine unter Leitung von Schulbrüdern stehende Gewerbeschule.

Seit dieser Zeit hat sich das Kolleg in erfreulichster Weise weiterentwickelt und nimmt heute unter den Lehranstalten der Provinz eine ehrenvolle Stellung ein. Das beste Zeugnis seiner ersprießlichen Wirksamkeit bildet die nicht geringe Zahl tüchtiger Männer, welche

bereits aus derselben hervorgegangen sind und in den verschiedensten Lebensstellungen und Berufszweigen stehen. Wir finden unter denselben eine große Zahl Landwirte, die mit Geschick den Landbau betreiben, sehr geachtete Handwerker, die es auch zu Fabrikbesitzern und Technikern gebracht haben, gewandte Kaufleute, Bankbeamte, Apotheker, Ingenieure verschiedener Gattung, Munizipales und Alkaldes und andere öffentliche Staatsbeamte, Militärs und Dampferkapitäne; der größte und schönste Dampfer der Compañia sudamericana steht heute unter Führung eines früheren Zöglings; ferner Volksschullehrer und selbst Professoren höherer Lehranstalten, Ärzte und Advokaten, außerdem eine große Anzahl Priester und Ordensleute, unter ihnen der hochwürdigste Weihbischof und Generalvikar von Valdivia, Don Augusto Klinke.

Als Ende 1904 in Puerto Montt ein deutsches Kriegsschiff — hier ein seltener Gast — S. M. S. der Kreuzer „Falke" anlief, fiel dem Kommandanten, Korvettenkapitän Pehne, die deutsche Flagge auf dem Turm des hochgelegenen Kollegs besonders auf. Der deutsche Kommandant beehrte dasselbe dann auch mit seinem Besuche. Man führte ihn durch die Klassenzimmer, das Naturalienkabinett usw., examinierte die Schüler in seiner Gegenwart über Erdkunde, Entstehung der Meeeesströmungen, der Ebbe und Flut und ähnliche Gegenstände, die den Seemann interessierten.

Er hatte auch die Freude, sich mit chilenischen Kindern in deutscher Sprache zu unterhalten und gewann sichtlich von der ganzen Anstalt einen sehr guten Eindruck, was auch in der freundlichen Einladung der Patres und Zöglinge an Bord des Kreuzers seinen Ausdruck fand.

Am Sonntag Morgen 7¾ Uhr erschienen die 14 katholischen Matrosen der Mannschaft mit zwei Deckoffizieren, um am Gottesdienste in der Kirche der deutschen Jesuiten teilzunehmen. „Die Mannschaften", so beschreibt ein Bericht, „besetzten die Bänke der Zöglinge; den Offizieren wurden zwei Betschemel angewiesen. Alle hatten Gebetbücher und sangen aus voller Kehle die populären deutschen Kirchenlieder: Großer Gott usw., mit. P. Wisthoff ließ es sich nicht nehmen, die Ansprache an seine Landsleute zu halten, anknüpfend an das Schriftwort: ‚Die Gottseligkeit bewahrt das Herz und macht es gerecht und gibt Lust und Freude.' Das, sagte er, gelte auch für christkatholische Krieger; denn die Gottseligkeit bewahrt das Herz des Soldaten in der Treue gegen Fürst und Vaterland, im entschlossenen Mute, wenn das Vaterland seiner bedarf; sie macht den Soldaten

gerecht gegen Gott; denn die Religion lehrt Ordnung, Manneszucht, Gottesfurcht, macht ihn eifrig in der Ausbildung, geduldig in den Strapazen, hält ihn ab von entnervender Wollust, entehrender Trunksucht und verderblichem Spiel; macht ihn gerecht gegen Mitmenschen. Gottseligkeit lehrt Gerechtigkeit und Schonung gegen Kameraden und Untergebene, gegen wehrlose Bürger und Frauen, lehrt Gerechtigkeit und Menschlichkeit auch gegen besiegte Feinde. Sie gibt Lust und Freude und den Segen des Königs der Könige. . . ."

Als der Kreuzer zwei Tage später seine Übungsfahrt nach Alaska fortsetzte, sandte ihm das Kolleg von dem nahen Hügel aus mittelst internationaler Signale einen Abschiedsgruß nach. Pater Wisthoff S. J. hatte sich zu diesem Zwecke eigens das Signalbuch von der Hafenkapitanie holen lassen und stellte mit Hilfe von fünf Stangen und etlichen Scheiben die Worte zusammen: „Déseo á Ud un agradable viaje", d. h.: „Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise."

Was die Patres für die männliche, das leisteten die von ihnen 1875 herbeigerufenen Schwestern von der christlichen Liebe von Paderborn in wahrhaft glänzender Weise für die weibliche Jugend. Sie leiteten 1911 allein in Südchile (Diözese Ancud) vier Pensionate (Colegios), eine Mädchenschule, zwei Waisenhäuser und sechs Krankenhäuser.

„Die Wirksamkeit der Paderborner Schwestern", so schreibt das Caritas-Jahrbuch für 1912/13, S. 95, „ist nicht nur eine ausgezeichnet erzieherische, religiös-sittliche Leistung, sondern zugleich eine hervorragende Förderung des deutschen Ansehens und Einflusses in Chile.

„Bei dieser Gelegenheit kann nicht verschwiegen werden, daß die tiefgehende, umfassende Förderung des Deutschtums in Chile und anderswo durch deutsche religiöse Genossenschaften, obwohl sie dem Vaterlande nicht die geringsten Kosten verursachte, bisher nur wenig berücksichtigt wurde. Die Leistungen der Ordensgenossenschaften können sich ruhig sehen lassen neben den protestantischen Unternehmungen, die von der Regierung reichlich unterstützt werden.

„Eine Förderung durch das Deutsche Reich verdienten z. B. die katholischen Elementar- und Handwerksschulen in den deutschen Kolonien von Llanquihue außerordentlich. Hoffentlich haben die Erkundigungen, die letzthin der deutsche Generalkonsul in Valparaiso über die Schulen einzog, die so dringend notwendige Unterstützung zur Folge."

Gegenwärtig arbeiten in Chile 27 deutsche Jesuiten (16 Priester und 11 Brüder) in den drei wohlgeordneten Pfarreien Puerto Montt, Puerto Varas und Puerto Octay, die zusammen an 40 bis 50 Filialen

zählen und in einem blühenden Kolleg, das an 150, meist aus deutschen Kolonistenfamilien stammende Knaben erzieht.

Die Patres erfreuen sich unter der katholischen Kolonistenbevölkerung der größten Beliebtheit und Hochachtung. Als am 11. Oktober 1909 der vierundsiebzigjährige Veteran P. Peter Finck S. J. auf einem apostolischen Ausfluge starb, gaben dem allgemein hochverehrten Manne auch zahlreiche Protestanten das letzte Geleite[1]. „Mit dem Tode des vielgeliebten P. Finck“, so schrieb der hochwürdigste Herr Aug. Klinke, Weihbischof und Generalvikar der Diözese Valdivia, „verliert das Bistum einen Apostel, die Stadt Puerto Montt ihr kostbarstes Juwel.“

Als 1904 ein anderer wackerer Missionär, der P. Blasius Bendeich, sein fünfzigjähriges Ordensjubiläum feierte, da schrieb der „Llanquihue“ (20. November 1904):

„Wir bedauern, daß bloß deswegen diese Feier des um uns Deutschen so hochverdienten, ehrwürdigen Priestergreises, so unvermerkt an uns vorübergegangen, weil er krank in Rio Bueno verweilt, — krank — aus Überarbeit. Wir deutschen Kolonisten wissen uns Stückchen zu erzählen von seiner geradezu unglaublichen Energie und Arbeitskraft, besonders wie er einmal auf dem Gang nach einem Sterbenden in Ermangelung eines Bootes frischweg durch den angeschwollenen ‚Maullin‘ schwamm. Man sollte es bei seiner Bescheidenheit nicht vermuten, daß er in den Studien der Erste war und heute noch in seinem Alter eine erstaunliche allseitige Gelehrsamkeit besitzt. Man mache nur einmal die Probe mit einer Frage, so schwer sie auch sei. Im Handumdrehen ist sie klipp und klar beantwortet und mit dem Zeugnis einer erdrückenden Menge deutscher, spanischer und lateinischer Schriftsteller belegt. Sein Lieblingsstudium ist die Sprachkunde, eine Vorliebe, die er aus seiner schwäbischen Heimat mitgebracht. Dies ist das Beispiel eines jener deutschen Ordensleute (und deutschen Reichsangehörigen), welche man von gegnerischer Seite verachtet. Nur grenzenlose Torheit und Einbildung kann einen verleiten, gegen das Wissen solcher Priester zu reden und zu schreiben. P. Blasius hätte bei seiner Tugend und Gelehrsamkeit ein besseres Los verdient, als verkannt in dem kleinen Puerto Montt zu sitzen. In vertraulichem Gespräch äußerte er sich einmal: Sein Trost sei der Heiland, der bei all seiner Weisheit und Arbeit in dem elenden Judenländchen nur wenig zustande gebracht. Der genannte Pater dachte sicher in seiner übertriebenen Anspruchslosigkeit, er sei der Gratulation entwischt. Doch wir erfuhren, daß man ihm in Rio Bueno eine großartige Ovation zu Ehren seines goldenen Jubiläums bereitete. Hoffentlich kommt er bald gesund zurück. Einstweilen wollen wir ihm durch unser deutsches Blatt Gruß und Gratulation übersenden.“

---

[1] Vgl. El Llanquihue vom 14. Oktober 1909.

Auch unter den Protestanten zählen die Patres sehr viele gute Freunde, und es ist nicht ihre Schuld, wenn der konfessionelle Friede unter der gemischten Kolonistenbevölkerung wiederholt getrübt wurde.

„Mit tiefer Wehmut muß es uns aber erfüllen“, so klagte Pastor Dedekind auf dem dritten Kolonialkongresse in Berlin, daß gerade in diesen Gegenden Chiles die konfessionellen Gegensätze der deutschen Protestanten und Katholiken, die wiederholt in fanatischen Haß ausgeartet sind, das Emporblühen deutscher Kraft vielfach gehindert und das Ansehen des deutschen Namens schwer geschädigt haben.“ [1]

Dedekind sagt nicht ausdrücklich, wem er die Schuld zumißt. Die Patres trifft sie ganz sicher nicht.

„Unter den verschiedenen Konfessionen in den deutschen Kolonien herrschte von Anfang an Friede und Eintracht. Ein protestantischer Bäcker lieferte in der ersten Zeit den deutschen Jesuiten in Puerto Montt aus freien Stücken den anfänglichen Unterhalt. Viele Protestanten brachten ihnen sogar, solange sie noch keine eigenen Prediger hatten, ihre Kinder zur Taufe. Solange die Pfarrbücher als öffentliche Zivilregister galten, schlossen die Protestanten auch ihre Ehen außerhalb der Kirche vor dem katholischen Geistlichen ab. Vielfach, selbst heute noch, wohnen sie den Missionsvorträgen bei und zeigen sich dankbar für die von den Missionären aufrecht erhaltene Zucht und Sitte, besonders unter den vielen chilenischen Arbeitsleuten. In geschäftlicher Beziehung haben die deutschen Kolonisten jeder Konfession materielle Vorteile durch Arbeitsaufträge und Einkäufe von seiten der religiösen Genossenschaften.

Kolonisten, Lehrer und Prediger treten bisweilen in freundschaftlichen Verkehr mit den Ordensleuten. Vor nicht langer Zeit wurde bei einem protestantischen Prediger von Deutschland aus angefragt, wie es mit dem konfessionellen Frieden unter den Deutschen in Llanquihue stünde. Derselbe antwortete sehr günstig und bemerkte, wenn es sich um einen notwendigen Dienst handle und er im Stiche gelassen werde, dann gehe er zu den Patres und Schwestern. Diese hülfen ihm sicher.“ [2]

Der Zwist begann erst mit der Ankunft gewisser Herren und der Gründung gewisser Blätter vom Gepräge der „Wartburg“, die in der Schmähung und Verfolgung alles Katholischen und vornehmlich der Jesuiten ihre edelste Lebensaufgabe erblicken. Ihre unglaublichen Lügen und Mordgeschichten werden dann in Deutschland pflichtschuldigst weitergegeben und verbreitet.

Nur ein eklatantes Beispiel aus den letzten Jahren. Am 13. November 1903 brachte die „Wartburg“ folgende Notiz:

---

[1] Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910 (Berlin 1911), S. 1021.

[2] Jahrbuch des Caritasverbandes 1912/13, S. 97.

„Chile. Deutsche gegen Deutsche im fremden Lande. Deutsche Katholiken, die am Sedanstage eine evangelische Kirche stürmen, — das ist die neueste Errungenschaft, zu der es jesuitischer Fanatismus gebracht hat. Schon früher waren ähnliche Erscheinungen zutage getreten. Unter der Führung eines ‚deutschen' katholischen Priesters Bohle war die Kolonie Osorno der Schauplatz der wildesten Kämpfe, bei denen sogar der von der Regierung eingesetzte Richter ermordet wurde. Die Kirche in Puerto Montt wurde bald nach ihrer Einweihung der Raub der Flammen! Diesmal war es wieder die deutsche evangelische Kirche in Puerto Montt, die während der gottesdienstlichen Feier am 2. September zur größeren Ehre Gottes von einem fanatischen Haufen katholischer Deutscher gestürmt wurde! Schmach und Schande über die Kreaturen, die in solcher Weise ihr Deutschtum vor Romanen und Halbindianern schänden! Das volksfeindliche und hetzerische Wirken der dortigen Jesuiten, die in Puerto Montt eine großartige Erziehungsanstalt besitzen, ist schon seit Jahren bekannt. Vermutlich wollen die Jesuiten sich auf diese Weise für ihre Wiederzulassung im Deutschen Reiche empfehlen! Wir hoffen, über die ganze Angelegenheit noch einen Bericht aus erster Quelle veröffentlichen zu können. In Chile sind die Jesuiten ausgewiesen[1], nur im deutschen Puerto Montt gestattete man ihnen, eine Niederlassung zu gründen, weil man die deutsche Kolonie nicht zu mächtig werden lassen wollte. Die Chileregierung hat die Leistungsfähigkeit der Jesuiten richtig erkannt, denn der Bürgerkrieg ist durch dieselben glücklich herbeigeführt. Sehnt sich Herr v. Bülow darnach, daß es in Deutschland ebenso zugeht?"

Hier sind zunächst die alten Lügen von den Wirren in Osorno und der Brandstiftung in Puerto Montt wiederholt, die durch gerichtliche Erhebung und das amtliche Zeugnis des protestantischen Vizekonsuls, Herrn Georg Greve in Chile, längst abgetan waren[2], jetzt aber von der „Wartburg" wieder aufgewärmt wurden. Und der Sturm auf die deutsche evangelische Kirche in Puerto Montt?

Auf eine Erkundigung der katholischen Presse gab P. Kaspar Bohle S. J., ein im Lande geborener Deutschchilene, folgenden Bescheid:

„Hier besteht der alte Brauch, daß bei der Gelegenheit von Kindtaufen oder Eheschließungen wohlhabender Leute eine Menge von Straßenbuben sich an der Kirchentür sammelt. Beim Austritt aus der Kirche werfen dann die Paten oder Brautführer einige Handvoll Quintos (kleinste Silbermünze = 5 Centavos) in den Haufen der Buben, die unter großer

[1] Im Gegenteil, die Jesuiten haben in verschiedenen Städten Chiles sieben Niederlassungen, darunter das große Kolleg S. Ignatius in Santiago (siehe Bild S. 132) und sind heute dort 124 Mann stark. Aber auf Wahrheit kommt es der „Wartburg" ja nicht an, nur auf Verhetzung.

[2] Vgl. El Llanquihue, 30. Oktober 1909.

Balgerei möglichst vieler derselben sich zu bemächtigen suchen. Als am Sonntag abend, den 30. August 1903, also nicht am Sedantage, wie die ‚Wartburg‘ mit sichtlicher Entrüstung hervorhebt, das Brautpaar Stange-Bymeister sich zur Trauung in die protestantische Kirche begab, fand sich wie gewöhnlich, eine Menge Straßenbuben vor der Kirchentüre ein. Darunter war aber nicht ein einziges deutsches Kind katholischer Eltern. Erwachsene kamen erst hinzu, als sich über den Unfug ein Auflauf bildete; sie nahmen indes keinen tätlichen Anteil. Auch unter diesen Erwachsenen war nicht ein einziger deutscher Katholik. Das waren die ‚Kirchenstürmer‘ des ‚Grenzboten‘ und der ‚Wartburg‘! Das ‚die Kreaturen, die (zufolge der ‚Wartburg‘) ihr Deutschtum vor Romanen und Halbindianern schänden‘. Vor der katholischen Kirche wäre unter gleichen Umständen derselbe Unfug geschehen. Und nun muß noch an allem ‚das volksfeindliche und hetzerische Wirken der dortigen Jesuiten‘ die Schuld tragen! Daß die Frau des protestantischen Predigers einen Stein an den Kopf erhielt, ist richtig. Als die Buben darüber erbost waren, daß man ihnen statt Quintos Nägel und Knöpfe hinwarf, rückte sie dem Janhagel mit einer Gießkanne oder einem Wasserschlauch zu Leibe, und als Erwiderung wurden Steine geworfen. Aus diesem an sich unbedeutenden Vorfall ist der ‚Kirchensturm‘ entstanden. Das erwähnte Telegramm wurde an das Logenblatt von Concepcion ‚El Sur‘ geschickt und gab dem ‚Grenzboten‘ Anlaß zu seinem Artikel[1], der dann ohne weitere Prüfung die Rundreise durch die evangelische Bundespresse antrat.“

Es ist dies ein wahres Schulbeispiel, wie es gemacht wird. In Puerto Montt und bei den Kolonisten erregte diese unglaubliche Entstellung gerechte Entrüstung. Aus diesen Kreisen schrieb ein Laie folgende Entgegnung, die als schönes Zeugnis für die deutschen Jesuiten in Chile unsere Ausführungen beschließen soll.

„Der Schmähartikel der ‚Wartburg‘, der in unqualifizierbarer Weise die Arbeiten der hiesigen deutschen Jesuiten verdächtigte und ihnen Verbrechen zur Last legen wollte, denen dieselben absolut fernstehen, hat hier — so weit er bekannt geworden — unter Katholiken wie Protestanten großen Unwillen hervorgerufen. Eine sachliche Widerlegung ist — soviel uns bekannt — bereits an anderer Stelle erschienen. Eine andere Erwägung sei hier einem Laien, einem Deutschen, gestattet, der über zwanzig Jahre die Arbeiten der hiesigen Patres zu beobachten Gelegenheit hatte, dem also jedenfalls ein besseres Urteil zusteht als dem Verfasser des genannten Schmähartikels.

„Der ‚Grenzbote‘, ein deutsches Hetzblatt erster Güte, das in Temuco erscheint, dem jede Verdächtigung gegen die katholische Kirche und ihre Diener sehr willkommen ist, das der ‚Wartburg‘ bei Abfassung ihres Artikels ohne Zweifel als Vorlage diente, hat auf die werktätige Liebe der Frau Pastorin in

[1] Vgl. Kölner Volkszeitung 1904, Nr. 130.

geübt sieht. Unsere volle Hochachtung und Anerkennung jedem und überall, wo Gutes geschieht. Wenn man es aber für angezeigt findet, auf die Verdienste einer einzelnen Person, die nur wenige Jahre hier gewirkt, hinzuweisen und über mangelnde Rücksichtnahme klagen zu sollen glaubt, was soll man denn sagen von den Verdiensten der hochwürdigen Jesuitenpatres in Puerto Montt, wenn man auch nur die eine Seite ihrer Bemühungen im Dienste der Kranken betrachten will, und welche Worte könnten scharf genug sein, um die niederträchtigen Verdächtigungen ihrer Gegner genügend zu brandmarken? Die große Mehrheit der hiesigen Jesuitenpatres sind ergraute, ehrwürdige Greise, die ihr ganzes Leben, zwanzig, dreißig, vierzig und mehr Jahre in schwerer Arbeit für die gesamte hiesige Bevölkerung (nicht nur für den weitaus kleineren Teil der katholischen deutschen Kolonisten) zugebracht haben, und dies nicht nur in hiesiger Stadt, wo die Arbeiten am Ende nicht allzu schwer sind, sondern in der ganzen Umgebung, oft auf eine Entfernung von 20 bis 30 Stunden. Man nenne einen Kranken, er mochte noch so fern sein, der den Beistand der hochwürdigen Patres angerufen, dessen Bitte man nicht entsprochen hätte. Es ist kein Pater hier, der im Dienste der Kranken und Leidenden sich nicht öfters in seinem Leben der größten Lebensgefahr ausgesetzt hätte, sei es auf den kleinen Fahrzeugen bei Stürmen auf dem Meere oder zu Pferde bei den entsetzlichen Wegen hier zu Lande oder dem fast beständigen Regen, von unsäglichen andern Strapazen, körperlichen Entbehrungen auf den weiten Reisen unter dem armen Volke gar nicht zu reden. Das tun die hochwürdigen Jesuitenpatres in Puerto Montt zum Teil im hohen Greisenalter, bis heute Woche für Woche, Jahr für Jahr, ohne den allergeringsten irdischen Vorteil. Jedermann in hiesiger Stadt kann mit eigenen Augen sehen, wofür die hochwürdigen Patres etwa überfließende Almosen, die aus wohltätiger Hand kommen, verwenden. Solche Männer beschuldigt man des Fanatismus. Warum zeitigt der Fanatismus nicht auch anderwärts solche heroische Opfer? Irdisch betrachtet, was würde die katholische Kirche verlieren, wenn die hochwürdigen Patres hier die 5000 bis 8000 Seelen in der Umgebung von Puerto Montt mit Rücksicht auf die gewaltigen Opfer, welche ihre Seelsorge erheischt, vernachlässigten? Die ‚Wartburg‘ macht auf das gefährliche Treiben der deutschen Jesuiten hier aufmerksam und richtet einen warnenden Appell an den deutschen Reichskanzler, solche Männer nicht zuzulassen. Wer, wie Schreiber dieses, seit vielen Jahren die hochwürdigen Patres aus der nächsten Nähe beobachten konnte, erschrickt und entsetzt sich, solche Worte zu lesen. Man erinnert sich an das wüste Treiben der Juden gegen Christus: er wiegelt das Volk auf, er ist ein Feind des Kaisers. Man nenne uns einen einzigen Fall, daß die hochwürdigen Patres gegen Deutschland, deutsche Regierung gesprochen. Und sie hätten Grund zur Klage. Im Gegenteil ist es ein besonderes Verdienst der hochwürdigen Patres, daß neben der Landessprache unter den hiesigen Deutschen die Kenntnis der deutschen Sprache und mit ihr deutscher Brauch und Sitte nicht zurückgeht. Man nenne uns einen einzigen Fall, daß die hochwürdigen Patres hier gegen einen Protestanten ein Unrecht ausgeübt, so wie sie es jetzt selbst von diesen erleiden. Wenn wir uns zum Schlusse fragen, was mag die tiefste Veranlassung zu fraglichem Artikel der ‚Wart-

hochwürdigen Patres hier gegen einen Protestanten ein Unrecht ausgeübt, so wie sie es jetzt selbst von diesen erleiden. Wenn wir uns zum Schlusse fragen, was mag die tiefste Veranlassung zu fraglichem Artikel der ‚Wartburg‘ gewesen sein? — Liebe zur Wahrheit, Liebe zum Vaterlande? — Wahrhaftig nicht — wir vermögen keine andere zu finden, als ein böser Wille, der blasse Neid und die helle Angst, das deutsche Volk möchte bei Zulassung der Jesuiten nach Deutschland bald einen gewaltigen Unterschied finden zwischen einem katholischen Ordensmann und einem protestantischen Hetzpastor.“ [1]

---

[1] Vgl. „Germania“ 1904, 15. April.

XII. Indien.

Am 30. Januar 1905 kam der bekannte „Indienfahrer“ P. Joseph Dahlmann auf seinen weiten Fahrten im Osten auch nach Bombay[1]. „Nach wenigen Minuten“, so erzählte er, „befand ich mich im Kreise meiner lieben deutschen Mitbrüder vom St.-Xaverius-Kolleg. Hatte ich auf meiner weiten Fahrt durch Ostasien überall ein gastliches Heim, brüderlich herzliche Aufnahme gefunden, so konnte ich doch hier inmitten so vieler alten Bekannten, mit denen ich einst die Freuden und Leiden der Studien auf der holländischen Heide oder an den Ufern der Mersey geteilt[2], zum erstenmal wieder vom ‚Daheim‘ reden. Waren wir ja alle Glieder der einen deutschen Ordensprovinz, die ob auch nach Ost oder West vom Sturme zerstreut, überall an den Ufern des Rio Grande in Brasilien und an den Gestaden Indiens eine gastliche Stätte für eine Wirksamkeit gefunden hatten, die ihnen auf deutschem Boden versagt blieb.“

Diese fast sechzigjährige Wirksamkeit der deutschen Jesuiten in Indien ist wenigstens in bezug auf das Erziehungswesen als eine glänzende und großartige zu bezeichnen, die dem deutschen Namen im britischen Kaiserreiche alle Ehre macht und daher auch an dieser Stelle wohl erwähnt werden darf.

Steht doch P. Friedrich Schwager S. V. D. nicht an, das von deutschen Jesuiten gegründete und bis heute ruhmvoll geleitete große St.-Franz-Xaver-Kolleg in Bombay „die imposanteste Schöpfung deutscher Ordensleute, ja des Deutschtums im Auslande überhaupt[3] zu nennen.

[1] Indische Fahrten I (Freiburg 1908), 371.

[2] Von 1873 bis 1893 befand sich das theologische Studienhaus der verbannten deutschen Jesuiten in Ditton Hall unweit der Mersey, Lancashire, England, heute ist es in Valkenburg (vgl. die Schilderung „Modernes Klosterleben“ im „Tag“, 18. Oktober 1912, Nr. 245) in der holländischen Provinz Limburg.

[3] Heidenmission im Schulunterricht (Steyl 1912) S. 146.

„Fast ganz aus behauenen dunklen Basaltsteinen im gotischen Stile aufgeführt," so schildert Dahlmann, „trägt der Hauptbau[1] einen ernsten Charakter; seine Länge beträgt 61 m, seine Breite 50 m, seine Höhe 25 m. Über dem breit angelegten, prächtigen mittleren Flügel erhebt sich der Xaveriusturm bis zu einer Höhe von 43 m vom Boden. Außer den vielen luftigen Schulsälen und eigentlichen Kollegsräumen, Wohnzimmern, Speisesaal, Bibliothek, Hauskapelle der Patres besitzt das Kolleg in seinem rechten Flügel zwei prachtvolle große Hallen. Die untere, auf schönen Steinsäulen ruhend,



Teilansicht des Franz Xaver-Kollegs der deutschen Jesuiten in Bombay.

dient als kühler Spielplatz; die obere, mit herrlichen Holzpfeilern, Bogen und kunstreichem Schnitzwerk geziert, als Festhalle des Kollegs.

„Ausgezeichnet durch architektonische Schönheit und Dauerhaftigkeit seines Baues, durch seine günstige Lage auf der ‚Esplanade', dem vornehmsten Teile einer Stadt, die sich auf ihrem Wappen stolz die prima urbs Indiarum nennt, unweit vom Strande, von wo die gesunde, reine Meerluft weht, ragt das Xaverius-Kolleg mit seinen kreuzgekrönten Giebeln, seinen hohen, stattlichen Bogenfenstern und

[1] Von dem deutschen P. Franz Wagner S. J. entworfen und unter Mitwirkung der deutschen Laienbrüder Lau und Klüber ausgeführt

seinem herrlichen Turme, der das Standbild des Apostels Indiens trägt, imposant aus dem Häusermeer auf und repräsentiert mit seinen ca. 1400[1] Studenten wohl die größte katholische Erziehungsanstalt des östlichen Asien. Sie wird denn auch in J. M. Macleans Guide to Bombay (13. Aufl., S. 232) unter die Merkwürdigkeiten der Stadt gerechnet und ebenso bündig wie treffend als a monument of the wonderful devotion, energy and determination of the R. Catholic Clergy of this Presidency bezeichnet. Richtiger hätte er die Anstalt ein Ehrendenkmal deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer und deutscher Wissenschaftlichkeit genannt."

Jeder Deutsche, der Bombay betritt, sei er Missionär oder Kaufmann oder Forschungsreisender, ist freudig überrascht und stolz darauf, in der großen indischen Handelsmetropole das Deutschtum so glänzend vertreten zu sehen.

Wiederholt hat sich unter andern auch Se. Durchlaucht Prinz Heinrich XXXI. Reuß j. L., Generalkonsul in Kalkutta, bei seinen Besuchen in Bombay begeistert in diesem Sinne ausgesprochen, und auch Se. Kaiserl. Hoheit der Deutsche Kronprinz hat bei seinem Besuche in Bombay 1910 dem deutschen Erzbischof gegenüber seiner freudigen Genugtuung unverhohlen Ausdruck gegeben.

Außer dem St.-Xaver-Kolleg leiten die Patres in den Vorstädten Bombays, in Poona und Karachi, noch vier andere höhere Lehranstalten, die von Heiden, Parsis, Mohammedanern wie von Christen besucht werden. All diese Anstalten zählten im Jahre 1911/12 zusammen nahezu 4000 (3919) Studenten, von denen 2300 Christen, 563 Parsis, 676 Hindus, 278 Mohammedaner, 96 Juden, 5 Chinesen waren. Ein großer Teil dieser Studenten stammt aus den besten Familien Bombays und anderer indischen Städte, gewiß ein Beweis, in welch hohem Grade sich die deutschen Jesuiten das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung als Bildner der Jugend erworben haben.

Diese Studenten, auch Heiden, Hindus und Parsis, bewahren den Patres zeitlebens eine dankbare Erinnerung und eine aufrichtige Hochachtung. Als Monsignore, später Kardinal Agliardi als Apostolischer Delegat nach Ostindien reiste, traf er an Bord des Schiffes eine Reihe Herren, die sich ihm mit Stolz als ehemalige Zöglinge des Franz-Xaver-Kollegs in Bombay vorstellten.

Stirbt einer der deutschen Patres, die einst als Professoren am Kolleg gewirkt, dann kann man sicher sein, daß auch in den führenden

[1] Jetzt 1600.

englischen Blättern, wie in der Parsi- und Hindupresse ehemalige Zöglinge ihnen einen ehrenvollen Nachruf weihen.

Als beispielsweise 1902 der Westfale P. Heinrich Bochum S. J. in Bombay starb, schrieb „The Times of India" am 25. Juli 1902:

„Es ist unsere traurige Pflicht, Kunde zu geben vom Tode des hochwürdigen P. Bochum, der am Mittwoch, den 23. Juli, im St.-Xavers-Kolleg zu Bombay verschieden ist. Der Pater litt schon lange an einer schmerzlichen Krankheit. Zu Beginn des Jahres 1901 gab man ihm die Erlaubnis zur Heimreise nach Europa; indessen zog er es vor, in Sewree, der Begräbnisstätte der Christen, begraben zu werden, wie so manche andere seiner Kollegen, begraben zu werden im Lande seiner Wahl. Dieser sein Wunsch ging gestern in Erfüllung, als er zur Ruhe bestattet wurde neben den Patres Hamilton, von Böselager, Haas und andern, welche in Bombay lebten, arbeiteten und starben.

„Der hochwürdige P. Bochum wurde im März des Jahres 1841 in Deutschland geboren und starb daher im 62. Jahre seines Lebens. Im Jahre 1872 kam der Pater nach Indien, woselbst er, mit Ausnahme einer kurzen Rückkehr nach Europa in den Jahren 1882 und 1883, bis an sein Ende treu verharrte. Eine Zeitlang war er Kaplan und Sekretär des Dr. Meurin[1], Bischofs von Bombay, und half diesem tüchtigen und liebenswürdigen Prälaten in seinen Unternehmungen für die Armen und Bedrängten der Stadt. Ihm hat das Krankenhaus für die Aussätzigen sowie die Taubstummenanstalt und das Findelhaus viel zu verdanken. Außerdem war er Militärkaplan für das Korps der Freiwilligen. Indessen lag seine Haupttätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichtes, und die Frucht dieser rastlosen Tätigkeit ist die Entfaltung und Blüte des St.-Franz-Xaver-Kolleges. Das Universitäts-Kolleg zählte zu Anfang, als der Pater demselben zugeteilt wurde, bloß etwa 6 bis 12 Studenten. Dagegen hatte der Pater zuletzt die Genugtuung, bei seinen Vorlesungen gegen 300 Studenten um sich zu sehen. Sein Spezialfach war Philosophie, dazu Geschichte und Altertumskunde. Seine Vorlesungen erfreuten sich einer zahlreichen Zuhörerschaft. In der Tat, nach dem Tode des P. Hamilton war er der populärste der Professoren. Nicht zufrieden mit seinen Vorlesungen, eröffnete er noch Kurse für Philosophie und Geschichte, welche so lehrreich waren, daß auch Studenten anderer Kollegien ihnen beiwohnten. Vor 25 Jahren stand P. Bochum mit Bischof Meurin an der Spitze der ‚philosophical debating society' (Disputierklub), zu der die besten jungen Leute sich hingezogen fühlten. P. Bochum war ‚fellow' und Examinator an der Universität. Vor fünf Jahren nahm er großen Anteil an der nötigen Verbesserung des Kurrikulums in Geschichte und Philosophie für das B. A. (Baccalaureatus artium) und M. A. (Magister artium). Als Theologe zeigte er großes Interesse an der Religion der Parsis, welche er durch und durch studierte und über welche er gelegentlich in den Spalten unserer Zeitung schrieb. Er half den Parsis, daß Avesta und Pahlavi in den Universitätskurs ein-

[1] Gebürtig aus Koblenz.

geführt wurde. Wegen seiner Beliebtheit bei den Parsis nahm eine große Anzahl derselben an seinem Begräbnis teil.“

Die Parsizeitung „Bombay Samachar“, Donnerstag, 24. Juli 1902, hebt besonders den Wert der Vorlesungen hervor: „Die Vorlesungen des Professors Bochum zeugten von tiefer Kenntnis und großer Belesenheit und waren voll von jenen Lichtblicken, die ein Leitstern für ein gutes Leben sind. ... Seine Anschauungen auf dem Gebiete der Philosophie und Geschichte waren von großer Tragweite und die Änderungen im M. A. curriculum sind der Erfolg seiner Tätigkeit. Zudem erkannte er als Theologe, wie andere deutsche Gelehrte, die Notwendigkeit, die heiligen Schriften der Parsis zu studieren, wobei ihm die wissenschaftlichen Übersetzungen behilflich waren. So lernte P. Bochum die Lehre der Zoroaster-Religion besser kennen als manche ihrer Anhänger. Bewandert in iranischer Geschichte, konnte er ebenso gelehrt wie überzeugend zwei Artikel schreiben in bezug auf Inschriften des neuen Parsitempels. Der Syllabus für Aveste und Pahlavi verdankt ihm seine Entstehung und Einführung in das Universitätsprogramm. Der verstorbene Professor übte einen großen Einfluß aus auf alle, zumal die Parsis. Die Zeugnisse, welche er seinen Zöglingen ausstellte, verfehlten nicht leicht ihren Zweck. So lange in früheren Jahren die Anzahl der Studenten nicht so groß war, besuchte P. Bochum dieselben oft und leitete so persönlich deren Studien, ein Verfahren, welches ausgezeichnet genannt werden muß. Freilich später war an eine Ausführung desselben im gleichen Maße, bei der großen Anzahl Studenten, nicht mehr zu denken. ... Das Kolleg bleibt heute geschlossen als Zeichen der Hochachtung für den Verstorbenen.“

Eine andere Parsizeitung, „The Rast Goftar and Satya Prakash“, schreibt 27. Juli 1902: „Die Universität Bombay hat in P. Bochum einen äußerst nützlichen und begabten Pädagogen verloren, welcher sich beinahe drei Dezennien der Sache der höheren Erziehung gewidmet hat. Ein Mann von großer Belesenheit und tiefem Wissen, war P. Bochum imstande, seinen Vorlesungen den Stempel der Vollendung aufzudrücken. Sein heiteres und freundliches Wesen war der Grund seiner allgemeinen Popularität. Er fand großes Interesse an den Studien der Zend- und Pahlavi-Literatur und war z. B. wohl zu Hause in Fragen betreffend die Blütezeit Zoroasters, die Theorie der Sadra und Kushti, das äußere Abzeichen der Zoroaster-Religion. Sollte eine neue Schule entstehen, welche sich mit den alten Literaturen des Zend und Pahlavi befaßt — der Name P. Bochums und seines Kollegen, Herrn Camas, wird unzertrennlich mit einer solchen Bewegung verbunden bleiben.“

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß fast sämtliche Jesuitenprofessoren am Universitäts-Kolleg ihre Studien in Deutschland gemacht und eine Reihe auch in den letzten Jahren eigens nicht bloß auf englischen, wie Oxford und Edinburgh, sondern mit Vorliebe auf deutschen Universitäten, wie Bonn, Göttingen, Berlin, in ihrem speziellen Fache sich ausgebildet und das deutsche Doktordiplom er-

worben haben, das auch in englischen Landen und in Indien hohe Geltung genießt. Es ist deutsche Wissenschaft und deutsche Gründlichkeit, die dem Kolleg seine außerordentlichen Erfolge und seinen Ruf verschafft hat. Die Fakultät genießt hohes Ansehen. Seit Jahrzehnten ist einer der deutschen Patres im Syndikat, d. h. in dem aus dem Schoße des Senates gewählten Exekutivausschuß, der aus dem Vizekanzler und acht bis zehn Fellows besteht. Sieben bis acht der Patres sind ordinary oder hononary fellows der Universität, sitzen zum Teil in den Boards of Studies, welche über alle die verschiedenen Fachstudien betreffenden Fragen beraten und an den Senat berichten, sowie in der Prüfungskommission, von deren Urteil die Erlangung der akademischen Grade abhängt.

Die Fakultät des Universitäts-Kollegs war 1911/12 zusammengesetzt wie folgt:

Professoren: P. H. Sierp S. J.: Chemie (Prinzipal, d. h. Leiter der Studien); P. A. Ailinger S. J.: Latein; P. J. Assmuth S. J.: Biologie; P. J. Devine S. J.: Englische Literatur; P. Joh. B. Degen S. J.: Mathematik; P. Karl Flink S. J.: Alte Geschichte und Staatswissenschaft; P. Fr. X. Haan S. J.: Physik; P. A. Hegglin S. J.: Altindische Literatur; P. V. Hommel S. J.: Französische Literatur; P. G. Noti S. J.: Französische Literatur (beurlaubt); P. A. Rembold S. J.: Englische Literatur; P. A. Steichen S. J.: Mathematik; P. Usteri S. J.: Lateinische Literatur; P. A. Vaeth S. J.: Geschichte; Mulvi Muhammed, Abbas, M. A.: Persisch, Arabisch; G. R. Dharadhar, M. A.: Sanskrit; A. X. Soares, M. A.: Logik; J. P. Mullan, M. A.: Biologie; P. V. Mehd, M. A. B. Sc.: Chemie. Außerdem im High School-Departement 46 Lehrer[1], davon 11 deutsche Jesuiten.

Keine andere indische Bildungsanstalt hat unseres Wissens im ganzen glänzendere Prüfungsresultate aufzuweisen, als gerade diese von Deutschen geleitete Anstalt von Bombay.

1904 z. B. kamen im Previous-Examen von 105 Kandidaten des Kollegs 90 durch, im Intermediate-Examen 80 Prozent; im Examen für den akademischen Grad eines Magister artium stellte das Kolleg den einzigen erster Klasse. Im Examen für das Bakkalaureat passierten 75 Prozent, im High School-Examen 32 von 40. Das sind für Indien geradezu glänzende Resultate.

[1] Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt, 19. Jahrgang 1911/1912 (Straßburg 1912), S. 168 f.

Von 1870 bis 1896 hat die Anstalt (High School und Kolleg) nicht weniger als 85 hohe Preise, Auszeichnungen und sogenannte Scholarsschips (Stipendien) davongetragen.

Ähnliches gilt von den Kollegien St. Mary's in Mazagon (Bombay), St. Vincent in Poona, St. Patrick in Karachi. Selbst in den athletischen und militärischen Spielen und Wettkämpfen, die hier in Indien wie in England im Schulleben eine so große Rolle spielen, marschieren die Studenten von St. Mary's meist an der Spitze.

Während man in Deutschland die jesuitischen Lehrer und Jugendbildner als staatsgefährlich und kulturfeindlich über die Grenzen gewiesen hat, stellte und stellt noch heute die indo-britische Regierung dem kulturfördernden und segensreichen Wirken derselben Männer das glänzendste Zeugnis aus.

Zu wiederholten Malen hat sie die Anstalt mit Grundstücken und Geldmitteln zur Erweiterung ihrer Gebäulichkeiten beschenkt[1], zu wiederholten Malen die Tüchtigkeit ihrer Leistungen durch den Mund ihrer höchsten Vertreter in wärmsten Tönen anerkannt.

„Die St. Xavier's High School", so schrieb 1896 der Oberschulinspektor Kirkham in seinem Bericht, „ist die größte englisch lehrende Schule des Zentralbezirkes und steht nach wie vor an der Spitze aller Schulen, auch in bezug auf ihre Leistungen. Die Anstalt hatte einen ungewöhnlich glänzenden Erfolg bei den letzten Matrikulationsprüfungen, indem sie von 40 Kandidaten 33 durchbrachte. Bei meiner Inspektion fiel mir noch mehr wie sonst der echt wissenschaftliche Charakter der Lehrweise und der ausgezeichnete Ton auf, der in diesem großen Institute herrscht (1400 Schüler: Hindus, Mohammedaner, Heiden und Christen). Alles ist bis ins einzelne sorgfältig durchgearbeitet, und die Antworten der Schüler sowohl in den schriftlichen wie in den mündlichen Arbeiten zeigen, mit welchem Erfolg nicht bloß auf das Einstudieren des Lehrstoffes, sondern in noch höherem Maße auf die Schulung des Geistes Bedacht genommen wird."

1904 gab der staatliche Inspektor sein Votum in einem Schreiben an den Direktor des öffentlichen Unterrichts mit folgenden Worten ab: „An der Anstalt lehren einschließlich des Prinzipal (Studienleiters) 19 europäische (sämtlich deutsche) Jesuitenpatres. Nach allem, was ich gesehen, bin ich der Ansicht, daß ihre Qualifikation dem eines englischen Universitätsdiploms zum wenigsten gleichkommt." Bedenkt man, daß die Patres in einer fremden Sprache dozieren

[1] Die Regierung stellte bereits 1855 den Bauplatz des Kollegs und trug 130 000 Mark zu den Baukosten bei; 1883 schenkte sie abermals zu Erweiterungszwecken ein Grundstück im Werte von 400 000 Mk. und hat seit der Zeit noch wiederholt ihre Freigebigkeit in wahrhaft fürstlicher Weise bewiesen.

müssen, gewinnt diese Anerkennung deutscher Lehrtüchtigkeit noch an Wert.

Als anfangs 1900 der bisherige Statthalter der Bombay-Präsidentschaft, Se. Exzellenz Lord Sandhurst, von seinem Posten abtrat, meldete er sich aus eigenem Antriebe zu einem Abschiedsbesuche in dem großen St.-Franz-Xaver-Kolleg der deutschen Jesuiten, das sich während der fünfjährigen Amtszeit des Statthalters dessen besonderer Gunst er-



P. Hamilton. P. Dreckmann. P. Stein. P. Usteri. P. Bochum.

Ein Teil der Professoren und Graduierten des Universitätskollegs der deutschen Jesuiten in Bombay.

freut hatte. Der hohe Herr wurde in der großen Aula des Kollegs mit Begeisterung empfangen. Einer der Zöglinge begrüßte den erlauchten Gast mit einer poetischen Adresse. Darauf dankte der Rektor des Kollegs, P. J. Höne S. J., ein Hannoveraner, in herzlichen Worten für die Ehre und Huld dieses Besuches, entschuldigte sich, daß, weil der Besuch so ganz unerwartet komme, nicht alles würdig vorbereitet werden konnte, und versicherte den Statthalter, daß die Erinnnerung an sein Wohlwollen noch lange lebendig fortleben werde. Darauf erwiderte Se. Exzellenz wie folgt:

„Hochwürdiger Pater Höne, hochwürdige Patres, liebe Zöglinge vom St.-Franz-Xaver-Kolleg! Ihre Adresse, P. Höne, war, wie auch das Gedicht Ihres jungen Poeta Laureatus, in allzu anerkennende und allzu gütige Ausdrücke gefaßt. Immerhin muß ich aufrichtig danken für die Gefühle, denen Sie mündlich und in der gedruckten Adresse Ausdruck verliehen haben. Desgleichen danke ich Ihnen, P. Höne, für die so äußerst gütige Bezugnahme auf Lady Sandhurst; sie wird die freundlichen Worte, wenn ich sie ihr mitteile, voll und ganz zu schätzen wissen. Und nun, liebe Zöglinge von St. Franz Xaver, ich bin sehr froh darüber, noch einmal in eurer Mitte zu weilen, nicht um die Bekanntschaft, die ich bereits vor fünf Jahren gemacht, neu anzuknüpfen, sondern sie zu befestigen. Ich habe diese Anstalt während meiner Statthalterschaft mit größtem Interesse beobachtet. . . .“ Der hohe Herr gibt nun einen kurzen Rückblick über seine Erinnerungen, drückt seine Befriedigung aus über die wahrhaft loyale Gesinnung, die das Kolleg und seine Bewohner auch Ihrer Majestät, der Königin-Kaiserin Viktoria stets bewahrt, bittet die Studenten, auch eine andere Loyalität stets hoch zu halten, nämlich gegen die Anstalt, die sie erzogen, und die guten Lehren und Grundsätze, die sie hier empfangen hätten, und fährt dann fort: „Nur mit Trauer nehme ich diesen Abend Abschied. Es ist dies ein unvorbereiteter Besuch, aus meinem eigenen Antriebe hervorgegangen und erst vor einigen Tagen angekündigt. Es hätte mir auch wirklich leid getan, Bombay zu verlassen, ohne wenigstens einige Worte des Abschieds und der Aufmunterung an euch gerichtet zu haben. Aus mehr als einem Grunde wird mir der Abschied von Bombay schwer. Noch lange werde ich die Preisverteilungen und die schönen Schulfeste in Erinnerung behalten, auf welche P. Rektor hingewiesen hat. Ich halte es übrigens für einen glücklichen Umstand, daß ich bei dieser Gelegenheit mehr oder minder unvermutet gekommen bin. Ich liebe es, hin und wieder Anstalten so zu überraschen und sie in ihrer alltäglichen Gestalt anzutreffen, ohne die Zugabe vorbereiteter Veranstaltungen, die in der Regel solchen Festlichkeiten einen geschmackvollen Glanz verleihen. Und nachdem ich nun zunächst mit euch, dem jungen Volke, mich unterhalten, werden Sie, hochwürdige Patres, mir gestatten, auch ein Wort an Sie zu richten. Ich hatte das Glück, die letzten Jahre meiner Erziehung in Deutschland zuzubringen, von woher Sie ja, soviel ich weiß, alle herstammen. Ich habe auch einige Wochen im Schoße einer deutschen Familie zugebracht, wo ich große Herzlichkeit fand und schöne Tage der Erholung und des Unterrichtes genoß. Niemand kennt besser als ich das Leben der Selbstverleugnung, das Sie, hochwürdige Patres, führen, den staunenswerten (overwhelming) Fleiß, den Enthusiasmus und die opferwillige Hingabe, mit welcher Sie den Pflichten Ihres Berufes sich weihen, der jedenfalls im Beginn Ihrer Karriere ein selbstauferlegter war. Ich bin aber auch überzeugt, daß Sie alle insgesamt und jeder einzelne reichlichen Entgelt in dem Gedanken finden, daß Sie eine große Pflicht erfüllen diesen jungen Leuten und vor allem Gott gegenüber, dem wir dienen. Mag auch die Arbeit beschwerlich und mögen die Sorgen groß sein (Se. Exzellenz denkt besonders an die augenblickliche, durch Pest und Hungersnot herbeigeführte Lage in Bombay), Sie haben das tröstliche Bewußtsein, daß Sie Ihre ganze Kraft aufwenden zum Besten

der heranwachsenden Generation. Ich werde eine stete liebe Erinnerung an alles, was mit dieser Anstalt verknüpft ist, mit fortnehmen und ich werde mich stolz fühlen, daß es mir vergönnt war, in nähere Beziehungen zu treten zu einer so patriotisch gesinnten, so arbeitsfreudigen und gleichzeitig so selbstlosen, bescheidenen und anspruchslosen Körperschaft von Männern, als welche ich Sie, hochwürdige Patres, kennen gelernt. (Beifall.) Und nun bleibt mir nur noch übrig, allen mein letztes Lebewohl zu sagen. Ich kann Sie versichern, daß ich dies mit einem sehr vollen Herzen, aber auch gleichzeitig mit der größten Zuversicht tue, daß Sie die vollste Sympathie meines Nachfolgers, der nach einigen Wochen an meine Stelle treten wird, sich gewinnen werden. Mit nicht weniger Vertrauen auf die Macht des Guten und auf den Erfolg des Kollegs auch in der Zukunft verlasse ich Bombay. (Beifall.) Ich rufe allen ein herzliches Lebewohl zu.“ [1]

1905 erklärte der Vertreter der Regierung, Lord Lamington, der bei der Schulschlußfeier den Vorsitz führte, die Anstalt als die größte und beste, die er bisher kennen gelernt habe. Was ihr den Vorzug und ihre so starke Anziehungskraft verleihe, sei der Ernst und die opferwillige Hingabe der Patres an ihre Aufgabe und ihr Bestreben, den jungen Leuten wirklich das Beste zu bieten.

Schon früher (1898) hatte Dr. R. G. Bandarkar, ein Brahmane und einer der bedeutendsten Sanskritgelehrten Indiens und damals Vizekanzler der Universität, in seiner Rede bei der Schulschlußfeier den hohen sittlichen Geist der Anstalt mit warmen Worten gerühmt. „Seitdem dieses Kolleg der Universität einverleibt wurde, habe ich seine Entwicklung aufmerksam verfolgt und gefunden, daß Sie, meine hochwürdigen Patres, Ihre Aufgabe mit Sorgfalt und Erfolg gelöst haben. Was indessen Ihre Anstalt besonders auszeichnet, ist nicht an erster Stelle die große Zahl der Studenten, welche von hier aus ihr Staatsexamen bestehen, sondern, wenigstens nach meiner Ansicht, die gute Disziplin und der hochmoralische Ton, welcher darin zur Tradition geworden ist. Schon vor 25 Jahren haben diese Vorzüge Ihrer Anstalt meine Bewunderung erregt, und als praktischen Beweis meiner Anerkennung habe ich meinen Bruder und meinen Sohn in diese Anstalt geschickt. Heutzutage meinen viele: Erziehen und Lehren sei eines und dasselbe. ‚Unterrichte, kläre die Leute auf,‘ sagen sie, ‚und alle Übel werden schwinden.‘ Meine Ansicht jedoch ist, daß auch heutzutage Wissen aufbläht und daß es Schaden anrichtet, falls es nicht mit Gehorsam und Frömmigkeit verbunden ist. Wir wissen es ja alle: die Regierung hat die Ab-

[1] Times of India, 27. Januar 1900.

wesenheit dieser Tugenden bei unsern jungen Leuten zum Gegenstande ihrer Nachforschungen gemacht. Das Resultat war, daß ein Handbuch der Moral eingeführt werden soll. Das reicht aber nicht aus. Der Mensch erlangt einen sittlich guten Charakter nicht dadurch, daß er ein gutes Buch liest. Der junge Mann muß ganz und gar dem Erzieher unterstellt werden, damit dieser ihn zu jeder Zeit mahnen und leiten könne. Der Erzieher muß aber selbst ein Mann von tadellosem Charakter und von dem lebendigen Gefühl seiner Verantwortlichkeit durchdrungen sein. Wenn die jungen Leute nur in den Schulstunden erzogen werden und nach denselben hingehen können, wohin sie wollen, sprechen, was sie wollen, tun, was sie wollen, so ist ein solches System geradezu schädlich.

„Bei Ihnen, hochwürdige Patres, ist in dieser Beziehung keine Gefahr. Zucht und Ordnung ist ja die Seele Ihrer Kirche und der unterscheidende Charakterzug Ihres Ordens. Erlauben Sie mir, hochwürdige Patres, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken für das Leben, das Sie unter uns führen. Das Gelübde der Armut und die Großmut, mit der Sie auf alle Freuden und Annehmlichkeiten dieses Lebens verzichten, haben Ihnen die Kraft gegeben, so Großes zu vollbringen für das eine Ziel, nach dem Sie unausgesetzt streben: für den Dienst Gottes und das Glück seiner Kinder. Ihr Leben ist ein anspornendes Beispiel für uns." So spricht ein hochgebildeter, modern erzogener Hindu.

So wohl es einem tut, solches Lob über deutsche Männer im fernen Indien aus dem Munde englischer Staatsmänner wie indischer Zelebritäten zu vernehmen, so weh tut der Gedanke, daß diesen selben deutschen Männern im eigenen Vaterlande nicht bloß ein freundliches Lob, ein billiges Urteil, sondern selbst das angestammte Heimatsrecht verweigert wird.

Noch unlängst schrieb aus Ostasien ein hochangesehener deutscher Gelehrter und echt deutscher Patriot, der überall das Wirken der Patres gesehen und bewundert hatte, in die Heimat: „Das Jesuitengesetz ist der größte Feind des Deutschtums im Auslande, indem es diejenigen, die für Deutschlands Ehre auf dem Gebiet des Unterrichts und der Wissenschaft arbeiten, vor dem Auslande entehrt und bis in die Fremde verfolgt." Sicherlich ist dieses kulturell so rückständige und politisch so kleinliche Gesetz nicht darnach angetan, das Prestige deutscher Staatsweisheit zu fördern!

XIII. Die Verdienste der Jesuiten um die deutsche Flotte.

Die junge und doch schon so machtvolle deutsche Flotte ist der Stolz der Nation und ihres erlauchten Kaisers. Seit zwei Jahrzehnten erscheint ihre Flagge immer häufiger auf allen Meeren und trägt das Prestige des deutschen Namens und der deutschen Weltmacht in alle Lande.

Wer sich um diese Flotte Verdienste erwirbt, den kann unmöglich der Vorwurf deutschfeindlicher Gesinnung treffen.

Daß aber die Jesuiten, deutsche und nichtdeutsche, sich um diese Flotte und Marine nicht unerhebliche Verdienste erworben haben, dürfte wohl keiner in Abrede stellen, der die folgenden Tatsachen sich vorhält.

Ohne Zweifel gehören die deutschen Schiffe zu den besten, welche die salzige Flut durchfurchen, und ihre Führung ist bewunderungswürdig.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten.

Das gilt vorab vom Meere, und ganz besonders von der chinesisch-japanischen See. Mit ihren furchtbaren Taifunen kann das stärkste Schiff den Kampf nicht aufnehmen. Hier kann nur Vorsicht und zeitige Warnung retten. Und solch rettende Warnung geht in Ostasien seit mehr als einem Menschenalter namentlich von zwei Zentren aus, die dort jeder Seemann, auch der deutsche, kennt und dankbar nennt. Es sind die beiden berühmten Observatorien der Jesuiten von Zikawei in China und von Manila auf den Philippinen.

Es dürfte gewiß interessieren, etwas Genaueres über die Beziehungen dieser beiden Anstalten zur deutschen Flotte zu vernehmen.

1. Das Observatorium von Zikawei (China)[1].

Zikawei, ein bescheidenes Dorf, dreiviertel Wegstunden von Schanghai, verdankt seine Berühmtheit allein der großen Zentrale, welche die französische Jesuitenmission hier errichtet hat und die eine ganze Reihe wirklich großartiger Anstalten und Einrichtungen umfaßt[2]. Dazu gehört auch das so rühmlich bekannte Observatorium, dessen hoher Turm, das Werk des Fr. Alois Beck, eines geborenen Ulmers, dem Besucher schon von weitem entgegengrüßt.

Die bescheidenen Anfänge meteorologischer Beobachtungen gehen bereits in die sechziger Jahre zurück; aber erst seit Ende der siebziger Jahre begann es sich zu einer Wetterwarte großen Stiles heraufzuarbeiten.

„Am 31. Juli 1879 war über Schanghai einer der furchtbarsten Taifune ausgebrochen, die man je an der chinesischen Küste erlebt hat. P. Dechevrens, der mittlerweile die Leitung des Observatoriums übernommen hatte, machte ihn zum Gegenstand einer Spezialarbeit, die unter dem Titel ‚Der Taifun vom 31. Juli und 1. August 1879‘ erschien. Die Beobachtungen, welche er hier über die allmähliche Entwicklung dieses Taifuns, über den Weg, den er genommen, über die Begleiterscheinungen niederlegte, lenkten die Aufmerksamkeit des Stadtrates und der Handelskammer von Schanghai auf das Observatorium. Legte doch das Bild, das der Direktor der Wetterwarte von den Vorboten des Taifuns entwarf, den Gedanken sofort nahe, durch einen sorgfältig eingerichteten Beobachtungsdienst das Herannahen eines Taifuns so frühzeitig anzukündigen, daß die auslaufenden Schiffe auf der ganzen Strecke gewarnt werden könnten. P. Dechevrens' klassische Arbeit wurde sofort ins Englische übertragen und weckte unter den großen englischen Handelsfirmen ein nicht minder lebhaftes Interesse als im Munizipalrat der französischen Konzession. Sollte aber das Observatorium in den praktischen Dienst der Schiffahrt treten, so bedurfte es besserer Instrumente und regelmäßiger Wetterberichte aus den andern Häfen der chinesischen Küste. Die erste Vorbedingung wurde durch das Entgegenkommen der maßgebenden Handelsgesellschaften bald erfüllt. Langsamer ging es mit dem Nachrichtendienst. Hier war die Wetterwarte gänzlich auf den guten Willen anderer Faktoren angewiesen, die Bedenken tragen mochten, dauernd eine Verpflichtung zu übernehmen, deren wirklicher Vorteil fürs erste noch zweifelhaft schien. Aber das Observatorium ließ sich durch keine Hindernisse abschrecken. Und heute bildet es das Zentrum einer Beobachtungssphäre, deren Radius gegen

[1] Vgl. hierüber unter andern Exner, China, Skizzen von Land und Leuten (Leipzig 1893) S. 75—84; C. Fink, Si-ka-wei (Schanghai ohne Datum); „Auf der Wetterwarte von Zikawei“, in Köln. Volksztg. 1903, Nr. 21.

[2] „Die Anlagen von Zikawei sind zweifellos die großartigsten, die überhaupt im fernen Osten für die Zwecke einer Mission errichtet worden sind,“ schrieb bereits vor zwölf Jahren der „Ostasiat. Lloyd“, 18. Oktober 1901, S. 591.

Westen bis nach Tomsk in Sibirien und Kuldja in Russisch-Turkestan, gegen Osten bis Japan, südlich bis nach Saigon, nördlich bis nach Nikolajewsk hoch in Sibirien reicht. Am 1. Januar 1903 umfaßte der Wetterdienst 56 Stationen, von denen 13 auf Sibirien, 10 auf Japan, 5 auf Formosa, 3 auf die Philippinen, 6 auf Indochina, 19 auf China kommen. Aus allen diesen Stationen läuft täglich wenigstens ein Wetterbericht ein; aus 15 Stationen erhält Zikawei zweimal täglich Benachrichtigung.

„Es liegt auf der Hand, daß durch diesen ausgedehnten Nachrichtendienst, der sich von Tomsk in Sibirien bis nach Saigon, von Kuldja bis nach Tokio, von Irkutsk und Nikolajewsk bis nach Manila und Haiphong, von Semipalatinsk bis nach Nagasaki erstreckt, Zikawei in den Stand gesetzt wird, für jeden Tag eine sorgfältige Wetterkarte auszugeben und zu jeder Tageszeit in der Lage ist, die einlaufenden Anfragen auf Grund der jüngsten Mitteilungen zu beantworten. Jeden Tag wird eine Karte angefertigt und der Hafenverwaltung von Schanghai sofort übermittelt. Es bildet einen der anziehendsten Punkte für den Besucher von Zikawei, zu sehen, wie das Wetterbild des Tages sich allmählich auf der Karte einzeichnet aus den 130 Beobachtungen, über die der jetzige Direktor, P. Aloisius Froc, Tag für Tag verfügt, wenn alle Telegramme pünktlich eintreffen. Aus Sibirien eilt der elektrische Funke dem Sturme voraus, der in Tomsk oder in Irkutsk bereits seine Richtung gegen Osten angekündigt und bald das chinesische Meer heimsuchen wird. Wenn er eintrifft, dann ist man schon auf seinen Angriff gerüstet, denn die telegraphische Benachrichtigung ist zum allerwenigsten zwölf Stunden voraus, so daß die Warnsignale ausgegeben werden können. Die täglich entworfene Karte gibt für den betreffenden Tag ein genaues Bild der Atmosphäre im fernen Osten. Auf Grund dieser Karte werden die Schiffe von dem Herannahen eines Taifuns in Kenntnis gesetzt, sei es durch Mitteilung an die Zeitung, sei es durch die Warnsignale, welche entsprechend dem von Zikawei aufgestellten und von der kaiserlich chinesischen Generalverwaltung der Zölle adoptierten Kodex ausgegeben werden.“

Genaueres über den neueren Stand des Observatoriums erfahren wir aus den „Katholischen Missionen“ (Jahrg. 1909/10, S. 309):

„Das von P. Dechevrens im Jahre 1883 erbaute Observatorium beschränkte sich anfangs auf Meldungen an die Hafenbehörden von Schanghai; aber schon bald dehnte sich der Wirkungskreis aus, und heute, unter der Leitung des P. Froc, gibt es seine Wetter- und Sturmberichte direkt an dreißig Semaphore oder optische Zeichentelegraphe Chinas und Japans sowie die meteorologischen Dienststationen Indochinas ab. Vor Schluß des Jahres werden sich in Japan zehn neue Semaphore angliedern. Außerdem steht es mit 24 Nebenposten, repeating stations genannt, in direkter Verbindung. Sein Meldesystem ist auch in Hongkong im Gebrauch; aber die dortige Station weigert sich beharrlich, die Meldungen von Zikawei anzunehmen [1]. Gelegentlich erstreckt sich die Tätigkeit des Observatoriums noch weiter. So

[1] Der Grund ist die jesuitenfeindliche Gesinnung des dortigen deutschen Direktors, Dr. Doberck, über den weiter unten noch die Rede sein wird.

zogen erst neulich deutsche Torpedoboote, die sich auf dem Wege nach China befanden, von Colombo auf Ceylon aus in Zikawei Erkundigungen über die Aussichten der Fahrt ein. . . .

„Das in Zikawei übliche Meldesystem unterscheidet sich wesentlich von denen in beinahe allen andern Ländern gebräuchlichen. Während sonst für gewöhnlich nur die Windstöße und Gefahren signalisiert werden, auf die sich die Schiffer auf dem Punkte, wo sie eben stehen und wo das Zeichen erfolgt, gefaßt machen müssen, meldet die Station von Zikawei das Vorhandensein und den Weg der verschiedenen Zyklone, die den ganzen fernen Osten bedrohen. In allen Häfen erhalten die Kommandanten die bezüglichen Meldungen. Weiß ein Kommandant einmal die Lage eines Taifunzentrums und die Richtung des Zyklons, so kann er leicht bei seiner Kenntnis der atmosphärischen Gesetze die praktischen Folgerungen ziehen.

„Bis zum Jahre 1906 wurden die Signale durch Flaggen gegeben. Dieses System genügt in Häfen, wo bei Zweifeln leicht Erkundigungen eingeholt werden können. Aber an der Küste verschwinden mit der Entfernung rasch die Farben- und Gestaltsunterschiede; bläst der Wind vom Semaphor in der Richtung des Beobachters oder umgekehrt, so ist es noch schwerer, die unterscheidenden Merkmale herauszufinden. Um diesem Übelstande abzuhelfen, wurden die Flaggen durch sechs feste geometrische Figuren, die eine Höhe von 0,90 bis 1,15 m haben, ersetzt. Eine 50 m hohe Säule, die von einem Maste mit einer Segelstange überragt wird, dient als Signalpunkt. Die Zeichen: Dreiecke, Vierecke, Kreise usw., stellen die Ziffern von 1 bis 6 dar und werden zu Zahlen von eins, zwei oder drei Stellen, die alle ihre Bedeutung haben, verbunden. Die zweizifferigen Zahlen geben eine bestimmte Richtung an, die einzifferigen bezeichnen eine der sechs Abteilungen, in welche die Seekarte des fernen Ostens zerfällt, die dreizifferigen deren verschiedene Unterabteilungen. Diese Zeichen werden an den beiden Enden der Segelstange befestigt und sind von oben nach unten zu lesen. Als Nachtsignale dienen farbige Lampen. Wo die Zeichen nicht ausreichen, hilft eine telegraphische Meldung nach.

„Alle 30 Semaphore, die direkt mit Zikawei in Verbindung stehen, arbeiten auf diese Weise. Die 24 Nebenstationen, die nicht telegraphisch mit Zikawei verbunden sind, erhalten ihre Berichte durch Schiffskommandanten, die an den betreffenden Punkten vorbeifahren. Mehr als 200 Kommandanten haben sich zu diesen für das Gemeinwohl so segensreichen Mitteilungen verpflichtet.

„Bei der Wichtigkeit des meteorologischen Observatoriums von Zikawei und den bereits geleisteten Diensten ist es begreiflich, daß die interessierten Kreise warm für die Zentralisation eintraten und noch eintreten. Der bekannte Sir Robert Hart, ehemaliger Direktor der chinesischen Zölle, war ein eifriger Förderer des Werkes, und die Küsteninspektoren beflissen sich, den regelmäßigen Meldedienst einzuführen. Chinesische und europäische Telegraphengesellschaften befördern die Depeschen unentgeltlich, und die mit Posten drahtloser Telegraphie versehenen Schiffe machen es sich zur Pflicht, die Telegramme möglichst rasch weiterzugeben. Zwei- oder dreimal im Tage laufen in Zikawei Depeschen von mehr als 60 Stationen Chinas,

Cochinchinas, den Philippinen, Formosas, der Mandschurei, Sibiriens und Japans ein. Auf Grund dieser Mitteilungen werden die Depressionszentren bestimmt."

Das ist die Wetterwarte von Zikawei, ein Observatorium ersten Ranges, wie es eine deutsche Autorität, Dr. J. Hann, bereits vor 34 Jahren[1] nannte.

Es war notwendig, diese kurze Schilderung vorauszuschicken, um die Dienste zu würdigen, welche Zikawei auch der deutschen Flotte erwiesen hat. Recht anschaulich schildert dieselben ein Korrespondent der „Kölnischen Volkszeitung" in Ostasien, der selbst längere Jahre in Zikawei weilte[2]:

„Am 1. Januar v. J. (1902) traf beim Observatorium von Zikawei ein kurzes Telegramm aus Tsingtau, der Hauptstadt von Deutsch-China, ein: Bonne Année et Réconnaissance, les Torpilleurs Allemands. Es war ein Zeichen aufrichtigen Dankes der Torpedoflottille des deutschen Geschwaders. Im laufenden Jahre erschien der zweite Chef des ostasiatischen Geschwaders, Admiral Graf v. Baudissin, persönlich in Zikawei, um, begleitet vom Kommandanten des Flagschiffes ‚Hansa', den Dank des deutschen Geschwaders zu überbringen und der alten Freundschaft liebenswürdigen Ausdruck zu geben. ‚Alt!' Dies Wörtchen bedarf allerdings einer kleinen Einschränkung. Denn die Zeit, in der das erste deutsche Geschwader in den ostasiatischen Gewässern erschien, liegt ja noch nicht allzuweit zurück. Aber seitdem Deutschlands Kriegsschiffe an der Küste Chinas kreuzen, ist Zikawei ihr wetterkundiger Berater geworden, ganz besonders in den Monaten, wo die Taifune mit vernichtender Gewalt über die ostasiatischen Gewässer dahinrasen. Gegen Mitte Juni beginnen sie sich zu mehren und setzen ihr zerstörendes Werk bis in den Oktober hinein fort. Das Zentrum ihres Ursprunges liegt meistens zwischen dem 8. und 20. Breitegrad und dem 126. und 139. Längegrad, beherrscht also gerade die langgestreckte Küste Chinas bis hinauf nach Japan. Namentlich für die kleinen Kreuzer und Torpedoboote, die nicht so leicht wie die großen Panzer dem Anprall des Taifuns zu trotzen vermögen, ist es ein Gebot der Notwendigkeit, vorsichtige Erkundigungen einzuziehen, bevor sie einen der japanischen, koreanischen oder chinesischen Häfen verlassen. Und deshalb zählen ‚Luchs' und ‚Greif', ‚Seeadler' und ‚Schwalbe', ‚Tiger' und ‚Jaguar' zu den treuesten Freunden der Wetterwarte von Zikawei. Aber in den Telegrammen, die z. B. während des letzten Jahres einliefen, finde ich daneben die stolzen Namen eines ‚Fürst Bismarck', der ‚Hansa', ‚Thetis', ‚Hertha' usw. Sie alle haben, bald von Japan, bald von Korea, bald vom Süden Chinas aus Auskunft erbeten, bevor sie die Fahrt antraten. Und als unlängst der frühere Kommandant der ‚Thetis' die Wetterwarte besuchte, machte es ihm besonderes Vergnügen,

[1] Geographisches Jahrbuch VII, 3.

[2] Kölnische Volkszeitung Nr. 21 vom 21. Mai 1903.

auf der Karte die beiden Taifune des letzten September zu sehen, zwischen denen er nach telegraphischer Anweisung von Zikawei aus seine ‚Thetis‘ geschickt durchbugsiert hatte. . . .“

Der Verfasser dieser Mitteilungen versäumte nicht, in den Tagebüchern des Observatoriums den Beziehungen zur deutschen Flotte genauer nachzugehen und fand interessante Auskunft.

„Eine der stürmischsten Perioden, die man im fernen Osten kennt, erregten zwei Taifune vom letzten Jahre, von denen der eine im Norden, der andere im Süden seit den letzten Tagen des August sich entwickelt hatte und die dann fast gleichzeitig am 3. September zum Ausbruch kamen. Bereits am 24. August um 9 Uhr war ein Sinken des Luftdruckes mit der Tendenz, sich gegen Nordwesten fortzupflanzen, vom Observatorium im Südosten von Luzon telegraphiert worden. Am 26. August fragt der Kreuzer ‚Schwalbe‘ an, ob er die Fahrt von Foutcheou nach Hongkong antreten könne. Die Antwort lautet bejahend, denn das Nahen eines Taifuns ist noch fern und die Strecke kann ohne Gefahr zurückgelegt werden. Am 28. August bestätigt ein Telegramm aus Manila die Voraussicht, daß der Taifun sein Zentrum östlich von Luzon gegen Norden hat. Mittlerweile aber verrät der Telegraph auch schon den Sturm, der vom fernen Sibirien herannaht. Also Achtung! Am 29. August früh geht ein Telegramm an das deutsche Kanonenboot ‚Tiger‘ ab mit der Warnung: ‚Taifun erreicht Formosa. Vorsicht geboten, übermorgen bedenklich, um nach Schanghai zu gelangen.‘ Kaum ist das Telegramm an das deutsche Kriegsschiff abgesandt, so läuft vom portugiesischen Kreuzer ‚Diu‘ aus Tchefou eine telegraphische Anfrage ein: ‚Morgen gedenke ich nach Schanghai zu fahren, bitte um Mitteilung, ob ich ausfahren kann.‘ Schnell wird die Antwort dem Telegraph übergeben: ‚Geben Sie acht, ein Taifun rast im Osten Formosas und wendet sich gegen Norden.‘ Am 31. August in der Frühe telegraphiert das deutsche Kanonenboot ‚Jaguar‘ von Kobe in Japan: ‚Ich fahre heute nach Wusung, welches Wetter kündigt sich an?‘ Es gilt keine Zeit zu verlieren; schnell wird der Bote mit folgender Depesche abgesandt: ‚Das östliche Meer ist gefahrvoll, ein Taifun entwickelt sich östlich von Formosa und wendet sich gegen Nordwest.‘ Am Abend laufen noch zwei Depeschen ein, die eine vom portugiesischen Kreuzer ‚Diu‘: ‚Besten Dank für Antwort, reise ab, sobald Sie günstigeres Wetter melden‘, die andere vom deutschen Kanonenboot ‚Tiger‘: ‚Ich erwarte neue Mitteilungen, bevor ich abfahre.‘ Die beiden Kriegsschiffe wollen eine ruhige Nacht haben. Und der Direktor der Wetterwarte möchte es auch. Aber da klingelt noch in später Stunde das Telephon und übermittelt ein Telegramm aus Hongkong: ‚Taifun im Osten Formosas, wendet sich gegen Nordost.‘ Doch das ist nichts Neues mehr. Seit dem 24. August verfolgen wir die Spuren des Taifuns und haben bereits am Nachmittag seine Richtung nach dem Norden durch den Kanal signalisiert. Am 31. August früh verlangt ‚Fürst Bismarck‘, der im Begriffe steht, von Kobé nach Hiroshima zu fahren, Auskunft. Antwort: ‚Heftiger Taifun im Nordosten Formosas, er scheint sich dem Gelben Meere

zuzuwenden.' Ein weiteres Telegramm wird dem ,Tiger' nach Tsingtau gesandt: ,Heftiger Taifun im Nordosten Formosas, er bedroht das Gelbe Meer.' Nun, das kleine Kanonenboot ist geborgen; es wäre sonst ein Spielball des Sturmes. Am Nachmittag beginnt alle Welt zu prophezeien. Der Wächter des Leuchtturmes von Gutzlaff meldet nach Zikawei, daß ein heftiger Sturm von Nordosten kommt und sich gegen Südwest wendet; Hongkong telegraphiert, daß ein Taifun im Nordosten Formosas wütet und weiter gegen Norden vorschreitet. Da befinden wir uns also bereits zwei Taifunen gegenüber, einem, der von Norden nach Süden, einem andern, der von Süden nach Norden vordringt. Wehe dem Schiffe, das zwischen beide gerät!

„Die Stunde naht, wo die Sturmesgewalt ihren Höhepunkt erreicht. Aber mag der Sturm mit seiner furchtbaren Gewalt Bäume entwurzeln, Häuser niederreißen, unsere braven Seeleute sind gewarnt und haben alle Vorkehrungen getroffen. Die Stationen haben den nahenden Sturm ja längst angekündigt durch den elektrischen Funken, der seinen Weg hier durch die Sibirische Wüste, dort durch das Chinesische oder Gelbe Meer nahm. Der 1. September kommt dunkel, grau, regnerisch. Kein Schiff wagt sich von Wusung aus ins offene Meer. Der deutsche Kreuzer ,Thetis' liegt wie auf Vorposten, hinter ihm an die vierzig Dampfer, die das Ende des Sturmes abwarten. Um 8 Uhr früh kommen die ersten Telegramme an. Und sofort wird nach allen Richtungen das Warnungssignal telegraphiert: ,Taifun im Südosten von Ningpo, wendet sich gegen Norden.' Der Sturm hat das von Schanghai nach Zikawei leitende Telephon bereits zerrissen, und der Direktor der Wetterwarte muß sich persönlich nach Schanghai begeben, um für alle weitere Auskunft an Ort und Stelle zu sein.

„Am 2. September will ,Thetis' Schanghai verlassen. ,Unmöglich,' sagt der Direktor, ,Sie gehen mitten in den Taifun hinein, wenn Sie jetzt auslaufen.' ,Nun gut denn, morgen, Pater', lautet die Antwort des alten Freundes. Mittlerweile ist eine Depesche vom deutschen Torpedoboot S 90 aus Nagasaki eingelaufen. Es will nach Schimonoseki. Armes, kleines Ding, wie willst du dich dem rasenden Sturm aussetzen, der vor sechs Jahren die schöne ,Iltis' vernichtet hat! Die Antwort lautet: ,Gewaltiger Taifun beherrscht das Gelbe Meer.' Trotz dem zweifachen Taifun mußte ,Thetis' am nächsten Tag (3. September) ausfahren. Dem Rate des Direktors folgend, schlich die ,Thetis' zwischen den beiden Taifunen durch, indem sie sich zuerst gegen Norden, dann gegen Nordwesten und Korea und im weiten Bogen nach Japan zuwandte. Ein neues Telegramm läuft vom ,Fürst Bismarck' ein: ,Bitte sofort nach Nagasaki zu telegraphieren, wann ich ohne Gefahr nach Chemulpo fahren kann.' Antwort: ,Ein zweiter Taifun hat die Lioukouinseln mit großer Schnelligkeit erreicht, Gefahr.' Während der erste Taifun jetzt in der Mandschurei westlich von Wladiwostok wütet, ist alle Aufmerksamkeit auf den zweiten gerichtet. Um 4 Uhr kommt ein neues Telegramm aus Tsingtau vom ,Tiger'. Er möchte gerne fort, darf es aber nicht, solange der zweite Taifun nicht vorübergezogen ist. ,Der zweite Taifun zieht vorüber; aber es zeigen sich ungünstige Vorboten bei Lioukiou', lautet die Antwort. Ein ähnliches Telegramm geht an ,Fürst Bismarck' ab. Es

ist ein Glück, daß der Sturm diesmal die telegraphische Leitung nicht allzu hart mitgenommen hat. . . ."

Und so geht es weiter, Jahr für Jahr. Auch während des chinesischen Krieges hat das Observatorium der deutschen Flotte die besten Dienste geleistet.

„Schon auf der Herfahrt", so entnehmen wir einem Schreiben, „kamen von den einzelnen Geschwadern der Panzerschiffe, Kreuzer und Torpedoschiffe aus Singapor die ersten Anfragen. Von da ab verließ kein Schiff seinen Ankerplatz, ohne zuvor einen Wetterbericht vom Observatorium eingeholt zu haben. So kamen Depeschen von Hongkong, Amoy, Futscheu, Tsingtau, Nagasaki, Hakodate oft mehrere an einem Tage. Hier haben Sie ein Beispiel solcher Anfragen und Antworten: Anfrage: ‚Will Tsingtau verlassen am 27., mit zwei Schiffen nach Schanghai. Bitte täglich um telegraphische Wetterprognosen bis zur Ankunft. Der deutsche Admiral.' Antwort: ‚Taifun passiert. Starker S.-W.-Monsun. Wetter bessert sich.' Ähnliche Anfragen kamen von den französischen, österreichischen, russischen, amerikanischen Schiffen, aber weniger regelmäßig als von den deutschen."

Beispielsweise kamen auf deutsche Kriegsschiffe:

1901	von	75	Wetterberichten und Taifunwarnungen	71,
1902	„	127	„ „ „	110,
1903	„	161	„ „ „	117,
1901/03	von	363	Wetterberichten und Taifunwarnungen	298,

21 waren während dieser Periode an italienische, 13 an österreichische, 9 an russische, 6 an amerikanische, je 4 an französische und portugiesische, 2 an englische und 1 an chinesische Kriegsschiffe ergangen.

„Auch die deutsche Kolonie Tsingtau", schreibt der Chefredakteur des „Ostasiatischen Lloyd", C. Fink[1], aus welcher täglich ein Telegramm mit dem Wetterbericht in Zikawei eintrifft, „zieht aus diesem Meldedienst großen Nutzen."

Seit 1903 besitzt auch das deutsche Tsingtau selbst eine Wetterwarte. Sie ist gleichfalls unter freundlichster Mitwirkung der Jesuiten von Zikawei entstanden, die 1902 vom damaligen Gouverneur von Kiautschau, Admiral Truppel, erst brieflich und dann persönlich erbeten worden war.

Mit größter Bereitwilligkeit entsprachen die Patres dieser Bitte. P. Chevallier reiste persönlich hin, um den richtigen Platz ausfindig zu machen und die Einrichtung der Tsingtauer Station zu überwachen[2].

[1] Si-ka-wei und seine Umgebung S. 6.

[2] L'Echo de Chine, 4. Oktober 1912. Vgl. Fink, Si-ka-wei S. 11.

Am 15. Februar 1903 begann sie die Ausgabe von Wetterberichten, zu welchem Zwecke sie von Zikawei täglich morgens die Beobachtungen von elf metereologischen Stationen, abends die von Zikawei erhielt.

Aber auf diesen praktischen Dienst beschränkt sich die Aufgabe der Wetterwarte keineswegs. Ihre Arbeit kommt auch dem wissenschaftlichen Forscher zustatten. Zeugnis dafür legen die heute auf zirka 36 Bände gediehenen Bulletins des Observations magnétiques et météorologiques ab. Daneben erschien eine Reihe wertvoller Monographien. Erwähnt seien die ausgezeichneten Arbeiten über den Iltis-Taifun (1896), den De Witte Taifun (1901) und über The Atmosphere in the Far East (1900). „Die Veröffentlichung“, so urteilt über das letzte Werk der Literaturbericht der Petermannschen Mitteilungen (1912, S. 170), „reiht sich würdig den zahlreichen Vorgängern an, die im Lauf der Jahre von Zikawei ausgegangen und diesen Namen zu einem der bekanntesten in der Meteorologie Ostasiens gemacht haben.“

„Die Veröffentlichungen von Zikawei“, so schreibt der „Ostasiatische Lloyd“ (20. November 1903, S. 817), „haben in der wissenschaftlichen Welt einen großen Ruf; sie sind für die Arbeiten unserer heimischen Gelehrten von der allergrößten Wichtigkeit und werden von ihnen daher stets mit großer Freude begrüßt.“ [1]

Schon diese vielfachen und regen Wechselbeziehungen zwischen der deutschen Flotte und Flottenführung und Zikawei schufen ganz wie von selbst eine regere Verbindung zwischen der deutschen Kolonie in Schanghai und der berühmten Anstalt, um so mehr als in derselben ständig oder zeitweise eine ganze Reihe auch deutscher Jesuiten sich aufhielten und wirkten.

Da waren oder sind noch vor allem der noch zu nennende Würzburger P. Franz Scherer als Lehrer, der Schlesier P. Aug. Tschepe († 1912) als Mitarbeiter der gelehrten Variétés Sinologiques, eine der vielen Publikationen, welche von Zikawei ausgehen und seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt so bekannt gemacht haben; da hielt sich fast zwei Jahre studienhalber der Orientalist P. Jos. Dahlmann auf, dort wirkt in der berühmten Handwerker- und Kunstgewerbeschule von Tou-ße-wei der Fr. Alois Beck, ein geborener

[1] „We visit the Observatories, from which gratuitous bulletins are issued, greatly valued by scientists, shippers and the general public“ (Berol's Guide to Shanghai p. 20).

Ulmer, dem die ganze Bauabteilung der Mission untersteht und aus dessen Zeichensälen und Ateliers schon so „mancher herrliche Entwurf“ [1] hervorgegangen. Außerdem treffen wir in der herrlich gelegenen Jesuiten-Sternwarte von Zo-sé als zweiten Direktor den gelehrten Mainzer P. Anton Weckbacher S. J. Gelegentlich kommen nach Zikawei auch andere deutsche Jesuiten, die auf den Missionsstationen tätig sind, wie der badische Freiherr P. Konrad v. Bodmann, P. Wilh. Gast, P. Heinr. Frenken u. a. Einige der Genannten haben seit Jahren als fleißige Mitarbeiter für den „Ostasiatischen Lloyd“, das ausgezeichnete größte Organ des Deutschtums in Ostasien, geschrieben, an das von Zikawei aus auch alle Publikationen und Mitteilungen astronomischen, meteorologischen oder seismologischen Inhaltes geschickt werden, welche für die deutsche Flotte von Interesse und Bedeutung sein können [2]. So hat z. B. P. Tschepe geschichtlich geographische Artikel über den Taihusee und interessante Mitteilungen „Aus Tsingtaus Vergangenheit“ (vgl. „Der ferne Osten“ I [1902], 257; II [1903], 53) geliefert, während P. Weckbacher die astronomische Sparte besorgt [3].

Es begreift sich, daß diese vielfachen freundschaftlichen, wissenschaftlichen, literarischen Anknüpfungspunkte und die Anziehungskraft, welche die wirklich großartige Zentrale bietet, sehr viele deutsche Besuche nach Zikawei führen.

Wir nennen beispielsweise den Delegaten der Deutschen Bank im deutschen Eisenbahnkonsortium für China, A. K. Exner, der in seinem schönen Buche: „China, Skizzen von Land und Leuten“ (Leipzig 1889), Zikawei ein eigenes, sehr sympathisches Kapitel (S. 75 bis 84) widmet, den trefflichen Chefredakteur des „Ostasiatischen Lloyd“, C. Fink, der uns die vorzügliche, öfters zitierte Beschreibung geliefert hat, den langjährigen (1898—1909) kaiserlichen Generalkonsul in Schanghai, Dr. Wilhelm Knappe, den deutschen Gesandten in Peking, Mumm v. Schwarzenstein u. a. Am 3. März 1903 beehrte auch Prinz Rupprecht von Bayern mit Gemahlin Zikawei mit

[1] Fink a. a. O. S. 15.

[2] „Die täglichen Wetterkarten“, so meldet der „Ostasiatische Lloyd“ (20. Jahrg., Bd. II, Nr. 27 vom 6. Juli 1912, S. 37), „des Zikaweiers Observatoriums liegen im Seemannsamt des Deutschen Generalkonsulats für alle Interessenten zur Einsicht auf. Ebenso können diese Wetterkarten in der Expedition des ‚Ostasiatischen Lloyds‘ eingesehen werden.“

[3] Vgl. z. B. „Ostasiatischer Lloyd“, 29. April 1910, 137; 17. Januar 1910, 193; 19. August 1910, 263; 30. September 1910, 294 usw.

seinem Besuch. In seinem prächtig ausgestatteten Werke: „Reise-erinnerungen an Ostasien", welches besonders eingehend die Religionen und Kunstwerke jener alten Kulturen behandelt, heißt es S. 134:

„Ausreichende Sprachkenntnisse besitzen von den Europäern in Schanghai wohl nur die Jesuitenpatres in der Vorstadt Zikawei. Ihr dortiges Etablissement ist wirklich großartig, die Bibliothek sehr reichhaltig und kostbar und die metereologische Station von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die Navigation (Schiffahrt), indem sie sich vorwiegend mit der Prognose der verderblichen Taifunstürme befaßt; das Naturhistorische Museum ist das einzige, glaube ich, in China, und in der Druckerei erscheinen jährlich wertvolle Arbeiten aus dem Gebiete der Sinologie."

Als P. Alois Froc seine vorzügliche Arbeit über den „Iltis-Taifun", jenes furchtbare Unwetter, welchem am 23. Juli 1896 das deutsche Kanonenboot mit fast seiner ganzen Besatzung zum Opfer fiel, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Heinrich von Preußen und Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser hatte überreichen lassen, kam Prinz Heinrich am 17. April 1898 selbst nach Zikawei, um dem Pater persönlich zu danken.

Der Prinz besichtigte bei dieser Gelegenheit in zweistündigem Aufenthalt das ganze Haus, die Museen und besonders das Observatorium. Er war von allem, was er sah und hörte, so befriedigt, daß er tags darauf den Jesuiten seine Photographie in großem Format mit der eigenhändigen Unterschrift und Widmung: „Zur freundlichen Erinnerung" sandte und bei der Tafel in Anwesenheit des gerade in Schanghai weilenden deutschen Bischofs von Anzer wiederholt auf die „guten, vortrefflichen Jesuitenpatres" zu sprechen kam.

Prinz Heinrich erschien später noch zweimal zum Besuche, einmal allein und einmal in Begleitung seiner Gemahlin[1].

[1] Die Nachricht von diesen Besuchen machte damals die Runde durch die deutsche Presse und wurde natürlich je nach dem Standpunkt der Blätter sehr verschieden kommentiert. Die katholischen wiesen nicht mit Unrecht auf die verschiedene Behandlung hin, welche die Jesuiten im fernen China und im eigenen Vaterlande erführen. Der „Reichsbote" (Nr. 170, 8. Juli) klagte, daß man „selbst am Hofe die steigenden Absichten und Einflüsse der römischen Welt, die wie eine Schlange den deutschen Laokoon zu umwinden suche", so sehr unterschätze. Die „Hallesche Zeitung" (Nr. 312, 7. Juli) meinte, „die Jesuiten in China seien selbstverständlich etwas ganz anderes", was dem gewöhnlichen Sterblichen nicht recht einleuchtet. Man wolle die großen Verdienste der Jesuiten um die Sinologie gerne zugeben. „Aber das kann noch kein Grund sein, die Jesuiten in Deutschland anders zu beurteilen als durch das Jesuitengesetz geschehe." Nun dieses Gesetz ächtet die Jesuiten als staatsgefährliche, deutschfeindliche Männer, eine Auffassung, welche der edle

Am 28. Januar 1904 kam Prinz Adalbert von Preußen, auf einer ostasiatischen Rundfahrt an Bord der „Hertha“ begriffen, von Schanghei gleichfalls nach Zikawei herüber, wo er sich die deutschen Patres Scherer, Tschepe und Storr vorstellen und vor allem das Observatorium zeigen ließ.

Wiederholt erschienen auch die Chefs des deutschen Kreuzergeschwaders, wie die Admiräle Bendemann, von Ahlefeld und Geißler u. a., persönlich in Zikawei, um hier ihren Dank auszusprechen und die fleißigen gelehrten Patres persönlich kennen zu lernen[1].

Es blieb aber nicht bei diesen freundschaftlichen Besuchen. Wiederholt wurden die großen Dienste, welche Zikawei, seine Arbeiten und Publikationen der deutschen Flotte und Wissenschaft leistete, auch amtlich und außeramtlich in wärmsten Tönen anerkannt.

Wie freundlich Graf Baudissin, damals zweiter Chef des ostasiatischen Geschwaders, dies getan, wurde bereits oben (S. 165) angeführt.

Um dieselbe Zeit schrieb auch der Kommandant des deutschen Chinageschwaders, Vize-Admiral Bendemann, an den Direktor des Observatoriums:

„U-Song, 8. Nov. 1901. Lieber Herr! Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für den zweiten Teil Ihrer Arbeit über die meteorologischen Verhältnisse Chinas, die Sie die Güte hatten, mir zu senden. Ich habe denselben gleich nach Empfang mit dem größten Interesse durchblättert und hoffe darin eine kostbare Quelle für ein ernsteres Studium zu finden, sobald ich eine Mußestunde finde. Ich habe meine Kommandanten eben wieder aufgefordert, Ihr Werk, das für die Wohlfahrt aller Seeleute und aller Schiffe so unschätzbaren Wert besitzt, durch regelmäßige Berichte zu unterstützen. Es ist das die einzige Gelegenheit, die ich habe, um meine Erkenntlichkeit zu bezeigen für die unschätzbaren Mitteilungen, welche das Observatorium von Zikawei so unermüdlich den unter meinem Kommando stehenden Schiffen zukommen läßt.

„Empfangen Sie, lieber Herr, die Versicherung meiner höchsten Hochachtung, mit der ich verbleibe ganz der Ihre

Bendemann, Vize-Admiral.“

In der Budgetkommission des Reichstages (Sitzung vom 2. März, Beratung des Marine-Etats, Kapitel 47) erklärte der Herr Staatssekretär v. Tirpitz: die Sturmsignalstation der Jesuiten bei

---

Prinz aus dem Hohenzollernhause und die genannten Admiräle der deutschen Flotte offenbar nicht teilen.

[1] Vgl. Fink a. a. O. S. 16.

Schanghai sei die ausgezeichnetste Einrichtung, die er kenne; die Marine habe solche sehr oft mit bestem Erfolg benutzt. Auf die Anfrage des Abgeordneten Groeber, ob diese Station für die Inanspruchnahme seitens der Marine auch ein Entgelt bekomme, erwiderte v. Tirpitz, ein solches sei nie beansprucht und auch nie gewährt worden, die Marine sei den Jesuiten aber sehr dankbar.

Abg. Groeber betonte, daß es auch an anderer Stelle Gelegenheit gebe, diesen Dank in die Tat umzusetzen [1].

Bekanntlich hat später Admiral v. Tirpitz im Deutschen Reichstag (März 1904) unter abermaligem Hinweis auf den großen von den Jesuiten geleitesten Dienst, einen Zuschuß für die Wetterwarte von Zikawei beantragt.

Aber auch Se. Majestät, der Deutsche Kaiser, geruhte, dem Direktor der berühmten und um seine Flotte so verdienten Anstalt einen Beweis seiner Huld und Anerkennung zu geben.

„Dem Direktor des Observatoriums in Zikawei, P. Froc," so berichtet darüber der „Ostasiatische Lloyd" (19. Jahrg., I. Bd., Nr. 20 vom 19. Mai 1905, S. 927), „ist von Seiner Majestät durch Allerhöchsten Erlaß vom 18. März in Anerkennung seiner Verdienste um die Witterungskunde und die Erforschung der Taifunbahnen in den ostasiatischen Gewässern, sowie die S. M. Schiffe und dem Schutzgebiet Kiautschau durch Versorgung mit Wetternachrichten und Sturmwarnungen geleisteten Dienste die kleine goldene Medaille für Wissenschaft verliehen worden. Seine Exzellenz Vize-Admiral von Tirpitz hatte den Kommandanten S. M. S. ‚Seeadler' damit beauftragt, diese hohe Auszeichnung dem P. Froc zu überreichen. Prinz Karl Anton von Hohenzollern, der in Begleitung des Generalkonsuls Dr. Knappe, seines militärischen Begleiters Majors Bronsart von Schellendorf und des Kommandanten S. M. S. ‚Seeadler' am 18. Mai nachmittags dem Observatorium in Zikawei einen Besuch abstattete, hatte es übernommen, P. Froc die ihm verliehene Auszeichnung zu überreichen." [2]

Mit einigen der Flottenführer verblieben die Patres noch in späteren Jahren in freundschaftlichem Briefverkehr.

Beispielsweise sei unter anderem ein Brief jenes Mannes angeführt, der zuerst die deutsche Flagge in kühnem Wagnis auf chinesischem Boden pflanzte, wir meinen den Admiral von Diederichs.

---

[1] „Germania", 3. März 1904, Nr. 51, 3. Blatt.

[2] Bereits das Jahr zuvor (27. Dezember 1904) hatte der Mikado von Japan dem P. Froc zur Anerkennung seiner Verdienste um die japanische Flotte und um die japanischen Wetterwarten durch den Generalkonsul Odagiri in Schanghai den „Heiligen Schatz des vierten Grades" überreichen lassen.

Derselbe schrieb als Generaldirektor des Marineamts an P. Froc S. J., den Direktor des Observatoriums, wie folgt:

„Lichtental (Baden), Kleiner Leisberg, 6. April 1905: Ich habe den Calendrier Annuaire des Observatoriums von Zikawei erhalten und glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Ihnen diese freundliche Aufmerksamkeit zuschreibe.

„Mit Befriedigung rufe ich mir die Erinnerung an die angenehmen Beziehungen zurück, in welchen ich während meines letzten Oberkommandos im äußersten Osten zu Ihnen stand, und ich spreche Ihnen dafür noch einmal meinen herzlichsten Dank aus.

„Je mehr ich im Calendrier voranlese, desto reichere Belehrung schöpfe ich daraus, und ich muß Ihnen zu dieser Publikation aufrichtig Glück wünschen, die allen Residenten an der chinesischen Küste und den Schiffahrern jener Meere von dem größten Nutzen sein wird.

„Welch reiner und wohltuender Beruf ist schon an und für sich die Beschäftigung mit den Himmelskörpern, die niemals unter sich weder streiten noch sich stoßen, weil sie zu mächtig sich anziehen. Und Sie haben es verstanden, aus dieser Beschäftigung obendrein so große Vorteile für die Seefahrer und andere zu ziehen. Möge es Ihnen vergönnt sein, Ihr segenbringendes Talent noch recht viele Jahre zum Wohle Ihrer Mitmenschen zu üben. Das ist, was Ihnen aufrichtig wünscht

Ihr ergebener

von Diederichs, Generaldirektor des Marineamts."

2. Das Observatorium von Manila (Philippinen).

Dieses Observatorium macht Zikawei den Ruhm streitig, die großartigste astronomisch-meteorologisch-seismographisch-magnetische Zentralstation von Ostasien zu sein [1].

1865 zunächst als einfache meteorologische Station gegründet, entwickelte sie sich rasch und gewann namentlich unter der Leitung des genialen P. Federico Faura S. J. († Januar 1897) seine jetzige Bedeutung. Die furchtbare Rolle, welche die berüchtigten Taifune des chinesischen Meeres spielten, gab dem gelehrten Ordensmanne den Entschluß ein, seine ganze Energie und sein reiches Wissen dem Studium dieser verheerenden Stürme zu weihen. Durch genaue Voraussagen der Taifune — bis 1882 waren vierzehn mit bewunderungswürdiger Präzision vorausverkündet worden — ge-

[1] Cf. Philippine Archipelago (2 vol., I. 700, II. 470 pp.). Washington, Gov. Press. 1900; Service in the Philippines. A Review by J. J. Walsh. New York 1901; El Servicio Meteorol. del Observatorio de Manila, vindicado y rehabilitado, Manila, 1899.

langte das Observatorium in den seefahrenden Kreisen Ostasiens bald zu großem Rufe.

1886 bot der damalige Generalstatthalter der Philippinen, Don Fernando Primo de Rivera, der britischen Kolonialregierung einen regelmäßigen Austausch der Wetterberichte zwischen Manila und den chinesischen Freihäfen an[1], was dankbar akzeptiert wurde. Bereits im folgenden Jahre brachte die Hongkong Daily Press (Oktober 1887) ein glänzendes Referat über die wichtigen Vorteile, die daraus dem Handel und der Schiffahrt erwüchsen[2]. Durch königliche Ordre vom 24. April 1884 wurde das Observatorium zum Range einer offiziell anerkannten staatlichen Anstalt erhoben mit einer hinreichenden Jahressubvention. Dazu kamen die freiwilligen Beiträge der britischen Handels- und Versicherungsanstalten, die an den Taifunwarnungen begreiflicherweise das größte Interesse hatten. 1886 wurde die Anstalt nach der prächtigen Normalschule der Jesuiten vor der Stadt draußen verlegt, in großem Stile eingerichtet und mit Manila durch eigenen Telegraph und Telephon verbunden. Der Gesamtkomplex der weitläufigen Anstalt umfaßt in ihrer heutigen Gestalt eine Bodenfläche von rund 50 000 qm. Sie setzt sich aus vier Sektionen für Astronomie, Erdmagnetismus, Seismologie und Meteorologie zusammen, alle mit den besten Instrumenten ausgerüstet und je einem Direktor an der Spitze.

Mit den achtziger Jahren gaben die Patres ihre Beobachtungen regelmäßig teils in der monatlich erscheinenden „Observaciones Verificadas“ (die Jahrgänge umfassen durchschnittlich 430 Klein- oder Großfolioseiten mit zahlreichen Diagrammen, Kurventafeln usw.), teils in wertvollen Monographien heraus. Ihre große Popularität verdankt die Anstalt aber besonders der meteorologischen Sektion wegen ihrer Taifunwarnungen für die in den letzten Jahrzehnten riesig gesteigerte Schiffahrt in jenen Strichen. „Das Observatorium von Manila“, so führt ein amerikanischer Gelehrter und genauer Kenner der Verhältnisse im San Francisco Chronicle (13. Nov. 1898) aus, „ist der am weitesten vorgeschobene Signalposten gegen die Taifune im äußersten Osten, die treue Schildwache der großen Schiffahrtslinie, die zwischen Singapore und Yokohama sich hinzieht, das interessanteste, wissenschaftliche Institut der Philippinen.“ Dank der von P. Faura begründeten wissenschaftlichen Beobachtungsmethoden

[1] Siehe Aktenstück in El Servizio, Appendix I, 65 s. und Philippine Archipelago II, 5 ss. [2] Ibid. p. 67 s.

hätten die Patres es zu einer seltenen Sicherheit in der Prognose gebracht, so daß selten oder nie die rechtzeitige Warnung, die sofort mit musterhafter Promptheit nach allen bedrohten Punkten befördert werde, ausbliebe. Die treffliche Methode der Patres werde unterstützt durch Instrumente ersten Ranges, darunter eine Reihe eigener Erfindungen und Apparate des genialen P. Faura und seiner Schüler [1]. Es sei zu hoffen, daß die amerikanische Regierung diese mustergültige und hochwichtige Anstalt nicht bloß erhalten, sondern in jeder Weise fördern und unterstützen werde.

Diese Hoffnung sollte sich auch erfüllen. Freilich suchte zunächst ein Protestant, Herr Wilhelm Doberck, Direktor des 1882 gegründeten Observatoriums in Hongkong, die mißliebigen Jesuiten durch eine verleumderische Eingabe an das amerikanische Ackerbauministerium zu verdächtigen und zu verdrängen. Aber die Anklage führte zu einer vernichtenden Kritik des neidischen Konkurrenten und zu einer ruhmvollen Ehrenrettung der Beschuldigten, denen bei dieser Gelegenheit die ganze ostasiatische Presse, die Admiräle der verschiedenen Flotten, die großen Bank- und Handelshäuser in Amerika, Hongkong usw. geradezu glänzende Zeugnisse ihrer großen Verdienste um die Schiffahrt, die Handels- und Kriegsflotten aller Länder ausstellten [2].

Das Ergebnis war, daß die amerikanische Regierung das Manila-Observatorium anfangs März 1899 als staatliche Anstalt anerkannte und das jesuitische Personal desselben besoldete. Die Anstalt hat sich seither kraftvoll weiterentwickelt und genießt in ganz Ostasien nach wie vor die größte Hochschätzung.

Unter den Stimmen, die sich damals zugunsten der Jesuiten erhoben, befand sich auch diejenige des deutschen Konsuls in Hongkong, Dr. F. C. Rieloff.

---

[1] Von dem von P. Faura erfundenen und seinem Nachfolger P. José Algué verbesserten Barozyklometer sagt Kapitänleutnant Crüsemann S. M. Schiff „Cormoran“ in der „Marine-Rundschau“ (Oktober 1912, S. 1393): „Wer Gelegenheit gehabt hat, in Ostasien das vom Direktor des Observatoriums in Manila, dem Jesuitenpater José Algué, konstruierte Barozyklometer zur Navigierung in einem Taifun zu benutzen, wird von dem Wert eines solchen Instrumentes überzeugt sein, das ihm jegliches Zeichnen, das Umrechnen von Windrichtung in Peilung des Zentrums usw. erspart und doch die Lage des Zentrums und seine Bahnrichtung mit einer für die Navigierung des Schiffes genügenden Genauigkeit angibt.“

[2] Vgl. über diesen in mehrfacher Hinsicht sehr lehrreichen Vorgang den Aufsatz: „Die Taifunwarnungen der spanischen Jesuiten in Manila und die Angriffe des Herrn Dr. W. Doberck in Hongkong in „Wissenschaftl. Beilage zur Germania“ 1901, Nr. 5 u. 6.

Er schrieb an den Direktor des Observatoriums, P. José Algué S. J., wie folgt:

Hongkong, April 1899.

Bei meiner Rückkehr von Kiautschau fand ich Ihr vom 7. März datiertes Zirkularschreiben vor. Ich müßte es mit Bezugnahme darauf als ein großes Unglück bezeichnen, falls die telegraphischen Taifunwarnungen, welche das Observatorium von Manila bisher rundgesandt hat, eingestellt würden.

Ich kann Ihnen bei dieser Gelegenheit nur sagen, daß die Kommandanten unserer Kriegsschiffe, die in Manila gewesen sind, voll des Lobes über das dortige Observatorium sind, das, wie sie sagen, ihnen große und wertvolle Dienste geleistet hat.

Euer Hochwürden ergebener Diener
Dr. F. C. Rieloff,
Deutscher Kaiserlicher Gesandter[1].

In der Tat kannten und schätzten auch die deutschen Admiräle das Observatorium und seine vortrefflichen Arbeiten sehr gut.

„Mitten in dem allgemeinen Wirrwarr", schrieb P. José Algué S. J. bereits am 4. November 1898, „hat unser Observatorium an Reputation zugenommen, da sich unsere Beobachtungen für die große Zahl von Schiffen im Hafen draußen als sehr nützlich erwiesen. Fast sämtliche Offiziere der fremden Geschwader kamen zum Besuche ins Observatorium. Beständig wurden wir um Wetterberichte angegangen oder mußten Chronometer richtig stellen u. dgl., so daß ich und P. Doyle die Hände voll Arbeit hatten. Die französischen, deutschen, japanischen Admiräle besichtigten mit großem Interesse sämtliche Abteilungen der Anstalt und nahmen, wie wir von verschiedenen Seiten erfuhren, einen sehr günstigen Eindruck mit fort."

Das bezeugt u. a. folgendes Handschreiben eines berühmten deutschen Seemannes und Flottenführers. Es lautet:

Gelbes Meer, den 20. März 1899.

Hochwürdigster Herr!

Nachdem am 4. März d. J. S. M. S. „Kaiserin Augusta" Manila verlassen hat und damit die Stationierung deutscher Kriegsschiffe daselbst unterbrochen worden ist, kann ich es mir nicht versagen, Ew. Hochwürden für das gütige Entgegenkommen angelegentlichst zu danken, vermöge dessen Sie mir und den Kommandanten der dort weilenden deutschen Kriegsschiffe die täglichen Wetterberichte Ihres Observatoriums zugänglich gemacht und weiterhin Nachrichten über zu erwartendes Wetter durch Signale mitgeteilt haben. Die wertvollen Bekanntmachungen Ihrer anerkannt ausgezeichneten Anstalt, von deren vorzüglichen Ausrüstung ich mich persönlich zu überzeugen die Freude

[1] El Servicio Meteorológico del Observatorio de Manila vindicado y rehabilitado Manila (Impr. del Observatorio, 1899) p. 40 s.

hatte, sind nicht nur den deutschen Schiffen zugute gekommen. Denn ich habe, dem Charakter des Observatoriums als einer Einrichtung, die allen Seefahrern ohne Unterschied der Nationalität dienlich sein will, entsprechend, darauf gehalten, daß Ihre Mitteilungen sofort nach Eingang sämtlichen auf Rhede von Manila liegenden Schiffen, gleichgültig welcher Nationalität, bekannt gegeben wurden. Indem ich Ew. Hochwürden meinen und der Kommandanten der beteiligten deutschen Kriegsschiffe Dank für die Zustellung Ihrer meteorologischen Nachrichten wiederhole, kann ich nicht umhin, das Observatorium zu Manila zu der vorzüglichen Leitung, welche es unter Ihren Händen erfährt, zu beglückwünschen.

Ich habe die Ehre zu sein, Hochwürdigster Herr, Ihr ergebener

v. Diederichs,

Vizeadmiral, Chef des Kreuzergeschwaders.

An den Direktor des Observatoriums P. José Algué S. J., Manila.

Das möge genügen!

Eines ist nach dem Gesagten gewiß: Würde die Jesuitenfrage vom Votum der Vertreter des Deutschen Reiches im Auslande und vorab von dem seiner hochverdienten Admiräle und Generäle im Auslandsdienste abhängig gemacht — und das sind doch gewiß nicht die unpatriotischsten Leute — die Frage wäre rasch erledigt. Das ganze ungerechte Gesetz flöge über Bord auf Nimmerwiedersehen.

XIV. Verdienste deutscher Jesuiten um die deutschen Expeditionstruppen und die Marinemannschaft.

Was Zikawei für die deutsche Flotte in Ostasien geworden war, wurde oben gezeigt.

Einen besondern Charakter gewannen die freundschaftlichen Beziehungen, als aus Anlaß der Boxerunruhen bedeutende deutsche Streitkräfte auch in der Nähe von Schanghai, rings um Zikawei, konzentriert wurden. Eine günstige Fügung wollte es, daß das deutsche Truppenlager in unmittelbarer Nachbarschaft des Jesuitenkollegs errichtet wurde. Und so kam es, daß die Kirche, die schon Graf Eulenburg[1] vierzig Jahre früher beschrieben, sich den katholischen Mannschaften des deutschen Detachements zum Gottesdienste öffnete. In zuvorkommender Weise stellten ihnen die Patres die Räume zur Verfügung. In deutscher Sprache konnte gepredigt und unter den Klängen der deutschen Militärmusik manche erhebende Feier in der Kirche abgehalten werden.

Während jener Zeit erwarb sich um die katholischen deutschen Mannschaften namentlich der Würzburger P. Franz Scherer S. J. große Verdienste.

Ein echter deutscher Mann, voll aufrichtiger Anhänglichkeit an sein Vaterland und voll Interesse für dessen Entwicklung in Ostasien, hatte er von jeher jede Gelegenheit benutzt, um sich auch in dieser Richtung nützlich zu machen. Fünf Jahre lang übernahm er in der Imperial Polytechnical School Nan-Yang, der größten chinesischen Lehranstalt Schanghais, den deutschen Lehrkurs und sandte die schrift-

[1] Vgl. „Die Preußische Expedition nach Ostasien, nach amtlichen Quellen bearbeitet" III (Berlin 1873), 396 ff.; vgl. ebenfalls die an Preußens älteste Beziehungen zum Osten anknüpfende „Erinnerung an die erste Preußische Expedition nach Ostasien (1860—1862)" in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Jahrg. 1912) S. 468 ff.

lichen Prüfungsarbeiten mit dem von Peking ihm zugesandten Siegel gestempelt und unterschrieben nach Peking. Zwei Jahre dozierte er auch Deutsch in der von den französischen Jesuiten geführten Hochschule „Aurora" und betonte seinen französischen Mitbrüdern und Obern gegenüber stets die Notwendigkeit, auch der deutschen Sprache im Studienprogramm den gebührenden Platz einzuräumen.

Bei der Gründung der deutschen Arzneischule und Klinik in Schanghai stand er ihrem ersten Leiter und Organisator Dr. Paulun mit Rat und Tat zur Seite, schickte ihm die ersten Studenten und viele Patienten, selbst seine kranken Mitbrüder zu, wohnte den Prüfungen bei und blieb auch fortan stets ein treuer Freund der Professoren, Kranken und Studenten. Dr. Paulun war ein warmer Duzfreund im Hause der Jesuiten.

Auch bei der nicht eben leichten Gründung der ersten deutschen Zeitung in Schanghai, des „Ostasiatischen Lloyd", hat P. Scherer dem ersten Leiter, Herrn Navarra, manch wertvollen Dienst geleistet. Er war es auch, der Se. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen und Gemahlin, wie später dessen Sohn in Zikawei umherführte.

„Prinz Heinrich", so schrieb er damals, „und die Prinzessin waren sehr liebenswürdig und gemütlich. Sie haben mit mir im Kloster der Auxialiatrices (die Schwestern, die das Waisenhaus leiten) ein gutes goûté eingenommen, und ich habe dem Prinzen gesagt, wie glücklich ich als Jesuit mich schätzte, ihm ein Glas guten alten Weines einschenken zu dürfen.

„Auch der Sohn des Prinzen, der vorigen April Zikawei besuchte, war sehr liebenswürdig und sagte, er würde sogleich an Papa und Mama und auch seinem Onkel, dem Kaiser, schreiben, wie freundlich ich ihn überall herumgeführt hätte."

Es war klar, daß ein so guter Deutscher den deutschen Expeditionstruppen lebhaftes Interesse entgegenbrachte.

Über seine Arbeit für die Soldaten schreibt er selbst in seiner schlichten, offenen Art:

„Zur Zeit, da die Besatzungstruppen in Schanghai waren, hielt ich jeden Sonntag speziellen Gottesdienst mit deutscher Predigt für die Soldaten und sorgte dafür, daß sie dem Wunsche Sr. Majestät gemäß auch ihre religiösen Pflichten Gott gegenüber genau erfüllten. Viermal im Jahre war allgemeine Beichte. Die Generalkommunion, an welcher 150 bis 160 Mann teilnahmen, machte einen wunderschönen Eindruck auf die Chinesen, Heiden wie Christen. Auch P. Dahlmann S. J. (damals studienhalber in Zikawei) predigte den Soldaten mehrmals, während P. Frenken sich eifrig

bemühte, mit ihnen die deutschen Kirchenlieder einzuüben. Diese Lieder wurden schön zusammengesungen wie in der Heimat. An Festtagen hatten wir einen vierstimmigen Chor.

„Dieser Soldatengottesdienst weckte große Sympathien für die Deutschen. ‚Die Deutschen halten sich gut', so hieß es.

„Die deutschen Soldaten kamen auch oft nach Zikawei zum Exerzieren und zu Kriegsübungen und machten hier einen sehr guten Eindruck. Wir hatten auch schöne Beerdigungen mit Predigt am Grabe. Die Herren Offiziere waren mit den Patres so zufrieden, daß sie selbst einmal zur Beerdigung eines unserer Patres früh morgens um 7 Uhr zu dem weit vom Lager entfernten Friedhof kamen.



Oberst Graf v. Schlippenbach mit seinen Offizieren und den PP. Jos. Dahlmann und Franz Scherer S. J. in Zikawei (China).

„Besonders vertraulich verkehrte ich mit General Rohrscheid (Befehlshaber der Besatzungstruppen) und mit dem Oberst, Graf von Schlippenbach, der mir auch seine Photographie mit eigenhändiger Widmung schenkte: ‚Zum freundlichen Andenken an unser beider Wirken zum Heile der Besatzungstruppen.' Als die Chinesen sahen, daß wir so freundlich miteinander verkehrten, sagten sie überall, wir seien Brüder, und man glaubt das jetzt noch.

„Von der Marine kannte ich gut die Admiräle Bendemann, Ahlefeld, Truppel, Tirpitz und Graf Baudissin.

„Vor der Abreise der Soldaten war auf Allerseelen großer Gottesdienst für die gefallenen Soldaten. Die ganze Kirche war voll. Admiral Bendemann wohnte mit seinen Offizieren und der Admiralsmusik der Feier bei,

desgleichen Oberst Graf von Schlippenbach mit seinen Offizieren und seiner Truppe, der deutsche Generalkonsul mit dem Konsulat, der deutsche protestantische Prediger, kurz ganz Deutsch-Schanghai war vertreten. Ich hielt eine kurze patriotische Predigt, die dem Admiral und auch dem Herrn Prediger, wie es scheint, gut gefiel."

Sowohl bei diesen wie andern ähnlichen Anlässen empfingen auch die französischen Patres von dem guten religiösen Geist der Truppen einen außerordentlich günstigen Eindruck, der um so lebhafter war, je weniger sich ähnliches bei den französischen Soldaten zeigte. Näheres über diese Feier und Predigt erfahren wir aus dem „Ostasiat. Lloyd" (1901, 8. Nov., Nr. 5, S. 966). Er schreibt:

„Am Allerseelentage wurde in der katholischen Kathedrale zu Schanghai ein feierliches Requiem für die während des Boxeraufstandes gefallenen deutschen Soldaten gehalten. In seiner kurzen packenden Predigt erinnerte P. Scherer mit schlichten, aber zu Herzen gehenden Worten an die Ereignisse der Letztzeit, den Kampf des Heidentums gegen das Christentum. Er schilderte die Leiden und Nöten im Streit wider den tückischen Feind. Er gedachte der Toten. Dulce et decorum sei dieser Tod für das Vaterland. ‚Kammeraden' rief der Redner, ‚Ihr habt nicht nur eurem irdischen König und Kaiser den Fahneneid geschworen, sondern auch eurem himmlischen König. In der heiligen Taufe habt ihr diesen Fahneneid geleistet.'

„Er mahnte zum Gehorsam, zur Treue und Pflichterfüllung, denn: Omnis potestas a Deo, Alle Gewalt kommt von Gott.

„Ergreifend klang Händels weihevolles Largo und mit sieghafter Gewalt der Choral: Jesus meine Zuversicht."

Begreiflicherweise kam in der Unterredung mit den deutschen Herren das Gespräch wiederholt auch auf das Jesuitengesetz.

„Ich habe die Herren oft sagen hören: es sei ein Unsinn, die Jesuiten aus Deutschland fernzuhalten; dergleichen sei in der alten Zeit gut gewesen, aber heute nicht."

„Einen würdigen Abschluß", so entnehmen wir einem andern Bericht, „fand die Wirksamkeit für die deutschen Truppen durch eine Abschiedsfeier des deutschen Detachements in Zikawei, als in Gegenwart des Kommandanten, Oberst Grafen Schlippenbach, und seiner Offiziere P. Scherer zum letzten Male das heilige Meßopfer darbrachte, während ein anderer deutscher Pater (P. Dahlmann S. J.) vom Altare aus ein letztes Wort an die Landsleute richtete und den Scheidegruß in dem Satze zusammenfaßte: ‚Das kaiserliche Lager von Zikawei und das Heim der Jesuiten von Zikawei haben zwei Jahre lang freundschaftliche Nachbarschaft gepflogen. Die Stunde der Trennung schlägt. Zurück in die Heimat, heißt es für euch, teure Brüder. Aber ob auch getrennt, wollen wir die Erinnerung an die Nachbarschaft gegenseitig in freundschaftlicher Gesinnung bewahren.' Als Dankgebet rauschte

dann ein gewaltiges ‚Großer Gott, wir loben dich‘ unter den majestätischen Klängen der Militärmusik durch die Kirche.

„Nach dem Gottesdienst brachte die Regimentsmusik in dem großen Hofe des Kollegs den Patres ein Ständchen mit den schönsten deutschen Weisen zum Abschied dar.“

Es wurden auch mehrere Photographien zur Erinnerung an diese Besuche der deutschen Truppen aufgenommen (s. Bild S. 181). Was P. Scherer und seine Mitbrüder getan, war als etwas ganz Selbstverständliches und aus schlichtem patriotischen Herzen heraus geschehen. An eine Belohnung oder besondere Ehrung hatten sie gar nicht gedacht. Dennoch wurde ihr Wirken von deutscher Seite in freundlichster Weise anerkannt.

„In wie hohem Maße“, so schrieb der „Ostasiatische Lloyd“ (8. Februar 1904, S. 73), „sich P. Scherer während der Besatzungszeit der deutschen Truppen angenommen hat, wird ihm von den Soldaten nicht vergessen sein; ganz besonders häufig konnte man ihn damals im Hospital treffen, wo er durch sein freundliches, stets hilfsbereites Wesen und seine gute Laune viel Gutes wirken konnte.

„Die Verleihung der China-Denkmünze ist ihm ein wertvolles Zeichen dafür, daß man in Berlin seiner Verdienste gedacht hat.“

In der Tat hatte Se. Majestät, der Kaiser, vielleicht durch seinen Bruder, Prinzen Heinrich, oder die Admiräle und Kommandanten informiert, von dem patriotischen Wirken P. Scherers mit Befriedigung Kenntnis genommen und beschloß, ihm durch Dekorierung mit der China-Denkmünze ein Zeichen seiner Huld und Zufriedenheit zu geben.

Über die näheren Einzelheiten des Vorganges entnehmen wir dem Berichte eines Augenzeugen folgendes:

„Admiral Graf Baudissin“, so schreibt P. Jos. Dahlmann S. J.[1], „hatte verflossene Woche Zikawei in Begleitung des kaiserlichen Generalkonsuls, Dr. Knappe, besucht. Wenige Tage später sprach er mir den Wunsch aus, P. Scherer persönlich auf deutschem Grund und Boden die Medaille zu überreichen und lud uns zu diesem Zwecke an Bord der ‚Hansa‘ ein. Dort wurden wir vom Admiral aufs herzlichste empfangen und dem Kommandanten vorgestellt.

„Beim Dessert erhob sich Graf Baudissin. P. Scherer, so führte er aus, habe sich mit der größten Hingabe den religiösen Interessen der katholischen Mannschaften in Schanghai gewidmet. Die Medaille sei zwar in sich ein kleines Ding, ‚ein bißchen Stahl und ein Stückchen farbige Seide‘. Ihr Wert liege in dem, woran sie erinnere: um die Initiale des Kaisers schlinge sich die Inschrift: Für Verdienst um die China-Expedition. Sie möge in dauernder Erinnerung die Verdienste bewahren, welche P. Scherer als treuer

[1] Siehe Kölnische Volkszeitung 1903, Nr. 40, 14. Januar, 3. Bl.

Priester seiner Kirche sich um das religiöse Beste seiner deutschen Landsleute erworben. Vor nicht langer Zeit habe Se. Majestät das herrliche Wort gesprochen: ‚Helfen Sie mir, meinem Volke den religiösen Sinn zu erhalten. Nur dann kann unser deutsches Volk sich seine gesunde Kraft bewahren.'

„In schlichter, anspruchsloser Art habe P. Scherer dieses Ideal im Dienste für die katholischen Mannschaften zu verwirklichen sich bemüht.

„Das Band mit den Farben der Heimat erinnere ihn daran, daß er sein Leben lang mit dem Boden, auf dem er herangewachsen, geistig verbunden bleiben möge. Und darum freue es ihn (den Admiral), im Auftrage Sr. Majestät dem Pater auf deutschem Grund und Boden die Auszeichnung für das überreichen zu dürfen, was er in der Ferne für die kaiserliche Marine getan.

„Unter herzlichen Glückwünschen der Gäste dankte P. Scherer für die Auszeichnung. Später besichtigten wir unter Führung des Admirals und des Kommandanten das Kriegsschiff.“ [1]

Selbstverständlich ließ es sich P. Scherer nicht nehmen, auch dem Kaiser selbst seinen Dank für die huldvolle Auszeichnung auszusprechen und diesen Dank durch Graf Baudissin Sr. Majestät zu übermitteln. Das Schreiben, das einige Monate später aus Berlin eintraf, wird dem deutschen Jesuiten stets eine kostbare Erinnerung bleiben (s. nebenstehend)

Bekanntlich fand die kaiserliche Ehrung ein Echo auch im Deutschen Reichstag. Im Anschluß an die Verhandlungen über die Jesuitenfrage (3. Februar 1903) führte Dr. Spahn folgendes aus: Er erinnere, daß durch Kaiser Wilhelm I. im Deutsch-Französischen Kriege eine Anzahl deutscher Jesuiten mit dem Eisernen Kreuze dekoriert worden sei.

„Es ist dankbar anzuerkennen, daß unser jetziger Kaiser Wilhelm II. dem Vorgehen seines Großvaters gefolgt ist, indem er am 6. Dezember einem der französischen Ordensprovinz angehörigen Jesuiten, dem P. Franz Scherer von St. Gallen [2], die China-Denkmünze durch den Admiral Baudissin überreichen ließ. Aber welch großer Unterschied bestand zwischen diesen beiden Akten der Anerkennung. Als Wilhelm I. die Jesuiten dekorierte, da konnte er es auf deutschem Grund und Boden tun, weil ein Jesuitengesetz damals noch nicht bestand. Wenn jetzt Kaiser Wilhelm II. einen Jesuiten auf preußischem Grund und Boden hätte dekorieren wollen, so hätte das Jesuitengesetz dieses verhindert. (Hört! Hört!)

[1] „So freundlich“, bemerkt die „Köln. Volkszeitung“, „das hier entworfene Bild ist, können wir doch nicht über das Gefühl hinaus: Es würde P. Scherer noch mehr freuen, wenn ihm die gesetzliche Möglichkeit gewährt würde, die China-Denkmünze, die er an Bord eines deutschen Kriegsschiffes erhalten hat, auch ‚wirklich auf deutschem Grund und Boden' und nicht bloß ‚in der Ferne' zu tragen.“

[2] Das ist ein Irrtum. P. Scherer wurde 16. September 1860 zu Würzburg geboren, trat 14. August 1877 in die Gesellschaft Jesu und kam 5. November 1879 in die der französischen Ordensprovinz Francia zugehörige Mission von Kiangnan in China.

Berlin, den 22 Februar 1903.

Euerer Hochwürden

habe ich die Ehre ergebenst mitzuteilen, daß Seine Majestät der Kaiser über die vaterländische Gesinnung, welche Sie durch das an Allerhöchster Stelle vorgelegte Dankschreiben vom 16. Dezember 1902 aus Veranlassung der Beleihung mit der Chinadenkmünze zum Ausdruck gebracht haben, volle Befriedigung empfunden und mich zu beauftragen geruht haben, Ihnen hierfür zu danken. Zumal im Hinblick auf die warmen Worte, mit welchen Euer Hochwürden auch des Verhaltens der Kaiserlichen Marine gelegentlich der Chinawirren gedacht haben, ist es mir eine Freude, mich des Allerhöchsten Auftrages hiermit ergebenst zu entledigen.

In vorzüglicher Hochachtung
bin ich Euer Hochwürden
ergebener

v. Tirpitz

Vize-Admiral und
Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts.

„So hat denn in vorliegendem Falle Admiral Baudissin den P. Scherer zu sich aufs Schiff geboten und er hat ihm dort die China-Denkmünze überreicht (Hört! Hört!) mit dem Bemerken, er habe den Auftrag, ihm im Namen Sr. Majestät des Deutschen Kaisers die Denkmünze zu überreichen wegen seiner Verdienste um das religiöse Wohl der deutschen Krieger.

„Es wird also ein Mann dekoriert für eine Tätigkeit, die er zum Wohle des deutschen Heeres im Auslande ausübte, die er im Hinblick auf das Jesuitengesetz im Deutschen Reiche selbst nicht ausüben dürfte. (Hört! Hört!)

„Ich glaube, man braucht sich nur den Kontrast zu vergegenwärtigen, daß den Jesuiten eine Tätigkeit innerhalb des Deutschen Reiches verboten ist, wegen deren sie außerhalb des Deutschen Reiches dekoriert werden können, um daraus auf die Unhaltbarkeit des ganzen Jesuitengesetzes zu schließen."

Bekanntlich fiel damals der § 2 des Jesuitengesetzes, ohne daß sich im Deutschen Reiche jenes unheimliche Gespenst zeigte, welches die gesamte liberale und protestantische Presse in schwärzesten Farben an die Wand gemalt hatte.

Weniger bekannt als obige Tatsache dürfte sein, daß Graf von Waldersee, der Oberstkommandierende der internationalen Expeditionstruppen in China, auf seiner Rückkehr zu Rom den P. General der Gesellschaft Jesu besuchte, um auch ihm für die von den Jesuiten in Zikawei geleistete Hilfe im Dienste des Deutschtums zu danken.

Inzwischen blieben die Beziehungen zwischen den deutschen Kolonien in Schanghai und Zikawei noch immer die allerfreundlichsten.

Bei Gelegenheit der Evakuation der letzen noch in China liegenden Truppen (Ende 1905) und so oft deutsche Marinesoldaten in Schanghai standen, boten die deutschen Patres, wie P. Heinrich Frenken, P. Baumert, P. A. Tschepe und vor allem P. Scherer, stets bereitwillig ihre Dienste in seelsorglicher Beziehung an.

„P. Scherer," so schreibt ein Franzose von Schanghai, „ist unter den deutschen Schanghais, obschon meist Protestanten, sehr populär."

Als die deutsche Kolonie in Schanghai erfuhr, daß P. Scherer in Zikawei das 25jährige Jubiläum seiner Ankunft in China feiere, wünschten sie diese Gelegenheit zu benützen, um dem Pater von neuem einen Beweis ihrer Hochachtung und Sympathie zu geben. Am 18. und 19. Juli 1904 langten ihre Glückwünsche und Festgrüße in Zikawei an. Der deutsche Konsul in Schanghai und der deutsche Admiral, der gerade in Wusang weilte, kamen am Abend des 19. Juli persönlich nach Zikawei, um den Pater zu begrüßen und ihm ihre Glückwünsche zu entbieten.

Herr Fink, der Chefredakteur eines protestantischen deutschen Blattes in Schanghai [1], veröffentlichte in der Nummer vom 19. Juli einen langen, äußerst sympathischen Aufsatz über das Leben und Wirken des Paters. Derselbe Herr Fink sandte P. Scherer einen prachtvollen Blumenstrauß im Namen der gesamten deutschen Kolonie Schanghais.

Am 19. Juli selbst traf vom deutschen Konsul abermals ein Glückwunschtelegramm ein des Inhaltes: „P. Scherer-Zikawei. Ihnen und den andern Patres, die seit 25 Jahren so fruchtreich für die Wohlfahrt Chinas gearbeitet haben, entbietet der deutsche Konsul seine herzlichsten Glückwünsche. Dr. Knappe."

Mit den ihm bekannt gewordenen deutschen Flottenführern und Admirälen blieb der Pater in freundschaftlicher Beziehung. Admiral Diederichs schenkte ihm „von Hand zu Hand" das bekannte Buch über Kiautschau von Franzius, weil darin von ihm (P. Scherer) mehrfach die Rede sei.

„Auch der letzte Kolonialminister wurde mein Freund. Er wollte durchaus die chinesischen Bücher über Mathematik und Kosmographie, die ich gemacht, zum Andenken von mir nach Deutschland nehmen." [2]

Wie herzlich ergeben ihm ein Mann wie Admiral Graf Baudissin blieb, davon legt folgender Brief ein schönes Zeugnis ab:

Kiel, den 22. August 1905.

Mein lieber Herr P. Scherer!

Es ist recht lange her, daß ich von mir hören ließ und ich könnte es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie mich für treulos hielten. Aber ich fürchte mich nicht davor, denn wir haben uns zu sehr in die Augen gesehen und wissen genau, was wir von einander zu halten haben. So werden Sie denn auch versichert sein, daß ich weder Sie noch den P. Froc noch ganz Zikawei vergessen habe und daß ich vielmehr mit freundlicher und dankbarer Gesinnung an Sie alle denke. Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal anvertraut, daß ich zu den ganz altmodischen Menschen gehöre, die sich noch ein Herz halten, was von vielen als unpraktisch verschrien wird. Nachdem ich inzwischen einige fünfzig Jahre damit herumgesegelt bin, will ich nun auch dabei bleiben auf die Gefahr hin, daß es manchen Kummer mit sich bringt, was aber durch die Freuden wiederum aufgewogen wird. Zu letzteren gehört für mich immer, wenn ich in meinem reichen und vielbewegten Leben unter den Ungezählten, die an mir vorüberziehen, Halte-

[1] „Ostasiatischer Lloyd", 8. Juli 1904, S. 73; vgl. 19. Juli.

[2] „P. Scherer beherrscht außer dem Deutschen das Französische und Englische, das Mandarin-Chinesische wie zwei andere chinesische Dialekte, das Tou-wo und das Cantonesische, sowie das Japanische" („Ostasiat. Lloyd", 8. Juli 1904).

punkte gewinne, bei denen ich in der Erinnerung oft und gerne verweile. Gelingt es mir dann noch obendrein, daß man auch meiner sich freundlich entsinnt, so glaube ich einen wahren Wert gewonnen zu haben. Zu diesen Haltepunkten gehört Ihre Mission; sie hat mich freundlich aufgenommen, sie hat für meine Mannschaften gesorgt und wirkt weit über die Grenzen meines engen Kreises segensreich für alle, die sich dem Meere anvertrauen. Dabei vergessen Sie auch den einzelnen nicht, wie mir die aufmerksamen und freundlichen Zusendungen des verehrten und verdienstvollen P. Froc beweisen. Für alles dieses sage ich Ihnen meinen warmen Dank und bitte Sie, ihn recht frisch zu übermitteln, wozu Sie berufener sind als meine französische Zunge. Wie geht es Ihnen und allen Bekannten? Es hat bunt ausgesehen dort draußen, und sternenklar ist der Himmel auch jetzt noch nicht, was P. Froc aufmerksam beobachtet und graphisch dargestellt haben wird. Gerne würde ich den Verlauf seiner Linien und seine Prognose kennen, auf die ich mich immer so unbedingt verlassen durfte.

Mir selbst sind heitere und schwarze Lose beschieden gewesen, letztere durch ernste Krankheiten meines einzigen Sohnes, die mir unendlichen Kummer bereiteten und noch bereiten. Im Beruf ist es mir dagegen gut und gnädig ergangen; im Januar haben Seine Majestät mich zum Vizeadmiral gemacht und seit Oktober bin ich Chef des I. Linienschiffs-Geschwaders, was immer das Ziel meiner Wünsche war. Daß unser gemeinsamer Freund Knappe seinen Posten verließ, wird allen, die es angeht, schmerzlich gewesen sein. Ich würde ihn und Sie alle gerne einmal wieder besucht haben, wenn es so auf kurze Zeit zu machen wäre, aber daran ist leider nicht zu denken, und Sie müssen sich schon auf den Weg machen und mich im fernen alten Vaterlande aufsuchen, wenn wir uns anders als in der Erinnerung wiedersehen wollen. Aber an der Erinnerung lassen Sie uns festhalten, und in dieser sende ich Ihnen und allen, besonders auch dem verehrten P. Froc, herzliche Grüße.

Ihr treu ergebener

Graf Baudissin.

Herzlicher kann man nicht schreiben.

Ähnliche Aussprachen könnten wir noch mehr mitteilen, wenn die Diskretion es nicht verböte; denn schaden sollen solche Mitteilungen niemanden, auch wenn es einer guten Sache diente.

XV. Japan.

Seit Herbst 1908 befinden sich in Japans Hauptstadt, Tokio, auch einige Jesuiten, in der Absicht und mit dem Auftrag, dort ein Institut für höhere Studien ins Leben zu rufen. Die Schwierigkeit, in einer solchen Stadt einen günstigen Bauplatz zu finden, und die Notwendigkeit, sich erst in der neuen Umgebung einzuleben und die Verhältnisse zu sondieren, hat die Ausführung des Planes verzögert. Doch gelang es im Laufe des Jahres 1911, in günstigster Lage ein prächtiges Grundstück (9917 qm) zu erwerben und das bisherige provisorische Quartier in das neue Heim zu verlegen[1].

Von den sechs Patres, die vorläufig in Tokio wirken, sind vier Deutsche bzw. Deutsch-Amerikaner. Dieser Umstand hat sofort den Argwohn der französischen Presse wachgerufen. Mit schlecht verhehlter Besorgnis weist Robert de Caix in der „Asie française" (Juni 1911) zunächst auf das dortige deutsche, von der deutschen Regierung subventionierte Lyzeum hin:

„Aber nun trat ein anderer, noch formidablerer Mitbewerber auf den Plan. Seit zwei Jahren sind die Jesuiten in Japan und sondieren die Bedingungen zur Gründung einer höheren Erziehungsanstalt. Sie sind fast alle Deutsche oder Deutschamerikaner, daher ist vorauszusehen, daß ihr Unterrichtswesen von den Bestrebungen und zum großen Teile auch von der Sprache ihrer deutschen Heimat beherrscht sein werden. Das Unternehmen wird zudem von der deutschen Regierung in Berlin ermutigt (!), während der deutsche Episkopat seinerseits bemüht ist, für dasselbe die nötigen Mittel aufzutreiben."

Zwar sei in dem Aufruf der Bischöfe (23. August 1910) „der germanisch-nationale Charakter des Werkes" nicht hervorgehoben, „aber es genügt, sich die Nationalität der von den Jesuiten

[1] Vgl. Katholische Missionen 1911/12, S. 244 ff.

nach Japan entsandten Pioniere und diejenige der in Fulda versammelten Bischöfe vorzuhalten, um vorauszusehen, welcher Kultur, welcher Sprache, welcher Tendenz dieses neue Unternehmen Vorschub leisten soll".

Richtig an dieser französischen Auslassung ist nur, daß das neue Unternehmen im katholischen Deutschland ein ungewöhnliches Interesse gefunden hat, durch ein gemeinsames Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe vom 23. August 1910 eine wirksame Empfehlung und durch eine ausgeschriebene Kirchenkollekte eine kraftvolle Förderung erhielt.

„Seit mehr als dreißig Jahren ist das sich verjüngende Geistesleben Japans in immer engere Beziehungen zu den großen Mittelpunkten der Wissenschaft im Deutschen Reiche getreten. Immer enger sind diese geistigen Bande zwischen Deutschland und jenem großen Inselreiche in Ostasien geknüpft worden. Wir möchten deshalb eine Ehrenpflicht der deutschen Katholiken darin erkennen, das große Unterrichtswerk in der Kaiserstadt Tokio zu unterstützen durch Förderung des Anteils, den die deutsche Sprache und Wissenschaft in der Verwirklichung der erhabenen Absichten des Papstes Pius' X. haben sollen."

Mit diesen Worten des Hirtenschreibens sind die geistigen Beziehungen Japans zu Deutschland und damit auch gewisse deutsche Hoffnungen angedeutet, die sich an jenes Unternehmen in Tokio knüpfen. Es ist nicht in dem Sinne ein deutsches, als ob es an erster Stelle deutsch-nationale Interessen zu vertreten hätte oder ähnlich wie Bombay ausschließlich von deutschen Jesuiten getragen würde. Wohl aber knüpft sich daran die Erwartung, daß es der japanischen Jugend auch die geistigen Schätze Deutschlands vermitteln helfe.

„Welche Schätze des edelsten und lautersten Wissens", so führt Pater Joseph Dahlmann in einem feurigen Appell an die deutsche Studentenschaft diesen Gedanken aus, „vermag nicht unsere liebe Heimat jener strebsamen, wißbegierigen Jugend auch in deutscher Sprache zu bieten, allerdings nicht in jener Sprache, die nur der Dolmetsch einer an Gott und Welt verzweifelnden Wissenschaft ist — diese Sprache kennt Japans Jugend nur zu gut —, sondern in der trauten Sprache, die seit den Tagen, wo ein Ulfilas und Otfried ihr den Odem einer christlichen Seele eingehaucht, durch alle Stürme und Wandlungen das Echo eines von kindlich frohem Bewußtsein getragenen Glaubens an Gott und Christus geblieben ist."

Mit andern Worten, nicht bloß das ungläubige, sondern auch das christliche Deutschland soll in Japan Stimme und Einfluß erlangen.

Das kann nur geschehen, wenn die Vermittlung deutscher Sprache und Sprachschätze auch durch christliche Organe geschieht.

„Wohlan denn, du edler Strom der deutschen Sprache," so ruft der obengenannte deutsche Jesuit begeistert, „mögest auch du immer reicher und breiter gegen Osten fließen! Auf Japans gastlichem Boden sollst du dich mit den mächtigen Weltströmen und Weltsprachen des Englischen und Französischen zu einem Dreibunde der Sprachen vereinigen, in dessen Fluten sich alles Große und Schöne widerspiegelt, das deutsches, französisches, englisches Geistesleben unter dem erwärmenden Strahle der christlichen Sonne gemeinsam hervorgebracht hat. Kostbare Güter aller Zweige des menschlichen Wissens haben sich seit einem Jahrtausend an den herrlichen Ufern des Stromes deutscher Sprache angesammelt. Mögen seine Fluten das alles dem Gestade des fernen Ostens zutragen. . . .

„Deutschland ist mit dem aufstrebenden Reiche des Ostens durch manche geistige Bande verbunden; es hat seinem Heerwesen Lehrer, seinem Unterrichtswesen Vorbilder gegeben. In den geistigen Gütern einer auf Gott und Christus gegründeten Weltordnung spendet es ihm das Edelste und Beste, was es im Herzen des eigenen Volkes besitzt." [1]

Entsprechend diesen gewiß nicht deutschfeindlichen Ideen und Gesinnungen haben die vier deutschen Patres bisher in Tokio gewirkt und der deutschen Sprache in ihrem Lehrplan und bei ihren wissenschaftlichen Vorträgen stets eine bevorzugte Stellung eingeräumt. Einigen Mitteilungen und Äußerungen zufolge wünschen einige der deutschen Patres das Jōchi Gakuin (japanischer Name des Instituts) überhaupt zu einem spezifisch deutschen Institut zur Pflege deutscher Sprache und deutscher Wissenschaft zu machen, wie es in dieser ausgesprochenen Form in Japan noch nicht besteht. Ob dies zutrifft, vermögen wir im Augenblick nicht zu sagen.

Gewiß ist, daß der letzte deutsche Kaiserliche Botschafter in Tokio, Dr. v. Holleben, dem Unternehmen überaus freundlich gegenüberstand. „Meine Herren," so sagte er bei einem Besuche in dem neuen schönen Heim der Patres, „ich gratuliere. Am Aufbau eines Instituts auf solcher Grundlage mitzuwirken, ist eine Freude."

Der nationalliberale Abgeordnete und erste Vizepräsident des Deutschen Reichstages, Dr. Paasche, der bei seinem Besuche Tokios im Sommer 1912 die deutschen Jesuiten gleichfalls besuchte, war sichtlich überrascht, zu sehen, daß ein Institut unter deutscher Leitung (Oberer ist P. Hermann Hoffmann S. J.) und mit Deutsch als führender Sprache sich an einem so herrlichen Punkte ansiedeln konnte. Als der Herr im Laufe der Unterredung meinte, die Patres sollten doch auch in Deutschland suchen, Beziehungen zu den dort studierenden jungen Japanern anzuknüpfen, wurde ihm achselzuckend erwidert:

[1] „Korrespondenz" (Studienheim, Rottweil), Jahrg. 2, Nr. 5.

„Wie ist das möglich, solange uns das Gesetz jede Niederlassung verbietet!“[1]

Beizufügen ist, daß die deutschen Patres an allen Veranstaltungen der deutschen Kolonie in Tokio den regsten Anteil nehmen, zu wissenschaftlichen Vorträgen in der „Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ eingeladen werden, deren wissenschaftliches Organ mit Beiträgen unterstützen usw., dafür aber vom Organ „für deutsche Interessen in Japan“, der „Deutschen Japan-Post“ in Yokohama, fortwährend als „staatsgefährliche“ Menschen, „die vom Deutschen Reiche wegen ihrer verderblichen Tendenzen ausgeschlossen worden seien“, denunziert werden! So verfolgt die lächerliche Jesuitenhetze diese Männer bis unter das gastliche Dach des freisinnigen Mikadoreiches.

[1] Das erinnert an eine ähnliche Äußerung, die der bisherige Chef der Hochseeflotte, Admiral von Holtzendorff, einst bei der Tafel in Kiautschau einem zufällig anwesenden deutschen Jesuiten gegenüber machte: „Warum errichten Ihre Patres hier in Tsingtau nicht ein Kolleg, wie Sie es in Bombay haben?“ Darauf hätte man dem Herrn unter anderem erwidern müssen, daß Tsingtau deutsches Schutzgebiet sei und daß trotz der Erklärung des damaligen Staatssekretärs, späteren Reichskanzlers Fürsten v. Bülow im Reichstag (Juni 1899): daß das Jesuitengesetz für die deutschen Schutzgebiete nicht gelte, diese Erklärung wenig Wert besäße, solange die Jesuiten von ihrer deutschen Heimat ausgeschlossen blieben.

XVI. Die deutschen Jesuiten in ihrem wissenschaftlichen und literarischen Wirken.

„Im Anschluß an die Flottenvorlage ging 1905 dem Reichstage eine Denkschrift: ‚Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzen Jahrzehnt"' zu, welche auch in einem Sonderheft zur ‚Marine-Rundschau' von 1905 veröffentlicht worden ist. Diese Denkschrift beschäftigt sich unter anderem mit deutschen Schulen, Kirchen und Missionen in den Kolonien und im Auslande.

„Bemerkenswert ist der folgende Abschnitt aus den Erläuterungen der Denkschrift über die Auslandsgebiete, in denen deutsche Mitglieder katholischer Ordens- und Missionsgesellschaften tätig sind:

„Eine verhältnismäßig große Zahl deutscher Ordensmitglieder sind im Auslande nicht nur in wichtigen Stellungen, z. B. als Bischöfe, Ordensgenerale usw., sondern auch, und dies namentlich solche aus der Gesellschaft Jesu, an Universitäten, Sternwarten, Studienkollegien usw., als Professoren der deutschen und andern Sprachen, der Chemie, Mineralogie, Geologie, physikalischen Geographie, als Astronomen, Archivare und in andern wissenschaftlichen Zweigen tätig und tragen durch ihren Ruf als deutsche Gelehrte zum Ansehen des Deutschtums im Auslande bei. Neben den in die Übersicht aufgenommenen Ordenspersonen sind auch zahlreiche deutsche Weltgeistliche im Ausland in der Seelsorge der Deutschen und in der Mission tätig.'

Es verdient Anerkennung, daß die amtliche Denkschrift des Reichsmarineamts dem wissenschaftlichen Ruf der deutschen Jesuiten hier volle Anerkennung widerfahren läßt, aber es muß doch eigenartig berühren, wenn in solcher Weise den vom Deutschen Reiche verbannten Jesuiten das Zeugnis nicht vorenthalten werden kann, daß sie durch ihren Ruf als Gelehrte zum Ansehen des Deutschtums im Auslande beitragen. Die Verbannung der Jesuiten ist aber nicht geeignet, das Ansehen des Deutschtums und den Ruf seiner Toleranz und Gerechtigkeit im Auslande zu heben!" („Germania", 18. Januar 1906.)

Wie immer dem sei, die oben ausgesprochene Anerkennung ist jedenfalls ebenso wahr als willkommen. Die Tatsache, daß der Jesuitenorden und nicht zuletzt seine deutsche Provinz auf bedeutende wissen-

schaftliche Verdienste hinweisen kann, wird ja allgemein zugegeben, wenn man auch versäumt, die richtige Konsequenz daraus zu ziehen, wie dies ausnahmsweise der hochangesehene Superintendent Hermann Opitz in seiner Schrift: „Das Bekenntnis meines guten Gewissens“ [1] tut:

„Nun müssen selbst die größten Gegner des Ordens eingestehen, daß sich seine Mitglieder durch hervorragende geistige Bildung auszeichnen, und daß der Orden zu jeder Zeit und auf allen Gebieten der Wissenschaft Hervorragendes geleistet hat. Ich frage, wie wäre es möglich, daß eine so große Anzahl geistig hochstehender Männer, deren makelloses Leben anerkannt ist, mit Leib und Seele einem Orden angehören könnten, der die verwerflichen Grundsätze hätte, die ihm von seinen Gegnern zum Vorwurf gemacht werden? Würden diese Männer nicht sämtlich dem Orden mit Abscheu den Rücken wenden und aufatmend in die Welt zurückkehren?“

In der Tat, wie wäre dies möglich? Doch lassen wir dies und beschränken wir uns an dieser Stelle darauf, mehr im einzelnen darzutun, wie die deutschen Jesuiten die deutsche Wissenschaft in der ganzen Welt zu Ehren gebracht, wie auch in ihren wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten und Produkten ihre deutsche Gesinnung sich kundgibt und wie sie sich auch direkt durch Förderung und Unterstützung deutscher Gelehrter und deutscher wissenschaftlicher Unternehmungen um ihr Vaterland verdient gemacht haben.

Auch eine nur flüchtige Skizzierung der schriftstellerischen Tätigkeit von seiten deutscher Jesuiten würde uns hier zu weit führen. Es genüge festzustellen, daß sie nahezu alle Gebiete des Wissens umfaßt, daß manche dieser Gebiete zum Teil durch erstklassige Zelebritäten vertreten sind [2]. Gerade der Umstand, daß ihre großen theologischen

[1] Dresden, Saxonia 1909, S. 29—33.

[2] Es seien hier nur ganz kurz einige der Hauptvertreter in den verschiedenen Fächern angeführt, die jedem Kenner der zeitgenössischen Literatur bekannt sind: Dogmat. Theologie und Apologetik: Jos. Kleutgen, Chr. Pesch, W. Wilmers, G. Schneemann, Ignaz Ottiger, M. Reichmann, K. Kneller, L. von Hammerstein u. a.; Moraltheologie: Aug. Lehmkuhl, Viktor Frins; Exegese: R. Cornely, Jos. Knabenbauer, Fr. v. Hummelauer, M. Hagen, Fr. Zorell, Leop. Fonck, J. B. Zenner u. a.; Patristik und Konziliengeschichte: Ger. Schneemann, Th. Granderath, H. Brewer, K. Kneller, H. Bruders, Jos. Stiglmayr, A. Feder u. a.; Katechetik: J. Deharbe, W. Wilmers, Jak. Linden; Liturgie: Jos. Schneider, Jos. Beringer, J. Braun; Homiletik: N. Schleiniger und K. Racke; Kanonisches Recht: Fr. Wernz, J. Laurentius, J. Hilgers; Aszese: M. Meschler, A. v. Doß, J. C. Lohmann u. a.; Philosophie: T. Pesch, A. Lehmen, H. Gruber, Th. Meyer, V. Cathrein, Jos. Hontheim, J. Beßmer, O. Zimmermann u. a.; Pädagogik: M. Pachtler, B. Duhr, Robert Schwickerath; Nationalökonomie: Heinr. Pesch, H. Koch, V. Cathrein; Naturwissenschaften, Physik und Chemie: J. Kolberg, L. Dressel, Th. Wulf;

und philosophischen Werke in der lateinischen Sprache verfaßt sind, hat sie zum Gemeingut der ganzen katholischen Welt gemacht. Werke wie die große Dogmatik des P. Christian Pesch, die Apologetik eines Ign. Ottiger, der gewaltige Cursus Scripturae Sacrae der PP. Cornely, Knabenbauer und Hummelauer usw., die berühmte Moraltheologie eines P. August Lehmkuhl, die philosophische Enzyklopädie der Philosophia Lacensis, die kanonistischen Glanzleistungen eines P. Franz Xaver Wernz, die unübertrefflichen Manualia eines P. Joseph Schneider sind in zahllosen Bibliotheken, Seminarien, Hochschulen, Priesterwohnungen Italiens, Spaniens, Nord- und Südamerikas, im ganzen britischen Weltreich, ja selbst in Indien, China und Japan zu finden. Man kennt und bewundert sie als Werke deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Gründlichkeit. Wenn das Germania docet in diesem Sinne wirklich heute wahr geworden, so haben die deutschen Jesuiten einen sehr großen Anteil daran.

Die deutschgeschriebenen Werke eines P. Deharbe, Wilmers, Meschler, Cathrein[1], P. Pesch usw. sind in Übersetzungen gleichfalls in fast allen Ländern der gebildeten Welt bekannt und künden wiederum den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Glaubenstiefe. Ist das nicht auch ein patriotisches Verdienst?

Und haben nicht gigantische Leistungen wie die Weltliteratur des genialen P. Alexander Baumgartner dem deutschen Namen auch im Auslande Glanz verliehen?

Biologie: E. Wasmann, K. Frank, H. Muckermann; Mathematik und Astronomie: Jos. Epping, Joh. Hagen, Ad. Müller; Geschichte und Biographie: Fr. Ehrle, Damberger, D. Rattinger, Fl. Rieß, B. Duhr, K. Kirch, W. Peitz, O. Braunsberger, O. Pfülf, R. v. Nostitz-Rieneck u. a.; Geographie, Statistik und Missionsgeschichte: J. Fischer, H. Krose, A. Huonder; Archäologie und Kunstgeschichte: Steph. Beissel, Jos. Braun; Ästhetik: G. Gietmann und J. Soerensen; Hymnologie: G. Dreves, Cl. Blume; Assyriologie: J. N. Straßmaier, J. Epping, Fr. Kugler; Orientalistik: Jos. Dahlmann; Philologie M. Pachtler, W. Fox u. a.; Literatur, Dichtkunst und Musik: A. Baumgartner, W. Kreiten, J. Spillmann, G. v. Waldburg-Zeil, G. Dreves, J. Diel, Th. Schmid, L. Bonvin, A. v. Doß u. a. Vgl. Jesuiten-Wissenschaft und Gelehrsamkeit, beleuchtet von einem Wahrheitsfreund. Berlin 1893.

[1] Das Buch „Der Sozialismus" des rühmlich bekannten Soziologen P. Viktor Cathrein S. J., der als Professor der Ethik dreißig Jahre lang den jungen Ordensbrüdern die Grundsätze des Rechts und der allgemeinen Staatslehre vortrug, hat selbst der „Deutsche Reichs- und Staatsanzeiger" als „gründliche" und „schlagende" Widerlegung der sozialistischen Lehren gerühmt. Der protestantische „Reichsherold" (1904, Nr. 691) nennt das Buch einfachhin „die beste uns bekannte Widerlegung der Sozialdemokratie". — 1910 erschien bereits die zehnte Auflage.

„A splendid Book!“ rief der Bibliothekar der Imperial Library von Kalkutta, als er P. Dahlmann S. J. durch die reichen Bücherschätze der indischen Hauptstadt führte. Die großzügige und doch so sachkundige Zusammenfassung in Verbindung mit der wundervollen Darstellungskunst Baumgartners hatte dem kühlen Engländer imponiert.

Deutschland ist stolz darauf, daß es heute auch in der assyrologischen Forschung wie in so vielen Gebieten an der Spitze marschiert.

Aber wer hat hier die mühevolle Pionierarbeit geleistet, wer hat die Rätsel der halbverwitterten Keilinschriften wie kein anderer vor und nach ihm mit bewunderungswürdigem Scharfsinn entziffert und in den „Babylonischen Texten“ (Leyden 1885 und Leipzig 1886/97) den Forschern zur Verarbeitung bereit gelegt? Das war wiederum ein deutscher Jesuit, P. Joh. Nep. Straßmaier, auf dessen Arbeiten der Gelehrtenruhm mehr als eines deutschen Universitätsprofessors beruht[1]. Und wer hat speziell die Kenntnisse der hochbedeutsamen assyrischen Sternkunde und Chronologie erfolgreicher und überraschender gefördert als ein P. Jos. Epping und zumal ein P. Franz Xaver Kugler?

Stolz prangen heute in jeder großen Bibliothek die Monumenta Germaniae Paedagogica, dieser Walhalla der großen deutschen Pädagogen und Magistri Germaniae. Auch an diesem monumentalen und echt nationalen Werke haben deutsche Jesuiten mitgeschafft und die vier über 2000 Seiten zählenden Bände eines P. Michael Pachtler S. J. und P. Bernhard Duhr S. J. sind wahrlich nicht die schlechtesten der großen Sammlung.

Wieder sind es deutsche Gelehrte wie Ritter, Peschel, Ruge und andere, die auf dem Gebiete der historischen Geographie und Kartographie eine führende Stellung sich errungen. Darf man aber vergessen, daß wir eine der interessantesten und gerade für Deutschland ehrenvollsten Feststellungen: die Auffindung der ältesten (1507) bisher verschollenen Amerikakarte eines deutschen Kosmographen Martin Waldseemüller (Ilacomylus) einem deutschen Jesuiten, dem P. Joseph

---

[1] „Nur die Vertrautheit mit den Originalen, worin niemand dem Herausgeber gleichkommt, und seine wunderbare Arbeitskraft machen es möglich, in so kurzer Zeit ein Werk herzustellen, zu dessen Publikation andere, wenn man das von ihnen Geleistete vergleicht, die zehnfache Zeit verbrauchen.... Er ist der einzige, dessen Schrift den Duktus des Originalcharakters wiedergibt....“ (Hugo Winkler in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1888, S. 851.)

Fischer, Professor an der Stella matutina in Feldkirch, verdanken, demselben, der auch die älteste Karte fand, auf der Berlin sich eingetragen findet[1].

Auf keinem Gebiete hat deutscher Forscherfleiß und deutsche Gründlichkeit sich vielleicht größere Lorbeeren errungen als auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften. Wer ihre Geschichte beschreiben will, wird an den Namen deutscher Jesuiten wie L. Dressel, Joseph Kolberg, Theodor Wulf, Johann Hagen und Erich Wasmann nicht stillschweigend vorübergehen können[2].

Wasmann hat als Naturforscher ersten Ranges einen Weltruf. Seine öffentliche Stellung in Deutschland ist bekannt, vielleicht weniger, daß in seine stille Arbeitszelle auf fremder Erde Gelehrte aus aller Herren Länder, selbst Professoren von der kaiserlichen Universität von Tokio sich einfanden, um ihn zu konsultieren und seine unschätzbaren, von ihm selbst in langen Jahren unvergleichlichen Forscherfleißes hergestellten Sammlungen zu sehen. Wasmann ist Mitglied des permanenten Komitees für die internationalen Entomologenkongresse und hatte Deutschland auf dem Kongresse von Brüssel 1910 und in Oxford 1912 zu vertreten. Das S. J. hinter seinem Namen hat die außerdeutschen gelehrten Gesellschaften verschiedener Länder nicht abgehalten, ihn zu ihrem auswärtigen Mitglied zu ernennen.

---

[1] Im Anschluß an diese Mitteilung dürften hier die Zeilen stehen, welche P. Fischer aus der Feder eines bekannten protestantischen deutschen Gelehrten, eines Altmeisters der Geographie, gelegentlich einer ausführlichen, von ihm übernommenen Besprechung für die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" erhielt: „. . . Sie stellen es anheim, das S. J. eventuell hinter Ihrem Namen fortzulassen. Dafür bin ich durchaus nicht. Ich bin ein treuer Anhänger meiner Konfession und Kirche, aber zugleich, wie ich glaube, auch fern von jedem Fanatismus und ein Freund der religiösen Toleranz, sobald es der einzelne nur ernst meint mit seinem Glauben. Es freut mich daher immer, wenn einmal die Wissenschaft einen neutralen Boden bildet, auf dem sich Männer verschiedener Konfessionen die Hand reichen. Ihr Orden hat für die Erdkunde zu verschiedenen Zeiten — ich erinnere nur an das 17. und 18. Jahrhundert, an China und Nordamerika — so viel geleistet, daß ich vor den gelehrten Mitgliedern Ihres Ordens stets die größte Hochachtung gehabt habe und mich freue, wenn er auch heute wieder Männer stellt, die mit so voller Hingebung der Wissenschaft obliegen. . . . Diesen Standpunkt der Toleranz und auch politischer Weitherzigkeit vertrete ich immer, auch besonders im Kreise unserer Königl. Gesellschaft der Wissenschaft wie unserer Universität, und eben deshalb soll das S. J. hinter einem neuen Mitarbeiter der ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen' nicht fehlen. . . ."

[2] Über andere deutsche Naturforscher S. J. in Amerika siehe oben S. 69.

Der Physiker, P. Theodor Wulf S. J., ein Schüler von Professor Nernst in Berlin, ist auch in deutschen Fachkreisen wohlbekannt durch seine Untersuchungen über den Ursprung der Radiumstrahlen in der Atmosphäre. „Die Elektrometer, die er besonders zur Untersuchung der Radioaktivität zur beständigen Registrierung der Luftelektrizität u. dgl. konstruierte, sind in der ganzen physikalischen Welt bekannt, werden an den deutschen Universitäten hochgeschätzt, besonders an den großen Instituten für Radiumforschung beständig in vielen Exemplaren benutzt und werden eben jetzt auch in den größeren Krankenhäusern zur Dosierung der Radiumpräparate eingeführt.“ [1]

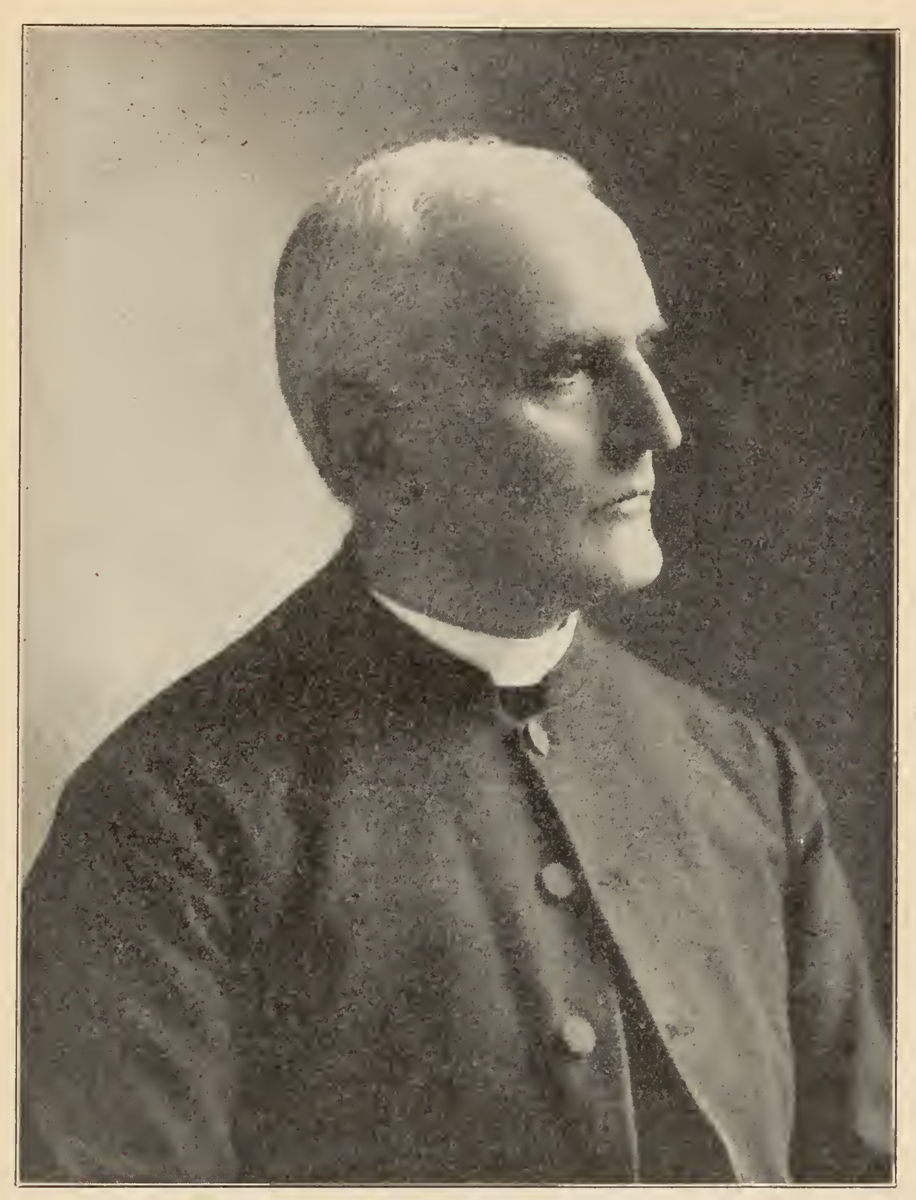
Was ein P. Franz Ehrle S. J. für die deutsche Wissenschaft und Gelehrtenwelt bedeutet und was er für sie getan, wurde bereits an anderer Stelle ausgeführt (siehe oben S. 35 ff.). Hier sei auf einen andern deutschen Jesuiten hingewiesen, der heute gleichfalls seinen Sitz in Rom hat, den bekannten Mathematiker und Astronomen P. Joh. Hagen, den langjährigen (1888—1906) Direktor und Reorganisator der Sternwarte von Georgetown-University in Amerika und seit 1906 Direktor der Vatikanischen Sternwarte. Seine Hauptwerke: Synopsis der höheren Mathematik (3 Bde. Berlin 1891—1905); Index Operum Leonardi Euleri (Berlin 1896); Atlas Stellarum Variabilium (Serie I—IV. Berlin 1899—1908); Beobachtungen veränderlicher Sterne von E. Heis und A. Krüger (Berlin 1893), haben in der ganzen wissenschaftlichen Welt berechtigtes Aufsehen erregt [2], wie nicht minder seine zwei neuen geistvollen Beweise für die Achsendrehung der Erde.

Als größtes Verdienst der Synopsis darf angeführt werden, daß sie der Vorläufer und sogar die Veranlassung zu der im Jahre 1894 geplanten deutschen Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften

[1] Vgl. den Aufsatz „Modernes Klosterleben“ im „Tag“, 18. Oktober 1912, Nr. 245, aus dem wir die interessante Tatsache erfahren, daß für die von Dr. Ostwald geplanten Monistenklöster das große Ordenskolleg der deutschen Jesuiten zu Valkenburg (Holland, L.) als Vorbild gedacht ist.

[2] „Das ganze Werk (Synopsis) stellt hinsichtlich der Anlage, Gründlichkeit, Sorgfalt und Zuverlässigkeit alle übrigen dem Referenten bekannten Werke ähnlicher Tendenz weit in den Schatten“ (Prof. A. Gutzmer in Naturwiss. Wochenschrift VII [Berlin 1892], 29). „Ein ganz großartig angelegtes Werk“ (Prof. M. Cantor in Zeitschrift für Mathematik und Physik Bd. XXXVII [Leipzig 1912], Hist.-Lit.-Abt. S. 151). „Am Schlusse dieser Anzeige müssen wir der Bewunderung, ja dem Staunen Ausdruck geben, wie eine einzelne Kraft eine solche Fülle von Wissen in sich bergen und beherrschen konnte“ (der Herausgeber der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht XXVII, 43).

gewesen ist. Es darf auch nicht vergessen werden, daß eine englische Ausgabe der Synopsis der wissenschaftlichen Laufbahn des Verfassers in Amerika viel nützlicher gewesen wäre und daß die Veröffentlichung derselben in Berlin beweist, wie sehr der Verfasser dem deutschen Wesen treu geblieben ist.



P. Joh. Hagen S. J., Direktor der Vatikanischen Sternwarte.

Nicht weniger ergibt sich dies aus folgendem.

P. Hagen kam 1896 von Amerika nach Deutschland, um auf der Naturforscherversammlung in Frankfurt a. M. seinen Index Operum Leonardi Euleri vorzulegen und eine Gesamtausgabe der Werke Eulers anzuregen. P. Hagen hat sich fünfzehn Jahre lang bemüht,

die Mittel für diese Aufgabe aufzubringen. Wenn ihm dieses auch nicht gelang, so war sein Index doch die Veranlassung zum endlichen Gelingen des Werkes. Denn im „Vorwort zur Gesamtausgabe der Werke von Leonhard Euler" (Leipzig 1911) S. XVIII sagt Prof. Rudio: „Dagegen bot nun der neue Index (Hagens) in handlicher Form eine allgemein zugängliche Zusammenstellung, die immerhin für viele Zwecke ausreichte, vor allem aber eine wichtige Mission erfüllte: denn jetzt erst offenbarte sich in weitesten Kreisen, was für einen unermeßlichen Schatz Euler in seinen Schriften hinterlassen hatte; und der Wunsch, diese Schriften in einer Gesamtausgabe vereinigt zu sehen, wurde immer stärker und allgemeiner." Bedenkt man, daß Euler fünfundzwanzig Jahre lang Vorstand der mathematisch-physikalischen Klasse der Berliner Akademie war, so darf die Anregung zur Gesamtausgabe seiner Werke von seiten Hagens als eine nationale Tat betrachtet werden.

Den Atlas stellarum variabilium haben die drei größten Autoritäten auf diesem Gebiete in Deutschland, Dr. H. Kreuz, Dr. Hartwig und Dr. G. Müller, einstimmig als erstklassige Leistung begrüßt, die weit über alles bisher in dieser Beziehung Geleistete hinausgehe[1].

Was endlich die vierte Publikation betrifft, so sprach die Witwe Krügers, eine Tochter des großen Argelander, dem P. Hagen dafür ihren wärmsten Dank aus. Die Tatsache, daß die fünfzig Jahre alten Originalbeobachtungen zweier deutschen Astronomen von einem im Auslande lebenden deutschen Jesuiten ans Licht gezogen wurden, ist jedenfalls bemerkenswert.

Es spricht gleichfalls deutlich genug für die deutsche Gesinnung des Gelehrten, daß er auch sein neuestes großes Werk: „Die veränderlichen Sterne" in Deutschland erscheinen läßt, obschon eine italienische Ausgabe in seiner jetzigen Stellung ihm persönlich weit vorteilhafter gewesen wäre.

Wie mit so vielen andern, so ist der Name eines deutschen Jesuiten auch mit einem ganz neuen großen, wissenschaftlichen und vaterländischen Unternehmen verbunden. Es handelt sich um die wissenschaftliche Expedition, die der dem Kgl. Preußischen Kriegsministerium zugeteilte Regierungsbaumeister Ernst Boerschmann 1906—1909 unternahm. Der Auftrag, mit dem er entsandt wurde, lautete: „Die Erforschung der chinesischen Architektur in ihrem Zu-

[1] Vgl. die glänzenden Besprechungen im Literarischen Zentr.-Bl. 1900, Nr. 4; 1902, Nr. 26; 1907, Nr. 46; Vierteljahrsschrift der Astr. Ges. 1909, S. 47 u. a. O.

sammenhange mit der chinesischen Kultur." Die Ergebnisse sollen in einem großen Sammel- und Quellenwerk veröffentlicht werden. Davon liegt jetzt der erste Band vor unter der Überschrift: „Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen, Einzeldarstellungen auf Grund eigener Aufnahmen während dreijähriger Reisen in China, im Auftrage des Reiches bearbeitet und mit Unterstützung des Reiches herausgegeben von Ernst Boerschmann, Regierungsbaumeister. Band I: P'u to shan, die heilige Insel Kuan yin, der Göttin der Barmherzigkeit. Berlin 1911." An der Spitze trägt das mit 208 Bildern und 33 Tafeln ausgestattete Prachtwerk die Widmung: „Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser, König von Preußen, Wilhelm II., dem Erhabenen Schirmherrn der Künste und Wissenschaften, in tiefster Ehrfurcht zugeeignet vom Verfasser."[1]

Über die Vorgeschichte des wissenschaftlichen Unternehmens schreibt der Verfasser in der Einleitung (S. VII ff.):

„Daß der Gedanke an ein planmäßige Erforschung und grundlegende Darstellung der chinesischen Baukunst im Zusammenhange mit der chinesischen Kultur in die Tat umgesetzt werden konnte, darum haben sich in erster Linie zwei Männer ein Verdienst erworben, deren Namen ich den folgenden Ausführungen voranstellen möchte, noch bevor ich auf ihren näheren Anteil an dem Werke eingehe. Es sind das die Herren P. Joseph Dahlmann S. J., der Gelehrte, dem die wissenschaftliche Erforschung der Religionen Indiens und Ostasiens so viel verdankt, und der (damalige) Reichstagsabgeordnete Dr. jur. Karl Bachem, mit dessen Namen die Förderung zahlreicher deutscher Kulturwerke der letzten Jahrzehnte verbunden ist."

Der Verfasser berichtet dann, wie er im Laufe der Boxerwirren, die 1900 ausbrachen, nach China gesandt wurde, und fährt fort:

„Ich hatte das Glück, im Jahre 1902 als Baubeamter zu unsern Truppen hinausgeschickt zu werden. Während jener zwei Jahre meines ersten Aufenthaltes in China, 1902—1904, erfaßte und erfüllte mich bereits der Gedanke, die Baudenkmäler Chinas planmäßig zu erforschen. Bestimmend aber für die Gestaltung der Ziele, die mir erst in allgemeinen Umrissen vorschwebten, sollte erst eine denkwürdige Begegnung werden. Es war im Oktober 1903, als ich während eines längeren Kommandos in Peking im dortigen Offizierskasino, also auf deutschem Grund und Boden, die Bekanntschaft von P. Joseph Dahlmann machte, der sich gerade auf seiner dreijährigen Forschungsreise durch den Osten Asiens befand. Wir begegneten uns in gemeinsamer Begeisterung für die Größen chinesischer Kultur und in der Erkenntnis der Notwendigkeit, dem Problem ihrer Er-

[1] Vgl. über den ersten Band das Referat, das P. Dahlmann am 27. Febr. 1912 in der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zu Tokio hielt und das sich in den Mitteilungen der Gesellschaft 1912, Bd. XVI, S. 117 ff. findet.

forschung von jeder nur möglichen Seite aus näher zu treten, vornehmlich aber auf der Grundlage des Quellenstudiums der Baukunst, besonders der religiösen. Noch schärfer umrissen wurde der Umfang der vorzunehmenden Studie in einer zweiten Unterredung, die ich, bereits auf der Heimreise begriffen, mit P. Dahlmann im August 1904 in Zikawei bei Schanghai hatte, an jener Stätte, an der sich seit dem Jahre 1607 eine christliche Gemeinde in ununterbrochener Folge erhalten hat und die seit dem Jahre 1847 den Mittelpunkt bildet für die bedeutsame und nicht in letzter Linie auch für die Wissenschaft erfolgreiche Arbeit der Jesuiten. Kein Geringerer als Ferdinand Freiherr von Richthofen hat diese Arbeit voll gewürdigt. Es mag als ein günstiges Vorzeichen gedeutet werden, daß den unmittelbaren Ausgang für meine Studien zwei Orte gebildet haben, die für die wissenschaftliche Erforschung Chinas im Verein mit religiösen Zwecken in gleicher Weise als historisch gelten können, Zikawei und Peking. Im 17. Jahrhundert, an den Höfen der Kaiser Schunthi und Kanghi, war Peking fast eine Pflanzstätte europäischer, ja deutscher Wissenschaft, und gerade deutsche Jesuiten sind es gewesen, Männer wie Schall, Verbiest, Thoma, Stumpf und Kögler, die damals eine ausgezeichnete Rolle spielten. Nur mit Ehrfurcht vermag jeder, der wissenschaftlich sich mit China beschäftigt, auf die Grabmäler jener Jesuiten zu blicken, die auf dem schönen Friedhof vor dem Westtor der Tartarenstadt von Peking ihre letzte Ruhe gefunden haben."

Es ist derselbe P. Joseph Dahlmann, der das Prachtwerk: „Indische Fahrten" verfaßt hat, ein Buch, aus dem selbst die „Kölnische Zeitung" (1909, Nr. 191) ein „warmes patriotisches Empfinden" herausgefühlt hat und von dem die „Frankfurter Zeitung" (1909, Nr. 24) bemerkt:

„. . . Geradezu herzerfreuend ist die sichtliche Begeisterung, mit der der deutsche Jesuit in der Fremde allem, was deutsch ist, den Tribut vaterländischer Verehrung zollt."

In der Tat, nur ein in treuer Liebe zu seiner Heimat erfülltes deutsches Herz kann seinem Tagebuche Stellen anvertrauen wie die folgenden:

„Was mich jedoch", so schreibt P. Dahlmann bei der Schilderung des Hafens von Honkong, „inmitten dieser englischen Herrlichkeit mit stolzer Freude erfüllte, das war der Anblick so vieler Handelsschiffe, welche die heimatliche Flagge des Deutschen Reiches führten. Nicht weniger als 16 prächtige Dampfer wiesen mit ihren Farben sofort auf die ferne Heimat, auf Deutschland und unsere Freien Städte Hamburg und Bremen, hin. Einem Schiff mit heimatlicher Flagge im fernen Osten auf einsamer Fahrt begegnen zu können, macht immer Freude. Hier aber leuchteten links und rechts die deutschen Farben im Umkreis der vielen Schiffe, die im Hafen lagen. Es war mir in der Tat von höchstem Interesse, beobachten zu können, wie die deutsche Flagge — nicht etwa auf Kriegsschiffen, sondern auf Handelsschiffen —

immer zahlreicher hervortrat, je mehr wir uns von Colombo aus dem fernen Osten zuwandten, und diese Beobachtung wurde auch von den Reisenden der vielerlei Länder gemacht, die auf unserem Schiffe vertreten waren. Deutlich gab sich auch für den Fernstehenden zu erkennen, daß sich der deutsche Handel im fernen Osten sein wirtschaftliches ‚Ostindien' erobert hat." [1]

Und wiederum: „In eine fremde Welt glaubte ich einzuziehen, als unser Dampfer durch das Felsentor von Singapor einfuhr, und ich sah mich auf einmal in eine ganz heimatliche Umgebung versetzt.

„Als das Auge über das weite Hafenbild mit seinen Dampfern und Seglern schweifte, tauchte allenthalben die deutsche Handelsflagge auf. Keine andere war so glänzend vertreten. Stolz wehte sie am Eingangstor der ostasiatischen Gewässer. Man muß selbst die begeisternden Eindrücke solcher Augenblicke fernab der Heimat in sich aufgenommen haben, um das erhebende Gefühl mitempfinden zu können, das der Anblick unseres am äußersten Punkte Ostasiens hoffnungsvoll aufblühenden Handels weckt. Die deutsche Flagge senkte sich allenthalben zum Gruß, als der Dampfer durch dem Mastenwald hindurchglitt, um dicht am Kai anzulegen [2].

„Dieselbe freudige Erinnerung empfängt der deutsche Jesuit im Hafen von Bangkok [3], und abermals von Kalkutta."

„Aber die Flagge," so heißt es hier, „die mir bei jener literarischen Begegnung in der bedeutendsten Bibliothek der Hauptstadt des anglo-indischen Reiches [4] so wohlbekannt entgegenleuchtete, rief einen in seiner Art noch viel erfolgreicher emporstrebenden Aufschwung wach. Ein großes, schier unübersehbares Arbeitsfeld hat sich im fernen Osten der wissenschaftlichen und literarischen Forschung erschlossen. Und welches Land wäre eher berufen, an der wissenschaftlichen Erschließung des Ostens mit Aufbietung aller ihm zur Verfügung stehenden Kräfte sich zu beteiligen, als unser liebes deutsches Vaterland!" [5]

So hat der deutsche Jesuit in diesem „mit warmem, patriotischen Empfinden geschriebenen Buch" seinen Oberen und Mitbrüdern nicht weniger als sich selbst ein schönes Denkmal ihrer nie erlöschenden Liebe zum deutschen Vaterlande gesetzt. Nur wo die Anhänglichkeit an die Heimat als eine Mitgift aller gehütet und geehrt wird, kann ein solches Werk gedeihen. Die Gesinnungen, die der Verfasser ausspricht, sind in der Mitte seiner Mitbrüder als Familienerbe gepflegt worden. In dieser Liebe zum deutschen Vaterland ist sich der deutsche Jesuit immer der gleiche geblieben, ein deutscher Jesuit, der bis in den fernsten Osten an allem Fortschritt der Schätze deutscher Geistesarbeit einen ebenso herzlichen Anteil nimmt, wie wenn er am Rhein oder an der Donau, an der Spree oder an der Isar lebte.

---

[1] P. Dahlmann, Indische Fahrten (Freiburg, Herder) I, 22. [2] Ebd. I, 72 f. [3] Ebd. S. 144. [4] Vgl. oben S. 196. [5] Indische Fahrten I, 224.

Dieser warmherzige deutsche Zug, selbstverständlich in christlich-katholischer Färbung, läßt sich in der ganzen schriftstellerischen Tätigkeit der verbannten deutschen Jesuiten verfolgen[1].

Deutschen Domen und Kirchen gelten die bekannten und anerkannten Werke eines P. Stephan Beissel und P. Jos. Braun, deutschen Männern alter und neuerer Zeit die vortrefflichen tiefgründigen Biographien aus der Feder eines P. O. Braunsberger, P. Otto Pfülf, P. Bernhard Duhr, P. Ludwig Schmitt, P. Adolf Müller u. a.

Ein fast unbekanntes Stück deutscher Geschichte, das die bedeutsame Kulturarbeit deutscher Männer im ehemaligen spanisch-portugiesischen Weltreich schildert, hat P. A. Huonder S. J. in seinem Buche: „Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts" (Freiburg 1899) ans Licht gezogen.

Und welch liebevolle Pflege hat auch die deutsche Poesie und Literatur von seiten deutscher Jesuiten gefunden.

Daß der geniale P. Alexander Baumgartner und der feinsinnige P. Wilhelm Kreiten zu den besten deutschen Stilisten und geistvollsten Literarkritikern der neueren Zeit auf katholischer Seite gehören, wird niemand leugnen können.

Die Studien des einen über Lessing und Goethe, um nur eines herauszugreifen, bleiben Prachtleistungen auch für den, der den Standpunkt des Verfassers nicht teilt[2]. Und waren es nicht die beiden deutschen Jesuiten Kreiten-Diel, welche zuerst wieder einen Brentano und eine Annette Droste-Hülshoff zu Ehren und die nachfolgende fruchtbare Forschung in Fluß gebracht haben.

Und wie tief und warm pulsiert das deutsche Gemüt und deutsche Heimatsliebe in den Novellen eines J. B. Diel, eines Jos. Spillmann, in den süßen, trauten Kindermärchen eines Ambros Schupp, wie

---

[1] Es ist bezeichnend, daß der gehässige Versuch, aus gelegentlichen Äußerungen deutscher Jesuiten in kirchen- oder staatsrechtlichen Abhandlungen deutschfeindliche Gesinnungen herauszudestillieren, kläglich gescheitert ist und als unehrliche Mache und Fälschung entlarvt wurde (vgl. „Germania" Nr. 208, 212, 213, 221, 11.—26. Sept. 1912). Zeigt nicht gerade dieser mißlungene Versuch, aus der führenden Zeitschrift der deutschen Jesuiten, die bereits auf 83 Bände gediehen ist (dazu kommen 110 Ergänzungshefte), einen solchen Beweis zu erbringen, wie wenig jener Vorwurf begründet ist?

[2] „Seine (Baumgartners) Schriften über Lessing und Goethe", so muß selbst ein Fr. Nippold gestehen, „mag der Verehrer der großen Dichter noch so sehr bedauern — die gründlichste Kenntnis aller ihrer Werke läßt sich ihnen nicht absprechen." (Die jesuitischen Schriftsteller [Leipzig 1895] S. 58.)

jauchzt und jubelt und weint und lacht die deutsche Vaterlandsliebe in den Liedern und Gedichten deutscher Jesuiten?

„Zieht hin, ihr schlichten Weisen — zum teuren Vaterland;
Ihr mögt ja fröhlich reisen, — bin ich auch selbst verbannt.“

Mit diesem Geleitspruch sendet P. Ambros Schupp seine Lieder aus dem fernen brasilianischen Waldgebirge in die deutsche Heimat, die ihm trotz all erlittenen Unrechts so teuer geblieben. Ihr möchte er sein bestes Lied singen:

Dem Vaterland.

Dem Vaterland ein Lied,
Das soll von Herzen wogen,
Als käm in Reih und Glied
Ein Heer dahergezogen.

So fest, so mannestreu,
So mutig und entschlossen,
Daß sich das Herz erfreu'
An Deutschlands kräft'gen Sprossen.

Daß jedem Feind es klar
In tiefster Seele werde,
Von Deutschland immerdar
Auch keinen Fußbreit Erde.

Dem Vaterland ein Lied,
Das wie der Väter Lieder
Durch alle Gauen zieht,
So männlich, fromm und bieder.

Ein Lied, vertrauensfest,
Das auch in schweren Tagen
Sich nicht entwinden läßt
Der Feigheit mattes Klagen.

Das frisch und frohbeschwingt
Im Fluge durch die Lande
Um Deutschlands Kinder schlingt
Der Lieb und Eintracht Bande....

Ja, würd' in Lieb und Lust
Mir solch ein Lied gelingen,
Das wollt' aus voller Brust,
Lieb Deutschland, dir ich singen [1].

Ja, hätten jene Herren, die da so leichthin die Phrase von den „vaterlandslosen“ Jesuiten im Munde führen, die Herzen dieser deutschen Männer bluten sehen, als sie die teure Heimat verlassen mußten, sie würden doch vielleicht anders denken. Man höre, wie P. Diel diese Gefühle wiedergibt:

An die Heimat.

(Kurz vor der Verbannung.)

I.

Soll bald mein Fuß ein andres Land durchschreiten?
Soll mir ein andrer Himmel grüßend winken?
Willst du, mein Vaterland, in Nacht versinken,
Soll ich vergessen dein und früherer Zeiten?

---

[1] „Fern der Heimat“ S. 244 f.

„Stoßt ihn hinaus!" tönt es von allen Seiten,
Und Tränen meine müden Augen trinken.
So leb' denn wohl! Viel schön're Sterne blinken,
Nach andern Zonen tröstend mich zu leiten.

Wie still! — Das Kreuz seh ich im Lichtglanz stehen!
Horch! Liedertöne ahnungsvoll erklingen,
Als zögen Engel über ferne Höhen?

„Es naht die Zeit! Laßt uns von dannen gehen!"
Wie Mahnung zum Gericht die Stimmen singen —
Heimat, leb' wohl! auf beßres Wiedersehen!

II.

Ich wanderte landauf, landein,
Kam wieder heim zum lieben Rhein,
Dort liegt er mir zu Füßen.
Die Wellen aus der Tiefe schau'n,
Im Abendrote glüh'n die Au'n,
Als wollten sie mich grüßen.

Und in das Städtchen tret ich ein,
Hoch steht der Brunnen dort von Stein,
An dem ich oft getrunken.
Und doch bin ich zum Tod betrübt:
So viele, die ich einst geliebt,
Sind längst ins Grab gesunken.

Durch alle Straßen geh ich hin,
Seh manchen Freund vorüberziehn,
Ob er mich wohl erkannte? —
Vom Berge blickt die stille Nacht,
Und keiner ist, der mit mir wacht,
Bin fremd im Heimatlande.

Der Schmerz mich in die Ferne zieht,
Ach Gott! und bin so wandermüd,
Wohin soll ich mich wenden? —
Es ist die Welt so groß und weit,
So ferne noch die Ewigkeit —
Werd' ich den Weg vollenden?[1]

Aber der Schmerz der Verbannung hat die begeisterte Liebe zur deutschen Heimat nicht zu dämpfen vermocht. Wie glüht und sprüht

[1] Gedichte von J. B. Diel S. J., 3.—4. Aufl. (Freiburg i. Br. 1904), S. 149 f.

dieser deutsche Patriotismus z. B. in den Liedern und Gedichten eines Guido Maria Dreves:

„Ein Lied von keuscher Minne,
Von treuer Minne Leid,
Ein Lied von Heidenfahrten
Und ringender Recken Streit,
Das klingt in deutschen Landen,
So oft es klang, nie aus,
Stets singen es neue Sänger
Und ziehen bedankt nach Haus. . . .“

Auf dem alten Ritterhorste sucht und findet er die Harfe aus deutscher Minnesängerzeit:

„Ich wußt' sie schlecht zu schlagen,
Doch war's der Kunst nicht not,
Nicht schienen ihre Saiten
Wie andre Saiten tot;
Ich wußte nicht, was singen,
Sie hat es stets gewußt,
Und wie die Laute wollte,
Der Sänger hat gemußt.

„Ich schlug sie, wie ich wußte,
Sie sprach, was in ihr schlief,
Uralte schlichte Lieder,
Wie der Rhein so klar und tief,
Wie der Himmel so blau und heiter,
Wie der Morgen so hell und klar,
Wie der Mai so warm und innig,
Wie das Grab so ernst und wahr.

„So will ich sie nochmals rühren,
Will lauschen, was sie spricht,
Ob von Tagen deutschen Ruhmes
Ein rauschendes Siegsgedicht,
Ob von Tagen deutscher Schande
Ein rührendes Klagelied,
Oder ob sie deutscher Zukunft
Prophetische Bilder sieht. . . .“

Und nun drängen sich Woge auf Woge diese echt deutschen Lieder und Balladen aus ruhmvoller deutscher Heldenzeit: „Fiedel und Schwert“, „Geisterstimmen“, „Orgelton und Glockenklang“, „Alphorn und Triton“, „Heimat, Hurra!“ — eines schöner, feuriger klingend wie das andere[1].

[1] Stimmen der Vorzeit. Deutsche Sagen und Geschichten von Guido M. Dreves. Paderborn 1889.

Und wieder weiht er einen ganzen Strauß glühender Schwert-Lilien dem Andenken an die Großtaten des Hohen Deutschen Ordens[1].

Wer ist mit feinerem Verständnis und größerer Begeisterung für das deutsche Kirchenlied auf katholischer Seite eingetreten und hat selbst so herrliche Weisen auch für das Heiligtum gedichtet wie dieser durch und durch deutsche, gottbegnadigte Sänger?[2]

Man sage nicht, daß Dreves die letzten drei bis vier Jahre außer dem Orden verlebte. Dieser Schritt, den er später selbst bereute, hatte mit dem Patriotismus nichts zu tun. Seine ganze Schulung vom neunten Jahre ab erhielt er bei den deutschen Jesuiten; 36 Jahre lebte er in ihrer Mitte, glücklich und beliebt; hier schrieb er all die genannten urdeutschen Lieder[3].

Gewiß für die deutschen Jesuiten beginnt — wie übrigens auch für andere deutsche Männer und Frauen — die deutsche Geschichte nicht erst mit dem Jahre 1517 oder 1700 oder gar erst mit dem 18. Januar 1871.

Aber sie sehen wie andere Deutsche in der geschichtlichen Entwicklung die Fügung einer höheren Vorsehung und haben deshalb die Entstehung des neuen deutschen Reiches unter preußischer Führung mit freudigem Stolze begrüßt, genau wie andere katholische Männer ihres Volkes.

Wer sang denn jenes flammende patriotische Lied, dem auf den Kölner Blumenspielen (5. Mai 1901) der erste Preis „für das beste Vaterlandsgedicht“ (eine goldene Kornblume) zuerkannt wurde. Man höre nur:

Der Iltis.

Die Sonne ging auf so purpurrot
Zwischen Wolken von Blut und Feuer,
Und es tobt die See, es heult und droht
Ein entfesseltes Ungeheuer.

[1] Schwert-Lilien. Sagen und Geschichten des Hohen Deutschen Ordens. Paderborn

[2] Vgl. Ein Wort zur Gesangsbuchfrage. Freiburg i. B. 1884, und „O Christ, hie merk!“ Ein Gesangbüchlein geistl. Lieder. Freiburg i. Br. 1885; Archaismen im Kirchenliede. Noch ein Wort zur Gesangbuchfrage. Freiburg i. Br. 1879; Kränze ums Kirchenjahr. Geistliche Lieder. Paderborn 1886.

[3] P. Guido M. Dreves wurde zu Hamburg geboren am 27. Oktober 1854, erhielt seine Erziehung im Jesuitenkolleg Stella matutina zu Feldkirch, trat 11. Oktober 1869 in den Orden, in welchem er bis zum 29. November 1905 verblieb. Er starb am 1. Juni 1909 zu Mitwitz in Franken.

Wie durch die Pußta wild wiehernd das Roß,
So kommen daher sie geflogen
Mit flatternden Mähnen, ein wilder Troß,
Sich bäumend und schäumend die Wogen.

Und auf den Nacken der Wogen steigt
Nachdrängend die Woge im Schwunge
Und schießt, wie jene zum Fall sich neigt,
In die gähnende Tiefe im Sprunge.

Ohnmächtig treibt im Sturme das Boot,
Ein Spielball Winden und Wellen,
Es treibt in den nahen, den sicheren Tod,
Zu scheitern am Riff, zu zerschellen.

Es steht auf der Brücke der Kapitän,
An Deck Matrosen und Jungen,
Da — wie sie dem Tod ins Antlitz sehn —
Was hat so schneidig geklungen?

Wie auf den Felsen rannte das Schiff,
Zu Tod getroffen, was haben
Hinaus in den Sturm vom tückischen Riff
Gerufen die herrlichen Knaben?

Sie jubelten laut ein letztes Hurra,
Dem Kaiser galt es, dem Reiche;
Wie trutzig standen die Helden da,
Die jungen, Eiche bei Eiche.

Und sanken leuchtenden Auges hinab
Und schweigend zur schweigenden Tiefe.
Wo ist der Held, der in seinem Grab
Auf schönerem Lorbeer schliefe?[1]

[1] 3. Jahrb. der Kölner Blumenspiele 1901 (Köln 1902), S. 39 f. „Als besonders interessante Tatsachen", so bemerkte damals die „Kölner Zeitung", 6. Mai, A.-Ausg., „seien erwähnt, daß ... der Sieger im Vaterlandspreise dem Jesuitenorden angehört." „Llamaba la atention . . . el triunfo de un jesuita . . . que había salido airoso con su canto patriótico, aunque pertenecía á una orden desterrada de su patria", so schrieb auch „La Illustración Española y Americana" (Madrid, 30. Mai). Vgl. auch das auf denselben Blumenspielen „lobend erwähnte" Gedicht von Dreves: „Der Kaiserritt", das in einer Art Vision Kaiser Rotbart aus dem Grabe steigen und am Rheine hinreiten läßt. Es schließt:

„Dann hebt er zum Segen empor das Schwert,
Zum Segen über die Reben,
Zum Segen über Heimat und Herd,
All Deutschlands Ringen und Streben,

Spricht es nicht Bände, daß P. Ludwig Bonvin, ein verbannter Jesuit, dazu noch ein Schweizer, der aber seit 38 Jahren unter deutschen Jesuiten weilt, eine deutsche Kaiserhymne komponiert und bei L. Schwann in Düsseldorf im Jahre 1904 veröffentlicht hat, wie sie wärmer und feuriger wohl selten dem Kaiser ins Ohr geklungen?

Sie lautet:

„Heil dem Kaiser, dem Kaiser Heil!
Der machtvoll und milde herrscht im Land,
Ein Hort und Hüter des Friedens.
Klar sieht sein Auge,
Erkennend, was frommt den Völkern;
Stark führt seine Hand
Des Schiffes Steuer durch die Wogen.
Glauben im Herzen
Bekennet er mit zeugendem Worte:

„Christus der Herr ist Gott!
Auf ihn laßt uns bauen,
Zu ihm blicken im Glauben,
In ihm und im Kreuze
Steht unsere Hoffnung,
In ihm ist Hilf und Heil.
Alle jauchzen ihm zu:
Heil dem Kaiser, dem Kaiser Heil!
Heil ihm, der treu steht zum Kreuze!
Heil dem Kaiser, dem Kaiser Heil!"

Und das sind die Männer, die man als vaterlandslose, unpatriotische Nachtvögel verschreit, deren Namen und Ruf man auf Grund lächerlicher Jesuitenfabeln und fanatischer Wahnideen schmachvoll in den Kot zieht!

Deutsche sind sie und Deutsche sind sie geblieben und als Deutsche erheben sie im Namen deutscher Gerechtigkeitsliebe den Anspruch, daß ihnen das angeborene, gewalttätig geraubte Heimatrecht zurückgegeben werde, und im Namen deutscher Ehrlichkeit fordern sie, daß man sie nicht länger beurteile und behandle nach den Lügenzeugnissen einer haßerfüllten Bundes- und einer feilen Judenpresse[1],

---

Zum Segen über Kaiser und Reich,
Nach Norden dann führt er, nach Süd einen Streich,
Nach Osten — nach Westen den besten."

[1] Ihr sei ins Stammbuch geschrieben, was einer der ihrigen, Heinrich Heine, in seinen „Geständnissen" einst gesagt: „Ich habe längst aller Befehdung der

sondern nach dem reinen und unverfälschten Zeugnis ihres Lebens und ihrer Taten.

---

römischen Kirche entsagt, und längst ruht in der Scheide das Schwert, das ich einst zog im Dienste einer Idee und nicht einer Privatleidenschaft. Ja, ich war in diesem Kampfe gleichsam ein Officier de fortune, der sich brav schlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache noch gegen ihre Vertreter.... Arme Väter der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden; man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, nicht aber eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem Namen Loyola immer in Wut gerieten wie die Ochsen, denen man einen roten Lappen vorhält!" (Sämtl. Werke XIV, 315.)

Satzung

der

Freien Vereinigung für das katholische Deutschtum im Auslande.

Am 26. September 1911 wurde auf dem sechzehnten allgemeinen Caritastag zu Dresden die Gründung einer „Freien Vereinigung für das katholische Deutschtum im Auslande“ beschlossen.

§ 1. Zweck der Vereinigung ist:

a) Pflege lebhafter geistiger Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den deutschen Katholiken im Auslande;

b) Erhaltung und Förderung der deutschen Sprache, Sitte, Kultur und der Religion bei den vom deutschen Mutterland getrennten Glaubensbrüdern;

c) ideale und materielle Förderung des ausländischen Deutschtums überhaupt.

§ 2. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind:

a) Sammlung und Verarbeitung von Material sowie Veröffentlichung populärer und wissenschaftlicher Schriften über die katholischen Deutschen im Auslande, insbesondere eines Handbuches für das katholische Deutschtum im Auslande; Anlage einer Fachbibliothek;

b) Sammlung von Büchern zur Gründung von katholischen Bibliotheken im Auslande (Adresse: Sammelstelle des Caritasverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen in Freiburg i. Br.);

c) Förderung der in der Heimat für die katholischen Auslandsdeutschen bereits tätigen katholischen Vereine (St.-Josephs-Missionsverein, Sankt-Raphaelsverein usw.);

d) Bekanntgabe, Empfehlung und Förderung der im Auslande bestehen, den katholischen deutschen Missionen-Schulen, Anstalten, Vereine; Zeitungen und Zeitschriften;

e) Interessierung öffentlicher Behörden und Körperschaften, freier Vereinigungen und Einzelpersonen für die katholischen Deutschen im Auslande und ihre Institute.

§ 3. Mitglieder können werden alle deutschen Katholiken des In- und Auslandes, die sich die Pflege und Förderung des katholischen Deutschtums im Auslande angelegen sein lassen.

§ 4. Der Vorstand der Vereinigung besteht aus folgenden Mitgliedern: dem Vorsitzenden, dem stellvertretenden Vorsitzenden, dem Schriftführer und vier Beiräten, die auf drei Jahre, gelegentlich der in Verbindung mit dem allgemeinen deutschen Caritastage stattfindenden Jahreskonferenz, gewählt werden. Der Präsident des Caritasverbandes ist geborenes Mitglied des Vorstandes.

§ 5. Organ der Vereinigung ist bis auf weiteres die „Caritas“, Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland (Freiburg i. Br.).

§ 6. Ein Mitgliedsbeitrag wird von den Mitgliedern der Vereinigung nicht erhoben. Es genügt, wenn dieselben mit einem jährlichen Beitrag von 6 Mk. Mitglieder des allgemeinen Caritasverbandes sind.

§ 7. Der allgemeine Caritasverband (Freiburg i. Br.) bestreitet die gewöhnlichen Kosten der Vereinigung. Geschäftsstelle und Sekretariat desselben sind zugleich die der Vereinigung.

Anmeldnngen sind zu richten: An die Freie Vereinigung für das katholische Deutschtum im Auslande — Sitz Caritasverband, Freiburg i. Br.


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21063 4066


Hiller
Bookbinding
Company